

Die Wahrheit über Donna Centa

Evon Adlersfeld-Ballestrem



S 15240

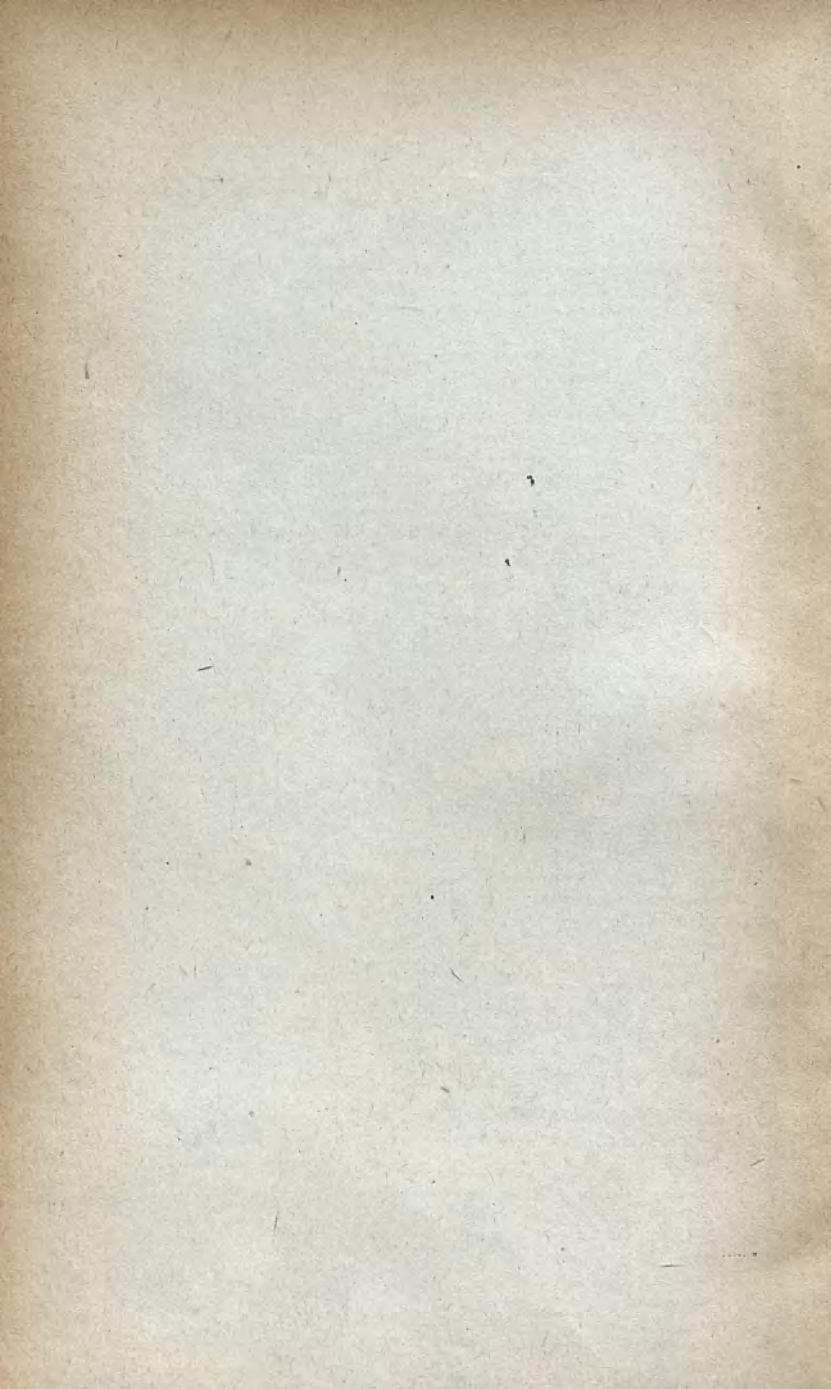






Die Wahrheit über Donna Centa





Die Wahrheit über Donna Centa

Roman

von

L. von Adlersfeld-Ballestrem
Eufemia

Erstes bis fünftes Tausend

Max Seyfert, Verlagsbuchhandlung
Dresden 1921

211020
Be 25104
779812 I

515240



Alle Rechte, insbesondere das Recht der Uebersetzung
in andere Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1921 by Max Seyfert Verlag, Dresden-N.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.



779812

I



2002-04-16

Druck von Peggische & Bretschel, Dresden-N.

Am Fenster seiner kleinen, schmucken Villa am Gianicolo in Rom saß an einem köstlichen Frühlingsnachmittage Doktor Franz Xaver Windmüller und betrachtete liebevoll zwei rahmenlose Miniaturen, die auf dem Tisch vor ihm lagen. Wäre jemand im Innern des Zimmers gestanden und hätte er der Figur am Fenster gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, so hätte er kaum umhin gekonnt, eine merkwürdige Ähnlichkeit zu entdecken, denn das gegen das helle Tageslicht sich scharf abzeichnende Profil des Körpers erinnerte ganz auffallend an das jedem Deutschen wohlbekannte des großen Schlachtenlenkers Moltke, den, im Zivil einer, der ihn nie selbst oder im Bilde gesehen, eher für einen Gelehrten, denn für einen Feldherrn gehalten hätte. Auch der Mann am Fenster sah sicherlich nicht seinem Berufe ähnlich; beiden Vergleichsgrößen wohnte, wenn auch in ganz verschiedener Richtung, der Hang zu einem stillen, beschaulichen Gelehrtendasein inne, und beide hatte das Schicksal und ihre eigentliche Begabung sie — gleichfalls in sehr verschiedener Richtung — zu einem Beruf vibrierender Tätigkeit geführt. Doktor Franz Xaver Windmüller war ursprünglich, unbeschadet seiner archäologischen Neigungen und seiner daraus sich ergebenden Antiquitätenpassion, Jurist gewesen, hatte aber sehr bald diese für seinen Ehrgeiz und sein hochgradig entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl zu langsam vorschreitende und unbefriedigende Laufbahn mit der eines Privatdetektivs vertauscht, für die er alle Fähigkeiten besaß, welche noch dazu den Vorteil genossen, im Besiz eines hochgebildeten Mannes zu sein, der auch den gesellschaftlichen 'Schliff' besaß, durch den er sich in den besten Kreisen frei bewegen konnte. Seine früheren

Kollegen, die nicht nur geneigt waren, den Berufswechsel Windmüllers als einen Niederbruch zu beurtheilen, sondern von ihm auch ganz offen als von einem ‚verkrachten und entgleisten Juristen‘ redeten, änderten ihre Ansicht aber, als der Erfolg den Ruf des ‚Abtrünnigen‘ in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem internationalen machte, und wollten dann natürlich ‚immer Außergewöhnliches von ihm erwartet und vorausgesehen haben‘, — eine Windänderung, wie man sie alle Tage in dieser schönen Welt beobachten kann, in welcher nicht die Begabung, sondern eben der Erfolg den Ausschlag gibt.

Die Lehrjahre, in denen Windmüller an ‚kleinen Fällen‘ seine Kraft üben und seine Fähigkeiten erziehen mußte, gingen für seine Bescheidenheit überraschend schnell zur Meisterschaft über; er hatte nicht lange zu warten, bis die verschlungenen Fäden subtiler und raffinierter Ubertretungen der irdischen und göttlichen Gesetze, scheinbar undurchdringliche Myssterien und Tragödien, wie das menschliche Leben sie täglich und stündlich zeitigt, in seine Hände gelegt und mit scheinbar spielender Leichtigkeit von ihm entwirrt wurden; die ‚Herren Verbrecher‘ begannen bald genug vor dem Namen Windmüller zu zittern, denn wohin und von wem er auch immer gerufen wurde, da lieferte sein Spürsinn, seine Kaltblütigkeit und seine wahrhaft phänomenale Kombinationsgabe, der keine Kleinigkeit zu gering war, um sie zu übersehen, fast allemal den Schuldigen der irdischen Gerechtigkeit aus. Diese Erfolge verdankte er auch nicht in letzter Linie dem Umstande, daß ihm die zweifelhafte Eigenschaft der Überhebung ganz und gar abging, denn wenn ein Mensch durch Erfolge verführt anmaßend wird, dann darf er getrost auf neue Lorbeeren verzichten und zusehen, daß er sich die alten erhält. Natürlich hatte Windmüller auch Mißerfolge zu verzeichnen, die ja in jedem Beruf unvermeidlich sind, aber er schob die Schuld

daran niemals ändern in die Schuhe, sondern suchte sie auf der eigenen Türschwelle, um daraus zu lernen; wer das zuwege bringt, der darf schon ruhig ein oder das andere Mal daneben hauen, ohne daß es seinem Beruf schade.

Bei all seiner nunmehr langjährigen, unermüdlischen Arbeit im Schmutze der menschlichen Leiden- schaften war er aber nicht hart geworden, sondern hatte sich das warme Herz für die Unschuld bewahrt, der zu Gerechtigkeit zu verhelfen, das Leitmotiv seiner Tätigkeit blieb, und das hatte ihm Freunde gemacht, welche der Zahl derer, die ihn fürchteten und haßten, die Wage hielten. Gewohnt, in die Tiefen des Verbrecher- tums hinabzusteigen, blieb er nicht nur äußerlich der Weltmann vom feinsten Schliff, sondern vor allem der liebenswürdige Mensch, dem der Verkehr mit den Edelsten und Besten Herzensbedürfnis ist; wie oft er inoffiziell und nur aus purer Freundschaft eingegriffen und gerettet hatte, was eben noch zu retten war, das hätten Hunderte laut verkünden können, wäre ihr Mund nicht notgedrungen zum Stillschweigen verur- teilt gewesen.

Nun hatte er sich schon seit einigen Jahren das Heim, das er ersehnt und erträumt, am Abhang des Gianicolo in Rom gegründet, in dem er als Junggeselle hauste, denn zum Heiraten hatte er nach seiner eigenen Angabe keine Zeit gehabt, und eine Haushälterin, die er seit seinen Kinderjahren kannte und zu sich genommen hatte, führte ihm die Wirtschaft. Infolge wichtiger Dienste, die er im Rahmen der hohen Diplomatie zu leisten vielfach Gelegenheit gehabt, war er mit äußeren Ehren und Ordensauszeichnungen überschüttet worden, und da seine ursprünglich bescheidenen Verhältnisse sich auch inzwischen zu behäbiger Wohlhabenheit aus- gewachsen hatten, so gab er sich nunmehr auch einer größeren Ruhe und Beschaulichkeit hin. Nur noch außergewöhnliche Fälle konnten ihn aus seinem Buen

Retiro herauslocken; da es aber immer solche ‚außergewöhnliche Fälle‘ gab, in denen ‚man‘ ohne ihn nicht gut fertig werden konnte, so war seine vielgepriesene beschauliche Ruhe, genau betrachtet, nur eine Selbsttäuschung.

Von der intensiven Betrachtung der beiden, vor ihm liegenden Miniaturen ausblickend, sah er mehr gewohnheitsmäßig als interessiert hinab auf die stille, ländliche Straße, die sich hinter dem Zaun seines hübschen, reich mit blühenden Blumen bepflanzten Vorgärtchens den Berg hinaufzog, und rieb sich vergnügt die Hände. „Wirklich sehr, sehr gut, diese Miniaturen“, murmelte er schmunzelnd vor sich hin. „Macht einem doch riesigen Spaß, wenn man ganz von ungefähr so was in einer Trödlerbude findet und fürs Butterbrot erstehen kann. Vortreffliche kleine Kunstwerke das, und obendrein vom Künstler gezeichnet, was an sich schon was wert ist, und noch dazu von Augustin gemalte Bildnisse von Joachim und Karoline Murat. Was mag aus den sicher diamantensstrahlenden Rahmen dazu geworden sein? Bares Geld natürlich, das den bedürftigen früheren Besitzern dieses königlichen Geschenkes lieber war, bis auch die Bilder zum Monte di Pietà wanderten, wo der Trödler sie, die uneingelöst blieben, bei der üblichen Versteigerung gekauft haben will. Sic transit gloria mundi. Was mag wohl der große Napoleon von seinem Schwager gehalten haben, der auf diesem Bilde so fabelhaft törricht und gigerlhaft aussieht, und doch eine gewisse Größe vor den Gewehrläufen, die seinem Königsdasein ein Ende machten, bewiesen haben soll? Karoline Bonaparte sieht mit ihrem angenehmen Gesicht und den schönen, sanften, braunen Augen auch nicht wie der Drache aus, der sie gewesen sein soll, und —“

Ein eiliger, sporenklirrender Schritt unterbrach, von der Straße heraufschallend, diese harmlose Betrachtung und Windmüller horchte gewohnheitsmäßig

auf, denn wenn schon die Fußgänger auf diesem villenumsäumten Landwege zu zählen waren, der ihre Schritte begleitende Klang von Sporen war hier oben eine Seltenheit, weil Kasernen des waffenstarrenden Roms am Gianicolo nicht liegen, und wenn ein Offizier hier oben einen Besuch zu machen hatte, dann kam er den weiten Weg von jenseits des Tiber durch Trastevere sicher nicht zu Fuß, sondern im Automobil oder im Wagen.

Sich etwas zurücklehnend, um selbst nicht bemerkt zu werden, sah Windmüller sehr bald den Inhaber der verrätherischen Sporen von Trastevere her sich nähern, — es war ein Kavallerieoffizier von der Leibgarde des Königs, der, den weiten Radmantel malerisch mit einem Zipfel über die linke Achsel geworfen, rasch daherschritt, vor der verschlossenen Gittertür von Windmüllers Villa halt machte, das am Torpfosten befestigte Messingschildchen aufmerksam laß, die Rechte im grauen Handschuh dann ausstreckte, um den Knopf der elektrischen Klingel zu drücken, und sie unverrichteter Sache wieder zurückzog. Ein kurzes Zögern, und dann schritt der junge Offizier langsam weiter, als hätte er sich eines Bessern besonnen.

„Aha!“ machte Windmüller oben am Fenster mit einem leisen Lächeln. „Irgendein Herr Adjutant, der sich wichtige Geheimpapiere hat fehlen lassen, und dem ich nun helfen soll. Armer Teufel! Jetzt schämt er sich, seine eigene Nachlässigkeit oder zu große Vertrauensseligkeit einzugestehen, und überlegt noch: soll ich — soll ich nicht? Aber da er nicht umgekehrt ist, sondern weitergeht, so ist's ja noch möglich, daß er sich zu seinem Geständnis entschließt, — aha! er dreht schon um!“

Er tat's, und zwar mit einer kurzen, scharfen Kehrwendung, die ihn mit ein paar Schritten wieder vor das Gittertor brachte, und gleichzeitig hörte Windmüller auch schon die Glocke im Vorplatz seines Hauses

anläuten. Nun ein kurzer Augenblick des Wartens, dann zog eine unsichtbare Hand das Thor auf, und der Offizier schritt auf dem kieselbestreuten, mit Buchsbaum eingefassten Wege zu dem kleinen, zierlichen, mit einem Türmchen gekrönten Hause, in dessen Thür er alsbald verschwand. Zwei Minuten später, und auf Windmüllers ruhiges „Herein“ erschien sein Diener und Faktotum, Telesphor Pfifferling, mit einem silbernen Tablettchen, auf dem eine Visitenkarte lag. Etwas zögernd trat der kleine, drollige Kerl mit dem beweglichen Spitzmausgesicht näher, denn er kannte seinen Herrn, an dem er wie eine bewundernde Klette hing. War einmal die Parole „nicht zu Hause“ ausgegeben, dann setzte es nämlich Rüssel.

„Ich hab's dem Herrn Leutnant gleich gesagt, daß der Herr Doktor ganz ergebenst nicht zu Hause sind, aber er hat den Herrn Doktor am Fenster sitzen sehen, und mir angerasselt: ich sollte keinen Unsinn schwagen“, beeilte Pfifferling sich darum auch mit ausdrucksvollem Achselzucken zu erläutern. „Sehr aufgeregter Schentelmann, der Herr Leutnant.“

„Seit wann habe ich Ihnen gestattet, meine Besuche zu kritisieren?“ fragte Windmüller, die Hand nach der Karte ausstreckend.

„Es sollte keine Kritisierung sein, Herr Doktor, sondern sozusagen nur ein Prä — — Prä — Prä — ludium, um den Herrn Doktor vorzubereiten“, erwiderte Pfifferling keineswegs „geduckt“. „Wenn einer so dahergerast kommt, — man könnte ja einen Schreck davon kriegen. Und man hat doch nun mal die Ehre gehabt, mit dem Herrn Doktor zu arbeiten, und weiß, was man zu tun hat, wenn man einen mutmaßlichen Klienten wittert —“

„Man hat das Maul zu halten und zu warten, bis man Erlaubnis kriegt, zu reden“, fiel Windmüller ein.

„Verstanden? Führen Sie den Herrn herauf.“

„Zu Befehl!“ brüllte Pfifferling mit einem Gesicht,

über das die Galerie eines Possentheaters vor Vergnügen getrampelt hätte, und verzog sich schleunigst.

„Hanswurst!“ brummte Windmüller ihm nach, und las dann erst den Namen, der auf der Karte stand. „Il Conte Fabio di Sassonero, Tenente nel’ Reggimento u. u.“ „Name kommt mir bekannt vor. Natürlich hat er mich am Fenster gesehen, — mit meiner vollen Absicht, denn ich wollte dem armen Teufel die Sache leichter machen. Wenn’s mich ja voraussichtlich ein paar von diesen schönen Tagen kosten wird, so helfe ich ihm vielleicht damit für ein ganzes Leben. Man hat doch ein Herz im Leibe, das nicht gleich wackelt, wie dieses Heupferd, der Psifferling, zu vermuten scheint. Immerhin, eine Perle ist er doch, mein braver Telesphor, wenn auch eine etwas sonderbare —“

Der Eintritt des Offiziers brach diese Betrachtung ab. Der junge Mann hatte den Mantel abgelegt, und die knappe, hübsche Uniform brachte seine schlanke, wenn auch nicht große Gestalt zur vollen Geltung ihres Ebenmaßes und kleidete seinem sonnenverbrannten, offenen und männlichen Gesichte vorzüglich. Ohne auf Schönheit Anspruch zu machen, war dieses Gesicht schon durch seine Jugend anziehend, namentlich die ehrlichen und klaren braunen Augen, in denen freilich jetzt eine fast unbezwingliche Unruhe flackerte, waren für ihren Inhaber ein nicht zu unterschätzender Freibrief auf die Sympathie für Leute vom Schlage Windmüllers.

Hatte sich der Leutnant Graf Fabio von Sassonero dem Herrn Psifferling gegenüber als ein sehr aufgeregter Schentelmann gezeigt, so trat er jetzt äußerlich ganz beherrscht vor Windmüller hin, dem es jedoch nicht entging, daß seines Besuchers linke Hand am Säbelknauf nervös zitterte.

„Ich meine, Herr Graf, wir haben einander schon kennengelernt“, sagte Windmüller, dem Offizier die

Hand reichend, mit dem harmlos-freundlichen Ton, der allemal so beruhigend auf seine Klienten einwirkte. „War es nicht beim Diner beim X'schen Gesandten?“

„Gewiß. Und auf diese flüchtige Bekanntschaft mich berufend, nehme ich mir die Freiheit, Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen in einer sehr — sehr delikaten Angelegenheit, die —“ begann der junge Mann, indem eine dunkle Röthe sein vor innerer Erregung vordem unnatürlich blaßes Gesicht überflog.

„Lieber Herr Graf, meine Zeit ist ganz zu Ihrer Verfügung, denn ich bin, eben von einer Reise zurückgekehrt, frei von Geschäften“, versicherte Windmüller liebenswürdig. „Bitte, nehmen Sie Platz. Ich schließe eben nur das Fenster, denn wenn uns auch kein Straßenlärm hier stört — es ist ja schon ein Ereignis, wenn mal ein Hund vorüberläuft, — so könnten wir doch am Ende gehört werden, und was wir zu reden haben, geht keinen Menschen etwas an. Nehmen Sie einen bequemen Stuhl! So ist's recht — nun wollen wir uns eine Zigarre anstecken und in aller Seelenruhe plaudern.“

Graf Sassonero nahm mechanisch eine Zigarre aus der ihm gereichten Kiste, und — warf sie vor sich auf den Tisch.

„Verzeihen Sie — ich kann jetzt nicht rauchen!“ rief er aus. „Ich — ich würde dran ersticken. Wenn man in einer solchen Todesangst ist, wie ich —“

„Ist es so schlimm?“ fragte Windmüller teilnahmepoll. „Nun, nehmen Sie sich Zeit. Und lassen Sie mich alten Praktikus daran erinnern, daß nicht immer alles so schwarz ist, wie es im ersten Augenblick aussehen will. Darüber zu entscheiden, sind Sie doch wahrscheinlich zu mir gekommen, nicht wahr? Handelt es sich vielleicht um — räthselhaft verschwundene Dinge, zum Beispiel Papiere von Wichtigkeit —“

„Papiere?“ unterbrach ihn der junge Mann verständnislos. „Was für Papiere? Nein, o nein! Es

handelt sich um weit Wichtigeres, — um eine räthselhaft verschwundene Person —“

Er brach ab und fuhr mit einem Stöhnen, das verzweifelt wie Schluchzen klang, über die Stirn, auf der dicke Schweißtropfen perlten.

Windmüller horchte auf.

„Um eine Person?“ wiederholte er in völlig anderem Ton, wie vorher.

„Ja, und ich las neulich erst in der Zeitung, daß nach der Statistik jährlich in Europa mehr als zweitausend Personen spurlos, wie vom Erdboden verschlungen, verschwinden, und ahnte nicht, daß diese dürre, statistische Notiz mich so nahe berühren sollte. Oh, es ist fürchterlich, fürchterlich!“ rief der junge Offizier mit gerungenen Händen aus.

„Diese Vermißten sind zumeist Ferienreisende. In den Fällen, in denen ich zur Wiederfindung verschwundener Personen gerufen wurde, bin ich zweimal erfolgreich gewesen“, bemerkte Windmüller. „Aber wollen Sie mir nicht lieber erst sagen, um was und um wen es sich handelt? Bedenken Sie, daß vielleicht jede Minute zu kostbar ist, um sie durch allgemeine Bemerkungen zu vergeuden.“

Graf Sassonero zog den Atem scharf ein und richtete sich gerader auf.

„Sie haben recht“, sagte er gefaßter. „Verzeihen Sie mir, daß ich mich so gehen ließ. Um nun zur Sache zu kommen, so muß ich vorausschicken, daß ich vor der Welt nicht den Schimmer eines Rechtes habe, mich in diese Angelegenheit zu mischen, sie selbst in die Hand zu nehmen. Was aber geht mich die Welt an, wenn es sich doch um mein Lebensglück handelt? Gut denn, denn die Person, von der ich sprach, ist Donna Centa Arvali —“

„Wie? Die einzige Tochter und Erbin des letzten Duca della Pigna, — die Herzogin della Pigna im eigenen Recht?“ rief Windmüller erstaunt aus, als sein

neuer Klient, wie von seinen Gefühlen überwältigt, einhielt.

„Dieselbe?“ nickte er und fuhr mit sichtlicher Überwindung fort: „Sie ist meine Verlobte. Unsere Herzen hatten sich schon gefunden, als der Duca, ihr Vater, noch lebte, aber damals war unsere Sache noch aussichtslos, weil eine alte, uralte Familienfehde zwischen den Häusern Arvali und Sassonero besteht und von den Häuptern dieser beiden Familien aufrecht-erhalten wird. Die Ursache dieser Fehde, die, wie gesagt, schon Jahrhunderte alt ist, gehört nicht zur Sache; Donna Centa und ich waren aber einig darüber, daß diese Montecchi- und Capuletti-Geschichte, mit der unsere Familien sich nun reichlich lange genug angeekelt haben, ebenso dumm wie überflüssig ist, — kurz, wir verlobten uns heimlich und verbündeten uns zur Überwindung dieses ebenso törichten, wie unzeit-gemäßen Hindernisses. Bald darauf vermählte sich zur Überraschung seiner Verwandtschaft und aller Welt der alte Duca zum zweitenmal — Donna Centas Mutter, eine Schwedin, war kaum mehr als achtzehn Monate tot — und als wir einige Zeit darauf die Stunde für gekommen ansahen, um mit unseren Wünschen vor-zutreten, starb der Duca ganz plötzlich. Nun wollen wir zunächst das Trauerjahr abwarten, das in wenigen Wochen abläuft, um unsere Verlobung zu veröffent-lichen, denn inzwischen war ich durch den Tod meines ältesten Bruders Chef unseres Hauses geworden und konnte frei handeln; nach näherer Überlegung aber be-schlossen wir, noch bis zur Großjährigkeit Donna Cen-tas zu warten, die in sechs Wochen erfolgt, um auch von der Vormundschaft jede etwaige Einsprache zu umgehen. Sie wissen jedenfalls, Herr Doktor, daß wir bei uns zu Lande Familienangelegenheiten mit großer Gründlichkeit behandeln, namentlich aber tra-ditionelle Familienfeindschaften. Das ist seit Romeo und Julia nicht anders geworden. Soviel zur Vor-

geschichte, damit Sie wissen, mit welchem Rechte ich mich an Sie wende. Nun gut. Vorgestern abend ging Donna Centa, die durch ihre nordische Mutter zu einer weit größeren Bewegungsfreiheit erzogen worden ist, als wir's hier bei unseren jungen Damen gewohnt sind, nach dem Pranzo, also nach acht Uhr abends, allein nach dem ihrem väterlichen Hause gegenüberliegenden Palaste, um dessen Besitzerin, die unlängst verwitwete Marchese Valombrosa, ihre Freundin, zu besuchen. Sie ist bei dieser jedoch nicht eingetroffen, und seit dieser Zeit überhaupt nicht mehr gesehen worden. Und das habe ich erst vor einer Stunde erfahren!" schloß der junge Offizier mit einem solch elementaren Ausbruch des Schmerzes, daß Windmüller ihm erst Zeit geben mußte, sich ein wenig zu fassen, ehe er das Wort ergriff.

"Von wem haben Sie es erfahren?" fragte er dann absichtlich so scharf, daß Sassonero zusammenfuhr, und begreifend, daß nun sein Wirt in Tätigkeit trat, sich gewaltsam zusammennahm.

"Von Donna Centas Stiefmutter, der verwitweten Herzogin della Pigna", erwiderte er kurz.

"Ah ja, — sie lebt im Palazzo Arvali, nicht wahr?" nickte Windmüller. "Lassen Sie sehen — sie ist, soviel ich mich erinnere, eine Florentinerin?"

"Ja, eine Riffreddi. Sie stammt also aus einem Hause, das den Rekord für Verrätereie, Hinterlist und Habsucht in der Geschichte des italienischen Adels erreicht hat", bestätigte Sassonero bitter, setzte aber hastig hinzu: "Womit ich aber nichts gegen die Herzogin persönlich gesagt haben will, denn Donna Centa ist ihr sehr zugetan und lebt mit ihrer Stiefmutter, die ja nur um ein paar Jahre älter ist, wie sie, im herzlichsten Einvernehmen und sieht in ihr mehr die gleichaltrige Freundin, als ihres Vaters Witwe. Mein Ausfall gegen ihre Familie hat also nur den Wert einer historischen Notiz."

„Sm, ja, — ganz recht“, murmelte Windmüller mit einem scharfen Blick auf sein Gegenüber. „Und auf welchem Wege hat Ihnen die Herzogin della Pigna die Mitteilung von dem Verschwinden Donna Centas gemacht?“

„Ich ging heut nachmittag zur Teestunde nach dem Palazzo Arvali“, erwiderte Sassonero. „Ahnungslos, daß etwas vorgefallen sein könnte, betrat ich das Haus, und kaum im Salon eingetreten, erhielt ich diesen Schicksalschlag.“

„Und welche Schritte hat die Herzogin bereits getan, um die Vermißte zu suchen?“ fragte Windmüller gespannt.

„Schritte?“ wiederholte der junge Mann mit gerungenen Händen. „Wenn Sie damit meinen, daß die Polizei benachrichtigt worden ist, — nein, das ist nicht geschehen! Fast achtundvierzig Stunden hat man tatenlos verstreichen lassen; aus Scheu vor dem Skandal, vor der Öffentlichkeit. Sollte man es für möglich halten? Der Majordomo ist herumgeschickt worden, um nachzusehen, ob Donna Centa etwa bei diesen oder jenen Freunden sei, und damit basta! Und inzwischen — oh, es ist ja gar nicht auszudenken, was inzwischen geschehen sein kann!“

„Hat Donna Centa die Gewohnheit, sich ohne Benachrichtigung zu entfernen? Oder hat sie vielleicht vorher — sagen wir, eine Meinungsverschiedenheit mit ihrer Stiefmutter gehabt?“ forschte Windmüller.

„Weder das eine noch das andere“, versicherte Sassonero bestimmt. „Donna Centa ist die verkörperte Rücksichtnahme gegen jedermann, die Dienerschaft nicht ausgenommen. Von irgendeiner Meinungsverschiedenheit mit der Herzogin hat diese nichts erwähnt, — ich halte das auch bei Donna Centas nachgiebigem Charakter für sehr unwahrscheinlich und direkt für ausgeschlossen, daß selbst eine kleine Differenz sie dazu bewogen haben würde, das Haus, welches das i h r i g e

ist, ohne ein Wort zu verlassen. Nach der Darstellung der Herzogin hat sie vorgestern den Abend mit Donna Centa in vollster Harmonie und anregender, heiterer Unterhaltung verlebt; nach dem Pranzo sind die Damen in das Boudoir der Herzogin gegangen, um zusammen eine Postkarte an eine gemeinschaftliche Bekannte zu schreiben, worauf Donna Centa erklärte, noch ein Stündchen zur Marchesa Valombrosa herübergehen zu wollen, hat im Vorzimmer dann ihren dort bereits hingehängten Mantel umgenommen und dann noch die Postkarte geholt, um sie selbst in den Postkasten an der Ecke neben dem Palazzo Valombrosa zu stecken, worauf —

„Halt! An wen und wohin war diese Postkarte adressiert?“ fiel Windmüller ein. „Es ist nicht ohne Belang, zu erfahren, ob Donna Centa noch bis zum Briefkasten gekommen ist. Es ist überhaupt nicht die geringste Kleinigkeit ohne Belang, denn aus diesen scheinbar unwichtigen Dingen wird der Faden gedreht, der zum Ziele leitet.“

„Ich begreife!“ nickte der junge Offizier. „Ja, die Herzogin hat mir gesagt, an wen die Karte gerichtet wurde: an eine Signora Bellini in Florenz, von der Donna Centa öfter gesprochen, die ich persönlich aber nicht kenne. Ich weiß nur, daß sie eine Tochter des Cavaliere Foligno in Rom ist, mit dessen Familie der Herzog sehr befreundet war.“

Windmüller notierte sich den Namen, und nach einer Pause des Nachdenkens sagte er dann ernst:

„Es ist nicht zu leugnen, Herr Graf, daß die höchst bedauerliche Verzögerung der notwendigsten Schritte zur Widerfindung der Verschwundenen die schwersten Folgen nach sich ziehen kann. Es wäre eine ganz unangebrachte Rücksichtnahme, Ihnen das verschweigen zu wollen, was Sie sich ja übrigens auch schon selbst gesagt haben. Daß der Fall damit hoffnungslos wäre, möchte ich trotzdem nicht behaupten, weil ja immer

noch eine Reihe von Möglichkeiten offen steht, aber irgendein festes Versprechen, die Vermißte wiederzufinden, kann ich natürlich nicht geben, denn verwischte Spuren sind eben keine Spuren mehr. Wie kam es, daß die Herzogin Ihnen eine Mitteilung von dem Verschwinden Donna Centas machte, wenn sie doch in ihrer Scheu vor der Öffentlichkeit bisher so zurückhaltend damit war?"

„Oh sie war ja in die Tatsache unserer Verlobung eingeweiht“, erwiderte Sassonero.

„Wie, sie war eingeweiht und hat ruhig gewartet, bis Sie einmal vorsprechen würden, um Ihnen diese Mitteilung zu machen?“ fragte Windmüller befremdet.

„Das eben ist's ja, was mich so empört!“ rief Sassonero, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „Sie hatte gedacht, mich ‚schonen‘ zu müssen, — Centa würde inzwischen wieder zurückkehren, oder doch schreiben, wo sie ist, — — — hirnlose, sogenannte ‚Rücksichten‘, mit denen ein Menschenleben aus's Spiel gesetzt wird! Ich hätte der Herzogin eine so sträfliche Torheit niemals zugetraut, — sie ist doch sonst nicht so — so dumm! Freilich hat sie nicht verfehlt, mir anzudeuten, daß Centa möglicherweise meiner überdrüssig sei, eine andere Meinung gefaßt haben könnte, und mit dem Gegenstande derselben vielleicht entflohen sei, — — — alles aus ‚Rücksicht‘ für mich! Oh, sie hat das natürlich nicht mit diesen dürrn Worten gesagt, denn sie ist ja eine Riffreddi, die immer Meister waren in verschleierten Andeutungen und diplomatischen, jeder Meinung Raum gebenden Wendungen! Daraus ist für Sie aber nichts zu machen, Herr Doktor, — ich hätte es überhaupt nicht erst sagen sollen, denn Donna Centa ist die Treue und Ehrenhaftigkeit selbst, und ehe ich das von ihr glaube, eher ließe ich mir die Hand abhacken! Aber lassen Sie uns annehmen, sie hätte ihre Neigung mir ab- und einem anderen zugewendet, so wäre sie damit offen und mutigorgetreten, selbst

wenn dieser andere ihrer unwürdig, nichts wie ein elender ‚spazzino‘ wäre. Nie aber hätte sich Centa zu einer feigen Flucht erniedrigt. Nie!”

„Sie stellen Ihrer Braut und sich selbst ein schönes, ehrendes Zeugnis aus“, sagte Windmüller mit Wärme. „Des Menschen Herz ist aber ein sehr, sehr eigenes Ding, und darum dürfen wir der Herzogin zunächst noch keine endgültigen Vorwürfe daraus machen, wenn sie in ihrer Sorge und in dem verzweifeltsten Suchen nach einer Lösung des Rätsels jede menschlich erklärbare Möglichkeit sozusagen mit den Haaren herbeizieht. Wie gesagt, es ist schon viel, vielleicht zu viel kostbare Zeit vergeudet worden, aber immerhin brauchen wir die Hoffnung, Donna Centa wiederzufinden, nicht aufzugeben.“

„Aber wie? Aber wie?“ stöhnte Sassonero in tiefster Qual. „Tot — oder — oder — Ach, es gibt ja noch viel schlimmere Möglichkeiten, als den Tod! Es ist nicht auszudenken! Nicht auszudenken!“

„Ich halte es aber auch nicht für absolut ausgeschlossen, daß Donna Centa — entführt worden ist, um ein hohes Lösegeld zu erpressen“, sagte Windmüller nach einer Pause. „Was bei uns zu Lande ein sehr zweischneidiges Wagnis wäre, ist hier nicht gar so riskant, wie viele Präzedenzfälle beweisen. Für diese Möglichkeit spräche sogar die Zeit, welche über dem Verschwinden Donna Centas verstrichen ist, ohne daß eine Forderung erfolgte, denn die Person der jungen Herzogin della Pigna im eigenen Recht ist doch noch keine von denen, über die man zur Tagesordnung übergeht. Daraus erklärte sich auch das Zuwarten, ob Lärm geschlagen worden ist, was die Zeitungen dazu sagen. Ferner spricht dafür auch der Tact, wenn ich so sagen darf. Der Palazzo Arvali liegt an einem sehr wenig belebten kleinen Platze; stille Straßen mit guten, ruhigen Miethhäusern münden darein; die Zeit, in der Donna Centa den Palazzo verlassen hat, wäre

auch günstig für ein solches Unternehmen gewesen, denn zu dieser Stunde muß der Platz ja geradezu menschenleer sein, — ein mit Chloroform getränktes Tuch dem Opfer von rückwärts vor das Gesicht gedrückt, ein Automobil in nächster Nähe, und die Tat hat sich lautlos und rasch vollzogen. Voraussetzung ist natürlich, daß der oder die Täter mit der Gewohnheit der jungen Dame, abends allein den Palazzo Valombrosa zu besuchen, vertraut waren, aber das ist mit dem einen Worte: Bestechung oder auch nur geschicktes Aushorchen der Dienerschaft erledigt. Wohlverstanden: ich rede nur von einer der Möglichkeiten, von denen auch die allerunwahrscheinlichste nicht einfach beiseite gelegt werden darf, denn meine langen Erfahrungen haben mich gelehrt, daß gerade das Unwahrscheinlichste oft auf die rechte Fährte geführt hat. Die Herzogin della Pigna wird ihr Zögern aber nun wohl aufgeben müssen; was hat sie vor, in dieser Angelegenheit zu tun?"

„Die Herzogin ist immer noch entschlossen, abzuwarten; mag sie tun, was sie will und was sie beantworten kann“, erwiderte Sassonero hart. „Ich selbst hatte vor, mich von ihr aus schnurstracks nach der Questura zu begeben, und saß schon im Wagen, als Sie mir auf dem Wege dahin einfielen, Herr Doktor. Ohne mich lange zu besinnen, ließ ich umdrehen und mich zur Ecke Ihrer Straße fahren, stieg dort aus, und — hier bin ich.“

„Dennoch aber sind Sie vor meiner Tür noch einmal vorübergegangen“, bemerkte Windmüller wie für sich.

„Ah, — Sie haben das vom Fenster aus gesehen?“ fragte Sassonero mit leichter Verlegenheit. „Ja, mit der Hand an Ihrer Glocke fiel mir ein, ob es nicht besser wäre, meine Bitte um Ihre Hilfe ganz als meine Privatangelegenheit zu betrachten, also die Herzogin della Pigna ganz in Unwissenheit über die Schritte zu

lassen, die ich zur Auffindung Donna Centas zu tun entschlossen bin. Darüber wollte ich erst mit mir einig sein, darum ging ich zunächst weiter und kehrte um, als mich die kurze Überlegung in meinem Entschlusse bestärkt hatte."

"Und was versprechen Sie sich davon?"

"Ich — ich weiß nicht. Das heißt, gewiß: ich will freie Hand haben und nicht bei jeder Kleinigkeit durch Wenn und Aber gehemmt und eingeschränkt werden", erwiderte der junge Offizier ausweichend.

"Um —" machte Windmüller trocken, und sagte dann langsam und scharf: „Herr Graf, lassen Sie uns vor allem in einem Hauptpunkte ganz klar werden: ich kann und will keinen Fall übernehmen, in welchem mir nach irgendeiner Richtung die Hände gebunden werden sollen, in welchem ich nicht volle Freiheit habe, nach eigenem Ermessen zu handeln. Auch ein halbes, bedingtes Vertrauen ist ein Faktor, mit dem ich nicht arbeiten kann, denn das schadet einer Sache mehr, als es nützt. Es steht nun an Ihnen, zu erklären, ob Sie mir rückhaltlos Ihr Vertrauen schenken wollen oder nicht."

Die beiden sich gegenüber sitzenden Männer maßen sich mit den Blicken, — ein kurzes Zögern, und dann streckte Graf Sassonero seine braune, kräftige Reiterfaust über den Tisch aus.

"Ja, ich schenke Ihnen mein volles Vertrauen! Tun Sie, was Sie wollen und müssen, nur geben Sie mir meine Centa wieder!" rief er bewegt. „Was ich von Ihnen gehört habe, Herr Doktor, — — nun, deswegen bin ich ja zu Ihnen gekommen."

Windmüller schüttelte mit kräftigem Druck die ihm gereichte Hand.

"So, das ist also in Ordnung", sagte er freundlich. „Ich kann Ihnen ja natürlich jetzt keine Versprechungen machen, — dazu ist's noch zu früh. Vielleicht ist der Fall ein sehr einfacher, vielleicht auch gerade das

Gegenteil. Um es aber gleich vorweg zu sagen: die Herzogin della Pigna wird jedenfalls die erste sein, die ich ins Gebet nehmen werde. Erleichtern Sie mir diese Arbeit und sagen Sie mir offen, was Sie gegen diese Dame haben!"

"Gar nichts und alles, — mit einem Worte: Antipathie", antwortete Graf Sassonero ohne Zögern. „Ich sagte Ihnen ja schon, daß meine Braut im besten Einvernehmen mit ihrer Stiefmutter lebt! Sie hat nie auch nur ein Wort zu ihrem Nachteil gesprochen, selbst im Anfang nicht, wo eine gewisse Voreingenommenheit gegen die zweite Frau ihres Vaters eigentlich ganz natürlich gewesen wäre. Natürlich hatte sie ja auch keine Ahnung, wie diese Ehe zustande gekommen ist, — wer sollte ihr das auch hinterbracht haben, was schließlich nichts weiter wie böswilliger Klatzsch zu sein braucht. Möglich, daß mich selbst denn doch ein wenig beeinflusst hat, was mir darüber zu Ohren gekommen ist, ich hoff's aber nicht; denn meine Braut hat, wie gesagt, nie ein nachtheiliges Wort über ihre Stiefmutter zu mir gesagt, und diese selbst ist ja eine so anerkannte Schönheit, daß nur die eine Erklärung einer an sich unerklärlichen Antipathie meinerseits ins Gesecht geführt werden kann.“

„Lieber Himmel, man kann für solche Gefühle nichts; solange sie nicht zu Ungerechtigkeiten verleiten, kann niemand ein Vorwurf daraus gemacht werden“, gab Windmüller zu. „Ich entsinne mich, daß die Welt, in der man sich langweilt“, über die zweite Ehe des Duca della Pigna viel geredet hat; da mich der Klatzsch aber nur dann interessiert, wenn ich aus ihm für meine Arbeit das Geeignete herausfischen muß, so ist mir entfallen, was eigentlich geredet worden ist. Wenn ein alter oder doch älterer Mann ein sehr junges Mädchen heiratet, gibt das den Klatzschbasen beider Geschlechter ja immer reichen Stoff zur Medisance. Wie also ist der Herzog zu seiner zweiten Frau gekommen?“

Sassonero sah seinen Wirt erstaunt an.

„Gehört das hierher?“ fragte er ablehnend.

„Ist es der Augenblick, um unnütze oder frivole Fragen zu stellen?“ gab Windmüller scharf zurück. „Ich pflege bei einer Konsultation nie etwas zu reden, was nicht zur Sache gehört; wenn ich also eine Frage stelle, so verfolge ich damit einen ganz bestimmten Zweck, auf die Gefahr hin, daß dieser meinem Klienten unerfindlich sein sollte. Meine Arbeit besteht aber nicht nur aus Thaten, sondern auch aus einer oft sehr mühsamen Sammlung von Auskünften, welche zur That die Basis bilden, die das Netz knüpfen, welches den Fisch fangen soll. Verstehen Sie mich?“

Der Offizier war kein dummer Mensch. Windmüller stellte mit Befriedigung in den auf ihn gerichteten, wirklich schönen, braunen Augen seines Klienten ein langsam erwachendes Verständnis und eine Intelligenz fest, die zu finden er kaum erwartet hatte.

„Ich beginne zu verstehen, Herr Doktor“, sagte er mit dem Schimmer eines Lächelns. „Indes — doch das geht mich nichts an. Nun denn — der Duca della Pigna lernte seine jetzige Witwe in dem Badeorte Salsomaggiore kennen, wo sie sich in Begleitung ihrer Eltern aufhielt, als er ohne seine Tochter dort zur Kur war. Der Vater, Graf Riffreddi, zehrt in der Hauptsache von dem Ruhme seines historischen Namens; wovon er sonst noch zehrt, darüber haben sich die Leute schon oft den Kopf zerbrochen; man behauptet, er fertigt 'Antiquitäten' an. Seine Frau ist von sehr zweifelhafter Herkunft, im übrigen aber eine Null. Kurz, der alte Herzog wurde mit diesen Leuten bekannt und erwies ihnen manche Aufmerksamkeit, besonders dadurch, daß er sie in den engeren Zirkel der Exklusiven brachte. Nun behauptete freilich der Klatfch, daß die Riffreddis sich ihm so geschickt aufgedrängt und ihm alle erwiesenen Aufmerksamkeiten für sie so nahe-

gelegt haben, daß er in seiner ritterlichen Höflichkeit der alten Schule gar nicht umhin gekonnt hätte, als ihnen zu willfahren, — doch darüber habe ich kein Urtheil; wenn Sie mich jedoch fragen, ob ich es für möglich halte, so kann ich nur sagen: ja, in diesem Falle wird der Klatfch wohl einmal recht haben. Wer den alten Herrn, das Urbild eines Magnaten, gekannt hat, weiß und gibt's auch unumwunden zu, daß seine Aufmerksamkeiten und seine Theilnahme an der Confessina Lucia Ristreddi rein väterlicher und onkelhafter, jeder erotischen Natur ferner Art waren; er ist dem Andenken seiner von ihm heißgeliebten ersten Frau so treu geblieben, wie zu ihren Lebzeiten, und man nimmt wohl sehr mit Recht an, daß er Mitleid mit der Tochter eines Menschen, wie der alte Ristreddi einer ist, hatte, und einfach bemüht war, dem jungen, außerhalb ihrer Kreise stehenden Mädchen den Eintritt in eine ihres Namens und ihres Ranges würdige Gesellschaft durch das Gewicht seines Namens zu verschaffen. Der alte Ristreddi war indes — und er allein — anderer Ansicht, das heißt, er nutzte die schöne Gelegenheit aus, rückte dem Herzog eines schönen Tages auf die Bude und erklärte ihm, der Ruf seiner Tochter sei schwer durch die auffallenden Huldigungen des alten Herrn geschädigt worden, und dafür gäbe es nur eine Rehabilitierung: die Ehe! Der Herzog soll, so behaupten die, so es genau wissen wollen, das Unsinnen mit der Frage beantwortet haben: 'Wieviel?' indem er die gewisse zählende Handbewegung machte; worauf der alte Ristreddi sich auf das hohe Ross verlegte, Tugendstolzes schwang und dramatisch erklärte: 'Diese Frage sei eine Beleidigung, die er nur mit der Waffe in der Hand beantworten könnte, denn die Ehre seiner Tochter sei ihm nicht feil!' Er wußte sehr genau, mit wem er es zu tun hatte, denn der Herzog zahlte den geforderten Preis und heiratete die Tochter, von der er fest überzeugt war, daß sie dieser Sache ganz fern stand

und einfach ahnungslos war. Ob er mit dieser Überzeugung auch gestorben ist, weiß ich nicht; er hat seiner Witwe ein ihrem Range entsprechendes Jahreseinkommen, aber kein Kapital hinterlassen, übrigens aber während der Dauer seiner kurzen Ehe Besuche seiner Schwiegereltern hartnäckig und endgültig abgelehnt. Um gerecht zu sein: die Herzogin hat sich von Anfang an mit ihrer Stieftochter auf den freundschaftlichsten Fuß gestellt, wozu bei einem so liebenswürdigen, friedfertigen und gerechten Charakter, wie Donna Centa ihn besitzt, nicht viel gehört. Wenn ich für meine Person es nicht vermochte, die Herzogin durch die freundliche Brille meiner Braut zu sehen, so liegt das gewiß nicht an ihr, sondern eben an meiner Antipathie, der ich einfach nicht Herr werden kann, trotzdem ich mir redlich Mühe gegeben habe, mich der Ansicht Donna Centas anzuschließen und der Herzogin wenigstens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

„Nun, mehr kann man ja schließlich auch von sich selbst nicht verlangen“, meinte Windmüller, der sehr aufmerksam zugehört, indem er sich erhob. „Ich muß nun so ungastlich sein, Sie zu bitten, mich zu verlassen, denn ich muß unverweilt meine Tätigkeit beginnen. Hinterlassen Sie mir Ihre Adresse, damit ich mich jederzeit mit Ihnen in Verbindung setzen kann; im übrigen lassen Sie mich handeln, und enthalten Sie sich aller und jeder persönlichen Eingriffe in diese Angelegenheit. Ich muß das als Bedingung aufstellen. Sollte Ihnen aber irgend etwas zu Ohren kommen, was Ihnen der Beachtung im Zusammenhang mit meiner Tätigkeit wert erscheint, oder was Sie für notwendig zu meiner Kenntnissnahme betrachten, so bitte ich, mich unverweilt davon zu unterrichten. Ich halte es auch für angezeigt, — was Sie vielleicht selbst schon vorhaben, — Ihre persönlichen Erkundigungen im Palazzo Arvali tunlichst oft zu wiederholen, Augen und Ohren aber dabei recht offen zu halten. Es gibt nämlich Fälle, in

denen die sonst unangenehme Eigenschaft des Mißtrauens zur Tugend und zum Gebot wird."

"Ich verstehe!" versicherte Graf Sassonero, und das Ausleuchten seiner Augen bewies, daß er wirklich begriffen hatte, was Windmüller sagen wollte. „Das Mißtrauen ist ja für gewöhnlich meine schwächste Seite; ich werde mir aber redlich Mühe geben, es nicht einschlafen zu lassen, denn Sie haben es tatsächlich wach in mir gerüttelt. Was immer aber Ihre Meinung über diesen Fall ist, so möchte ich doch nicht verfehlen zu wiederholen, daß Donna Centa vorgestern abend den Palazzo Arvali ganz unzweifelhaft verlassen hat und seitdem nicht mehr dorthin zurückgekehrt ist."

"So sagte Ihnen die Herzogin!" bemerkte Windmüller trocken.

"Ja, aber ich habe dafür auch noch einen Zeugen, — den Portier", erwiderte Sassonero. „Das Haus hat, wie Sie vielleicht nicht wissen, zwei Hauptportale, — einen im Südflügel, nach der Piazza Arvali, den anderen im Nordflügel, welcher letzterer nur zur Durchfahrt für Wagen durch den großen Binnenhof, den Cortile, benutzt, beziehungsweise geöffnet wird. Die Loge des Portiers liegt neben dem südlichen Portal, durch den der ganze Verkehr sich bewegt. An der Westseite des Palastes, nach der engen Gasse, dem Vicolo de' Arvali, zu sind noch zwei Seitentüren vorhanden; an der einen liefern die Lieferanten ihre Waren größeren Umfangs ab, — sie wird nur zu diesem Zweck geöffnet. Die zweite dieser westlichen Türen dient als Zugang für jetzt gänzlich unbenuzte Räume des Nordgeschosses; sie ist daher ständig verschlossen. An der langen Ostseite des Palastes befinden sich gar keine Türen, — wer also den Palast betritt oder verläßt, muß es durch das Südportal tun, dessen Öffnung und Schließung von der Loge des Portiers aus durch eine Zugvorrichtung erfolgt. Soviel zur Topographie des Palastes, um Ihnen zu beweisen, daß dort nie-

mand unbemerkt ein und aus gehen kann. Der Portier des Palazzo Arvali aber bekleidet eine Art von Erbposten, wie sie in unseren alten römischen Häusern immer noch üblich sind; der gegenwärtige ist in seinem Dienste ergraut und absolut zuverlässig, denn in diesem Punkte verstand der Herzog keinen Spaß."

Windmüller hatte dem sachlichen Bericht mit sichtlicher Befriedigung und der größten Aufmerksamkeit zugehört.

"Ich danke Ihnen, Herr Graf; Ihre Information ist für mich wertvoll, — nach mehr als nach einer Richtung hin, besonders aber, weil ich daraus ersehe, daß Sie begriffen haben, um was es sich handelt. Übrigens möchte ich bei näherer Überlegung Ihren persönlichen Nachfragen im Palazzo Arvali insofern eine Beschränkung auferlegen, als ich Sie bitte, mit mir bei der Herzogin den Vortritt zu lassen. Ich meine, ich möchte sie sehen und sprechen, bevor Sie wieder zu ihr gehen. Ich werde Ihnen telephonieren, sobald ich meinen Besuch dort gemacht habe, womit ich übrigens nicht zögern werde."

Graf Sassonero nahm mit einem halben Lächeln sein Käppi von dem Stuhl, auf den er es bei seinem Eintritt geworfen.

"Ich beneide Sie nicht um diesen Besuch, für mein 'eigenmächtiges und unbefugtes Vorgehen' die Kastianen aus dem Feuer zu holen", sagte er mit einem schwachen Versuch zum Scherzen. "Nicht, daß ich diesen Griff ins Feuer fürchte, denn dazu ist der Einsatz zu groß, wohl aber fürchte ich, daß Sie eine — Abfuhr erhalten werden. Darin ist die Herzogin einfach Meistlerin."

"Oh, ich bin ein sehr gewandter Fechter; wer mit mir anbindet, ist zumeist der, welcher die 'Abfuhr' erhält", erwiderte Windmüller schmunzelnd. "Die Kastianen aus dem Feuer zu holen, gehört zu meinem Be-

ruf, — ich habe mir dazu eiserne Handschuhe zugelegt und sie mit dem allerweichsten Samt überzogen."

"So sagt man", bestätigte Graf Sassonero, und ein paar Minuten später schlug die Gartenpforte hinter ihm zu.

"Für einen so hellen Kopf, wie er's tatsächlich zu sein scheint, hätte ich diesen jungen Mann im ersten Augenblick nicht gehalten", murmelte Windmüller hinter ihm drein. „Bedurfte nur weniger Worte, um ihm klarzumachen, daß ich es bin, der den Marsch bläst, und worauf es mir ankommt. Hält sonst recht schwer bei diesen lieben Klienten! Hat auch weiter keine Fragen gestellt, wie ich's anfangen will, und keine Versprechungen verlangt. Die hätte ich ihm auch wirklich nicht geben können, denn ich sitze ja selbst noch total im Dunkeln, und mir scheint's, als ob wir bei diesem Falle recht sehr im Trüben zu fischen haben werden. Liegt hier ein gewöhnliches Verbrechen vor —? Nun, ausgeschlossen ist das keineswegs, und demgemäß wird man ja auch zunächst die gewöhnlichen Schritte zu tun haben, daneben aber die in m e i n Fach schlagenden weder unterlassen, noch aufschieben. Also, ans Werk, Franz Xaver! Dieser junge Mann hat mit seiner 'Antipathie' sehr suggestiv auf mich gewirkt, sehr! Seine unaufgefordert gegebene topographische Skizze des Palazzo Arvali zeugt wirklich von Verständniß für die Sache, — sie ist mir, fürs erste wenigstens, recht, recht wertvoll, denn sie spart mir die Mühe und die Zeit, selbst festzustellen, wo man im Hause Donna Centas ein und aus gehen kann. Im übrigen verlasse ich mich in puncto der Topographie, die ja eins meiner größten Hilfsmittel ist, schon lieber auf mich selbst. Dennoch aber — hm, ja, — — die ganze Sache scheint mir doch recht tiefe Wasser zu versprechen."

Er zog seine Uhr heraus und stellte fest, daß sie fast auf halb sechs Uhr zeigte, worauf er sich an seinem

Schreibtisch setzte, Depeschenformulare hervorholte und eines derselben nach einem flüchtigen Blick auf seine, während des Besuches gemachte Notizen sehr schnell, ein zweites unter sorgfältigem Erwägen beschrieb. Dann drückte er auf den Knopf der elektrischen Glocke neben dem Schreibtisch und sagte zu seinem alsbald erscheinenden Faktotum:

„Pfifferling, tragen Sie diese Depeschen sofort auf das nächste Telegraphenbureau in Trastevere. Ich habe danach noch eine andere Arbeit für Sie.“

„Ich hab' mir's gleich gedacht, Herr Doktor, und schon darauf gewartet“, grinste der Mensch über das ganze, piffige Gesicht.

„Wie oft soll ich Ihnen wiederholen, daß ich in meinem Hause das ‚Denken‘ allein besorge?“ fragte Windmüller scharf.

„Altro!“ prunkte Pfifferling unentwegt mit seinem Italienisch. „Ich habe ja auch nicht für den Herrn Doktor gedacht, sondern nur sozusagen pro — pro — pro Dominus nobiscum.“

„Wenn Sie vielleicht in Ihrem ständigen und fruchtlosen Hadern mit den Fremdwörtern ‚pro domo‘ gemeint haben, so ist das Ihr Glück, denn ich würde mir jeden Eingriff in meine Gedanken ernstlich verbieten haben“, versetzte Windmüller nach einem kleinen Kampfe mit seinen Lachmuskeln. „Also spitzen Sie die Ohren und passen Sie gut auf, was ich Ihnen sagen werde, denn Sie wissen, ich pflege nicht zu wiederholen, wenn ich sehe, daß Sie dösen!“

„Ich bin gespannt wie eine Bassgeigenaite“, versicherte Pfifferling, indem er die Rechte ausgespreizt auf die Brust legte. „Ich habe mich auf diesen Zustand schönstens vorbereitet, als der aufgeregte Leutnant die Glocke zog, als ob's brennte, denn das Gebimmel ging mir suk — suk sukzessiv durch die Knochen, während meine feine Nase sofort einen Klienten witterte.“

„Schwäzen Sie kein Blech, sondern passen Sie auf!“ schnob Windmüller sein Faktotum an. „Kennen Sie den Palazzo Urvali?“

„Ist mir noch nicht vorgestellt, Herr Doktor“, antwortete Pfifferling so strahlend, als ob sein Herr ihm die größte Schmeichelei gesagt hätte. „Das tut aber jar nisch, ich werde ihn schonstens finden.“

„Gut. Der Palast liegt an einem kleinen Platze gleichen Namens dicht jenseits des Tiber, wenn man bei der Piazza d'Italia über die große Brücke geht, und dann in die dritte Seitengasse rechts einbiegt. Auf dem Platze steht ein Brunnen, in den Schildkröten von Bronze das Wasser speien —“

„Nu kenne ich mir aus, Herr Doktor“, fiel Pfifferling ein. „Aber da steht doch noch, wenn mir recht ist, ein anderes Palastgebäude —“

„Ich meine das mit den hohen Säulen am Eingangstor“, fuhr Windmüller fort. „Vier große, schwarze Säulen, die einen Balkon tragen; das ist der Palazzo Urvali, und seine Besitzerin ist die Herzogin della Pigna. Soviel ich mich erinnern kann, liegt in der Gasse rechts vom Eingangstor des Palastes, seiner Ostseite gegenüber, eine kleine, aber ordentliche Trattoria oder Speisehaus, wo Sie heut Ihr Abendbrot essen sollen, und zwar, sobald Sie die Depeschen ausgegeben haben, weil das Lokal zu dieser Stunde noch nicht sehr besucht sein dürfte. Während Sie essen, werden Sie, ganz unauffällig natürlich, den Wirt, die Wirtin oder meinetwegen auch den Kellner, wenn's dort einen gibt, ausfragen, wer in dem Palaste wohnt, wer dort bedienstet ist, was man über den Besitzer sagt, und so weiter. Sie können ja nun nachgerade genug Italienisch, um ein Gespräch anzuknüpfen, und wenn Ihre Sprachanwendung auch nicht immer ganz verständlich ist, so verstehen Sie doch wenigstens, was die Leute sagen. Ziehen Sie sich ordentlich an, denn die Trattoria wird von sogenannten ‚besseren Gästen‘ be-

sucht, spielen Sie sich, was Ihnen ja nicht schwerfallen wird, auf den Fremden auf, der gerade eben nichts Besseres zu tun hat, als ein wenig neugierig zu sein — — — im übrigen überlasse ich es Ihrer Intelligenz, den richtigen Ton zu finden. Haben Sie begriffen, was ich will, worauf es mir ankommt?"

„Vollkommnemento!" versicherte Pfifferling, der sehr aufmerksam zugehört. „Wenn befehlen Herr Doktor meinen Rapport?"

„Oh, Sie kehren nach Ihrer Mahlzeit, zu der Sie sich Zeit nehmen sollen, hierher zurück und warten auf mich, falls ich noch nicht daheim sein sollte", erwiderte Windmüller. „Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, — ich brauche Sie nicht mehr!"

Fünf Minuten, nachdem Pfifferling nach seiner eigenen Angabe ‚verduftet‘ war, verließ auch Windmüller sein Haus zur Verzweiflung seiner Wirtschaftlerin, die gegen seinen Ausgang vor dem Abendessen energischen, aber vergeblichen Protest einzulegen versucht hatte.

„Der Kuckuck soll fer Ihnen a feines Essen kuchen, wenn mer nie nich wees, wenn's gefressen wird", brummte die alte, treue, in ihrer Sorge für ihren Herrn und Wohltäter aufgehende Seele in ihrem schönsten Schlesisch, das ein langjähriger Aufenthalt in Rom nicht zu verfälschen imstande war, als sie Windmüller in seinen Paletot half. „Wissen Se ooch, was Se kriegen sullten, Herr Dukter? Rühreier mit Pilzen und hingerher e Bissstuck mit Bratkartuffeln und Salat. Wollen Se nich doch lieber e Brinkel warten, bis's ärndt fertig is?"

Windmüller versicherte, daß Rühreier mit Pilzen zwar seine Leibspeise seien, aber für heute müsse er wirklich — —

„Und ich ha' de Eier doch schon verkleppert!" jammerte Auguste, aber nur zu Benefiz der leeren Wände, denn ihr Herr war schon jenseits der Haustür. „Nee ack,



nee ack!“ fuhr sie zu ihrer eigenen Erleichterung lauf fort. „So een Mensch mit so eener Verachtung für'sch Essen is mer doch noch nie nich vorgekommen! War's da nur wieder los is! Ja, ja, wenn, daß die Welt nicht gar so schlecht und miesedrählig wär, dann käm' mei armer Franzel — Dukter doch wenigstens zu seinem bissel Essen!“

Windmüller aber, der von der Schlechtigkeit der Welt lebte, den sein Beruf ganz unabhängig von festen Mahlzeiten gemacht, die er oft nur im Stehen zur notwendigen Erhaltung der Kräfte in frugalster Weise seiner Zeit gewissermaßen abstellen konnte, — ihm erweckte die verlorene Mahlzeit nicht einmal die Sehnsucht des Bedauerns, denn wenn er einmal einen Fall übernommen hatte, welcher noch dazu seine ganz besonderen Punkte hatte, dann war mit dem Erwachen seines Spürsinns alles andere für ihn Nebensache. Verschwundene Menschen sind oft viel schwerer wiederzufinden, als verschwundene oder gestohlene Gegenstände, das wußte er nur zu gut, und die über dem Verschwinden Donna Centas verlorene Zeit erfüllte ihn mit den schwersten Bedenken, die er durchaus nicht zu verkleinern versuchte. Jetzt tat es ihm beinahe leid, daß er seinem Auftraggeber mit der Möglichkeit einer auf Lösegeld berechneten Entführung seiner Braut eine gewisse Hoffnung gemacht, denn je mehr er es überlegte, je weniger glaubhaft wollte ihm das vorkommen. Rom, wie überhaupt jede große Stadt, ist eine Menschenfalle, in der jährlich soundso viel Leute auf Nimmerwiederfinden verschwinden; zur Erpressung eines Lösegeldes schien der Boden denn doch aber viel zu gefährlich, womit natürlich nicht gesagt werden brauchte, daß es nicht waghalsige Leute genug hier geben konnte, die für einen hohen Einsatz nicht auch ein hohes Spiel gewagt hätten. Wozu für Rom im besonderen ja noch die günstige Umgebung der Gebirge kam, in deren Felsenhöhlen eine entführte Person sich

leichter verbergen ließ, als in den Ebenen um andere Großstädte. Für eine Entführung zur Bereicherung der Lasterhöhlen hingegen, wie sie ja alle Tage in der ganzen Welt vorkommen, sucht man sich aber kaum eine so hochgestellte Persönlichkeit aus, um die der dreifache Lärm geschlagen wird, wie um irgendein obskures Wesen, dessen Name nur ein ganz kleiner Kreis kennt; es sei denn, daß die Entführer überhaupt nicht wußten, wen sie vor sich hatten. Aber das war höchst unwahrscheinlich, denn dagegen sprach schon die Örtlichkeit, weil die Lage des Palazzo Arvali zwar eine abgelegene, aber doch respektable im Herzen Roms, fern von den eigentlichen Höhlen des Lasters ist. Endlich war auch die Stunde, bald nach acht Uhr abends, nicht die geeignete Zeit, wennschon es nach der Statistik häufig vorkommt, daß Personen am hellen Tage und von belebten Straßen spurlos verschwinden.

Windmüller schaltete keine dieser Möglichkeiten endgültig aus seinen Berechnungen aus, als er sich auf dem unter seiner Straße liegenden Platze in eine Taxameterdroschke setzte und sich darin zur Questura, dem Polizeipräsidium im Palaste des Collegio Romano, fahren ließ. In den meisten Fällen gewöhnt, seine Aufgaben allein zu lösen, um durch das oft täppische Eingreifen der ‚heiligen Hermandad‘ die Sache nicht von vornherein ‚verpaßen‘ zu lassen, verkannte er doch niemals, wann und wo er das offizielle Hilfsmittel der Polizei nicht entbehren konnte; dies war in diesem Falle für die Theorie einer Entführung der jungen Dame geboten. Die anderen Möglichkeiten, die ihm für das Verschwinden Donna Centas aufstiegen, wollte er allein prüfen; sie schienen ihm wahrscheinlicher, wie jene. Die eine war die der freiwilligen Entfernung der Erbin eines immensen Vermögens, und dafür ließen sich ja mehrere Beweggründe finden; die andere, — wer weiß? Ein so mit allen Hunden ge-
hehter Mann, wie der Graf Riseddi es sein mußte,

wenn er es zuwege bringen konnte, seine Tochter zur zweiten Frau eines Witwers mit einer erwachsenen Tochter, der noch dazu der Herzog della Pigna und einer der Reichsten des Landes war, zu machen, konnte schließlich auch der Möglichkeit einer Entführung zum Zwecke eines klingenden Erfolges näherstehen, als ein harmloses Gemüt sich's träumen ließ. Aber der Graf Riffreddi war kein Objekt für die Polizei, sondern nur für die verfeinerte Kunst eines Windmüller. Diesem war der Gedanke gekommen, als der junge Offizier ihm die Geschichte der zweiten Ehe des Herzogs erzählte, die soviel Staub in der römischen Welt aufgewirbelt. Geseht auch, daß ein Teil davon auf Klatfch beruhte, denn man weiß ja zur Genüge, wie derlei vom Schneeball zur Lawine anwächst, so brennt ohne Rauch bekanntlich kein Feuer, und ein Korn von Wahrheit mußte wohl unter diesem ganzen Kehrlicht enthalten sein.

Windmüller wußte ganz gut, daß er bei der um seine Erfolge neidischen Hermandad den Spitznamen ‚Ober-Verdachtschöpfer‘ trug, aber das machte ihm mehr Spaß, als daß es ihn ärgern konnte, denn eben diese Erfolge hatten es ja sehr deutlich bewiesen, daß seine Verdachtschöpferei des scheinbar Unmöglichen so oft das Richtige getroffen. Wenn der Klatfch also in Bezug auf die phänomenalen Fähigkeiten des Conte Riffreddi ausnahmsweise einmal recht hatte, dann war der Verdacht gar nicht einmal so phantastisch und grundlos, wie er Windmüller selbst erscheinen wollte; zu den Akten konnte er immer noch gelegt werden, falls andere Entwicklungen eintraten. Je mehr Theorien, desto größer die Aussicht auf Erfolg.

Windmüller traf mit seinem sprichwörtlichen Glück, dem er seiner Behauptung nach neun Zehntel seiner Erfolge verdankte, den Polizeipräsidenten gerade noch an, als der Gewaltige sich nach einem arbeitsreichen Nachmittage eben zu seinen Laren und Penaten be-

geben wollte. Er war darum über eine neue Störung seiner wohlverdienten Ruhe nicht gerade sehr erbaut, aber der Name ‚Windmüller‘ auf der Visitenkarte, die ihm gerade gebracht wurde, als er schon nach seinem Hut griff, machte, daß die schon auf seinen Lippen schwebende Weigerung, heute noch Besuche anzunehmen, unausgesprochen blieb. Mit einem leisen Seufzer, in den sich jedoch eine gute Dosis Neugierde über die Natur der etwas kategorischen Bitte um sofortiges Gehör mischte, befahl er, den späten Besuch einzuführen, denn im Grunde seines Herzens hatte der Gewaltige einen kolossalen Respekt vor dem ‚Tedesco‘, der so erstaunliche Dinge ohne polizeiliche Hilfe vollbringen konnte, und wenn er überhaupt kam, dann mußte schon etwas ganz Außergewöhnliches passiert sein.

Diese sehr richtige Annahme wurde denn auch glänzend durch Windmüllers sensationelle Erzählung von dem Verschwinden der Donna Centa Arvali gerechtfertigt, und doch gab dieser nur das nackte Faktum zum besten mit seinem ganzen Mangel an Motiven, Spuren und eventuellen Schlüssen; denn was Windmüller selbst darüber dachte, behielt er wohlweislich für sich. Da indes die Polizei sich den Zutritt zu erzwingen vermochte, wohin er nur durch Anwendung von List gelangen konnte, so bedeutete diese Hilfe für ihn nicht nur eine wesentliche Zeitersparnis, sie hatte auch das Gute für sich, daß sie die ‚heilige Hermendad‘, der die Tafsache überhaupt nicht verborgen bleiben konnte, nach einer Richtung hin beschäftigte, die seinen eigenen Plänen nicht in den Weg kam.

Der Polizeipräsident war ganz gerechtfertigtermaßen außer sich.

„Ja, was denkt sich denn diese gute Herzogin?“ rief er aus. „Achtundvierzig Stunden mit der Anzeige eines solchen Ereignisses zu warten, ob die Verschwundene nicht von selbst wieder erscheinen würde!“

Es ist ja unglaublich! Was soll man denn jetzt noch tun, wenn alle frischen Spuren verwischt sind? Diese Angst vor der Polizei, vor der Öffentlichkeit ist doch geradezu verbrecherisch!”

Windmüller konnte dem Gewaltigen nur vollkommen recht geben.

„Das kommt davon, wenn Damen auf ihren eigenen Kopf handeln“, fuhr der Polizeipräsident sich nicht nur figürlich, sondern tatsächlich in die Haare. „Uff! Hühnergehirne, die nicht weiter denken können, als die Nase lang ist. Und ausgerechnet muß es sich auch noch um eine so prominente Persönlichkeit, wie diese reizende Donna Centa, handeln! Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Doktor, — Sie haben das einzig Richtige getan, was Ihnen nach dieser unerhörten Mitteilung übrigblieb: zu mir zu kommen, statt auf eigene Faust auf die Suche zu gehen! Das beweist mir Ihre, mir übrigens wohlbekannte und hochgeschätzte Einsicht in die Beschränkungen, denen der einzelne unterworfen ist. Gia! Liegt eine Entführung zu finsternen Zwecken vor, dann ist der Fall so gut wie hoffnungslos, indes ist Ihre Theorie über die Erpressung eines Lösegeldes der Beachtung wert, und ich werde sofort die nötigen Schritte tun, um meine Netze auszuwerfen.“

Windmüller wußte ganz gut, daß diese Netze im großen und ganzen, — im Gröberen, wohlverstanden, — keine schlechten und nicht zu verachten waren. Er hatte das etwas sauer süße Kompliment über seine ‚Einsicht‘ mit einem geschmeichelten Lächeln des Dankes quittiert, und dabei das Bewußtsein, daß diese kleine Heuchelei tadellos gemimt war, und von seiner innerlichen, belustigten Überlegenheit keine Miene gezuckt hatte. Befriedigt ergriff er seinen Hut und tat, als wollte er sich entfernen, um das ‚Werfen des Netzes‘ nicht aufzuhalten, und von dem Präsidenten höflich bis zur Türe geleitet, bemerkte er wie nebenbei:

„Man muß einer so jungen Dame, wie die Herzogin della Pigna es zweifellos doch sein muß, manches zugute halten. Ich höre, daß sie mit ihrer Stieftochter im zärtlichsten Einvernehmen lebt, muß sie demnach jedenfalls doch gut genug kennen, um für ihr sonst unbegreifliches Zuwarten einen Grund zu haben.“

„Um ja — vielleicht. Die Herzogin, die ja eine ganz reizende Frau ist, halte ich eigentlich auch nicht für das Gänßchen, das unüberlegt handelt. Sie müßte das gerade von ihrer Mutter haben, denn der Vater, der alte Conte Riffreddi, ist ein verdammt schlauer Fuchs. Das hat er durch das Einfangen des verstorbenen Herzogs bewiesen, der doch nichts weniger, als ein Dummkopf war“, biß der Präsident sofort auf den hingeworfenen Köder an.

„Ja, so sagt man“, nickte Windmüller unschuldig. „Er wird ja seine Witwe auch sicherlich in glänzenden Verhältnissen hinterlassen haben.“

„Na, in diesem Punkte haben der Alte, wie die Tochter nicht ganz ihre Rechnung gefunden“, meinte der Präsident mit schlecht verhehlter Schadenfreude. „Der Herzog hat seiner jungen Witwe nämlich nur eine Rente, aber kein Kapital hinterlassen, — ich weiß das aus bester Quelle, — und seinem Schwiegervater nichts wie seine — Hochachtung, die ja freilich überwältigend gewesen sein muß. Die Rente ist natürlich sehr anständig, aber immerhin doch kein verfügbares Kapital, das der alte Riffreddi seiner Tochter doch nach und nach abgeknöpft hätte; womit der Herzog wohl auch gerechnet hat. Der edle Conte wird sich ja auch von der Rente noch seinen Löwenanteil eintreiben, womit es sich ja erklärt, daß die Herzogin bis über die Ohren in Schulden steckt, — jetzt schon, nach kaum einem Jahre ihrer Witwenschaft! Nun, wer die eines schönen Tages bezahlen wird, ist nicht schwer zu erraten und schon darum muß der Herzogin ja alles

daran liegen, mit ihrer Stieftochter so schön wie möglich zu tun. Vielleicht ist sie ihr ja auch wirklich ganz ehrlich zugetan, aber ich lasse mich hängen, wenn hinter dieser Freundschaft nicht auch eine hübsche Dosis Eigennutz stecken sollte und — ein großes diplomatisches Talent!”

„Homines sumus, Eccellenza — wir sind Menschen allzumal“, sagte Windmüller lächelnd, und empfahl sich nochmals auf das höflichste von dem Gewaltigen, der auf den so geschickt hingehaltenen Zucker prompt abgebissen und die scheinbar gar nicht provozierte Auskunft nicht ohne persönliches Vergnügen erteilt hatte.

Windmüller rieb sich befriedigt die Hände, als er wieder in seinem Wagen saß und nun dem Palazzo Arvali entgegenfuhr. Denn diese von durchaus offizieller Seite erhaltene Auskunft war ganz dazu angetan, diejenigen seiner Mutmaßungen zu bestärken, welche er wohlweislich für sich behalten hatte. Der Humor dabei war, daß der Polizeipräsident ihm, Franz Xaver Windmüller, Komplimente über die ‚weise Erkenntnis seiner Fähigkeitsgrenzen‘ gemacht hatte! Ein wirklich kluger Mensch, der von der Selbstüberhebung nicht verblendet ist, erkennt die ihm gesteckten Grenzen am allerbesten selbst; nicht, weil er in diesem Falle solche sah, hatte Windmüller die Polizei in Bewegung gesetzt, sondern weil er sich den Rücken gegen den Vorwurf einer strafbaren Vernachlässigung decken wollte, besonders aber, um die Hände frei zu haben zur Verfolgung seiner eigenen Theorien. Windmüller wurde von seinen Freunden ‚der Mann der unbegrenzten Möglichkeiten‘ genannt; darum besaß er aber doch nicht die Fähigkeit, an zwei oder drei Stellen gleichzeitig zu sein. Diese Einschränkung sieht ja auch schließlich der dümmste Mensch ein, aber die Eitelkeit verhindert manchen, eben an die Stellen, wo er nicht sein kann, Kräfte zu stellen, die der Kluge für die richtigen

erkannt hat, seinen eigenen Ansichten in die Hände zu arbeiten, nicht sie durchkreuzen.

„So, so!“ nickte er vor sich hin. „Also die Frau Herzogin-Witwe della Pigna hat es in der kurzen Zeit ihres Trauerjahres zuwege gebracht, bis über die Ohren in Schulden zu geraten. Das ist sehr interessant, sehr! Was sind das für Schulden? Geldschulden? Schneiderschulden? Hm, — ich weiß, eine Weltkame kann auch in Trauerkleidern eine ganz nette Verschwendung treiben — — — ich sah neulich mal in einem Schaufenster schwarzseidene Trauerwäsche für Witwen ausgestellt, — meiner Meinung nach der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Kann man damit aber solche Schulden machen, daß man bis über die Ohren darin sitzt? Ah, — da sind wir!“

Es war fast acht Uhr, als Windmüllers Wagen vor dem Südportal der düsteren Fassade des gewaltigen Gebäudeblocks hielt, der den Römern und den Rom mit offenen Augen durchstreifenden Fremden als Palazzo Urvali wohl bekannt ist. Zu groß, zu erdrückend mächtig für den kleinen Platz mit dem reizenden Brunnen, würde er selbst an einem großen wenig nur von seinem düsteren Ernst verlieren, denn seine Mauern aus schwarzem Basalt mit dem fast drohend wirkenden Rustica-Erdgeschoß saugen Sonne und Licht in sich auf, ohne sie zurückzustrahlen, wie die vielen, aus Travertin erbauten römischen Paläste, zum Beispiel der am Westende der Piazza Urvali liegende Palazzo Valombrosa, dessen Wände selbst jetzt im beginnenden Zwielft einen letzten goldenen Widerschein der sinkenden Sonne festhielten.

Mit der Hand auf dem prächtigen, von Giacomo della Porta modellierten, bronzenen Klopfer, prägte Windmüller sich die Topographie des kleinen Platzes ein; er suchte und fand mit den Augen den Briefkasten seitlich des Palazzo Valombrosa, prüfte das scheidende Licht und stellte fest, indem er der jäh

herabsinkenden Nacht um eine halbe Stunde später, als es jetzt an der Zeit war, Rechnung trug, daß eine junge Dame auch dann noch ohne jedes Risiko die paar Schritte mit dem kleinen Umweg nach dem Briefkasten machen konnte. Ende Mai ist es an einem schönen Tage um halb neun noch nicht dunkel genug, daß man vom Fenster aus zum Beispiel nicht eine Person auf der Straße erkennen könnte, und auf die Piazza Arvali sehen viele Fenster heraus, in denen immer Menschen lehnen, die noch ein wenig frische Luft genießen wollen. Es wäre demnach sehr schwer, wenn nicht unmöglich gewesen, unbeobachtet eine Person zu entführen. War das mit Donna Centa geschehen, so war Windmüller überzeugt, daß Zeugen genug sich dafür gemeldet hätten.

Der Türausschnitt in dem mächtigen Portal wurde nicht von innen aufgezogen, als der Klopfer unter Windmüllers Hand dröhnend auf seine Bronzeplatte niedergefallen war, sondern nach einer kleinen Weile von dem Portier selbst geöffnet, den des späten Besuchers geprüfter Blick ohne weiteres in die Rubrik ‚zuverlässig‘ einreichte. Das war der typische Cerberus eines großen römischen Hauses, der sich auch für einen schlechten Herrn eher hätte in Stücke hauen lassen, ehe er ihn verrieth, der die Würde ‚der Familie‘ mit unnachahmlicher Grandezza auf den ungebeugten, herkulischen Schultern trug.

Dieser Riese mit dem langwallenden, weißen Barte erwiderte auf Windmüllers Frage zögernd, daß Ihre Erzellenz, die Frau Herzogin, allerdings eben ihren ‚Pranzo‘ beendet, jedoch glaube er nicht, daß sie heut noch fremde Besuche empfangen würde, usw. Indes mußte sein prüfender Blick, mit dem er den fremden, vornehm aussehenden Herrn musterte, doch zu dessen Gunsten entschieden haben, denn er setzte eine elektrische Glocke in Bewegung und übergab dem herbeigeeilten Lakaien die Karte Windmüllers, auf welche

dieser unter seinen Namen mit Bleistift schrieb: ‚bittet, empfohlen durch Graf Sassonero, in dringenden Angelegenheiten empfangen zu werden.‘

Da es eine ganze Weile dauerte, bis der Diener zurückkam, so hatte Windmüller Zeit, ein wenig Umschau zu halten. Das kirchenähnlich große Vestibül, in dem er sich befand, führte in den großen, achteckigen Binnenhof, in welchem vier, die Ecken einnehmenden Brunnen das klare, ewig rinnende Wasser von Rom aus steinernen Löwenköpfen in muschelförmige Bassins spien; Palmen und Blattpflanzen, welche diese Brunnen umgaben, ließen sie wie in immergrüne Nischen zurücktreten. In der Nordwand führte, dem Südportal gegenüber, eine tunnelartige Durchfahrt zu dem mit starken Riegeln wohlverwahrten Nordportal; um den ganzen Hof liefen mit Glasfenstern verwahrte Loggien für die beiden Stockwerke; — jene des Mezzanin* und des Erdgeschosses waren offen und mit immergrünen Schlingpflanzen umrankt, wodurch der Palazzo Arvati von innen viel von seinem düsteren Aeußeren verlor. Ja, der große Binnenhof mit seinen vier palmenumkränzten Brunnen und den feingegliederten Säulen der Loggien aus rötlichem, weißgeadertem Marmor war so malerisch und dabei doch so anheimelnd in seiner ganzen, großzügigen Anordnung, wie es kaum jemand vermutet hätte, der den Palast mit seiner ganzen wuchtigen Massenwirkung nur von außen kannte.

Der endlich zurückkehrende Lakai ‚bedauerte‘ mit aller Wohlerzogenheit des Dieners eines großen Hauses, daß die Frau Herzogin den Herrn Doktor nicht mehr empfangen könnte. Der Herr Doktor möchte die Güte haben, der Frau Herzogin seine Wünsche schriftlich mitzuteilen.‘

Das aber bedauerte der Herr Doktor nun seiner-

* Halbgeschöß.

seits nicht tun zu können. Er zog eine zweite Visitenkarte heraus und schrieb darauf, daß die Angelegenheit, wegen der er leider zu so später Stunde heut noch kommen mußte, unaufschiebbar sei. Wieder verschwand der Lakai, und wieder wartete Windmüller eine ganze Weile, bis er endlich die Botschaft erhielt, daß die Frau Herzogin geruhen wolle, ihn für 'einige Minuten' zu empfangen. Diese 'wenigen Minuten' wiederholte der Diener gewissermaßen unterstrichen, was Windmüller mit einem freundlichen Lächeln zur Notiz nahm, das unausgesprochen sagte: „Genau so lange, wie ich es wünsche.“

Er stieg, dem vorausgehenden Diener folgend, die teppichbelegte, wohlerleuchtete, monumentale Treppe, wie sie eben nur ein römischer Feudalpalast aufzuweisen hat, bis zum ersten Stock hinan, legte unaufgefordert in einem prächtigen Vorzimmer Überzieher und Stock ab, und wurde darauf in einen matterleuchteten Salon geführt, dessen Einrichtung den glänzenden, italienischen Rokokostil in seiner ganzen, unvergleichlichen Pracht zeigte.

Das erste, was Windmüller tat, als er sich in diesem Salon allein sah, war, daß er ohne weiteres den Schalter der elektrischen Beleuchtung neben der Tür suchte, und durch eine doppelte Umdrehung zwei Kristalllüfter entzündend, den großen Raum in strahlende Helligkeit versetzte.

„Ich gestatte mir diese Freiheit“, murmelte er mit einem grimmigen Lächeln. „Denn ich bin nicht gekommen, mit Ihrer Exzellenz, der Frau Herzogin, im Dunkeln zu munkeln. Ich wünsche diese interessante Dame auch zu sehen — deutlich zu sehen.“

Nach einer Weile, deren Länge Windmüller mit der Uhr in der Hand als 'insolent' bezeichnete, erschien sie denn endlich, — eine Vision in Schwarz zwar, aber blendend genug, um es dem späten Besuch begreiflich erscheinen zu lassen, wenn der selige Herzog

della Pigna sein alterndes Herz an ihr zu junger Glut entzündet hätte. Klein, schlank und zerbrechlich, wie das Figürchen einer Watteauschen Schäferin, war doch alles Ebenmaß an ihr, die selbst in dem grellen, elektrischen Licht wie eine Sechzehnjährige ausah mit ihrem schmalen, zarten Gesichtchen mit dem matten, durchsichtigen Teint wie Marmor, zu dem die Überfülle ihres naturkrausen Haares von der Farbe eines reifen Ährenfeldes im schönsten Einklang stand. Klein und schmal war die feingebogene Nase mit den großen, sensitiven Nüstern, klein und schmal der rosenrote Mund, aber groß und weitgeöffnet die wie Sterne strahlenden Augen von einem so tiefen Veilchenblau, daß sie unter den feingezichneten, schwarzen Brauen und den langen, schwarzen Wimpern gleichfalls fast schwarz erschienen.

Sie neigte den reizenden Kopf kaum merklich vor ihrem sich höchst korrekt verbeugenden Besucher, indem sie ihn von Kopf bis zu Füßen mit studierter Insolenz musterte. „Sie haben mich mit einer solchen Konsequenz zu sprechen gewünscht, daß es in der That etwas sehr Wichtiges sein muß, wenn Sie trotz meiner Ablehnung auf Ihrem Wunsche bestanden haben“, sagte sie mit ungemein wohlklingender Stimme, deren einschmeichelndem Klange selbst der gewollte scharfe Ton nicht viel nehmen konnte.

„Ich bin Ihnen sehr für Ihre Nachgiebigkeit verbunden, Eccellenza“, erwiderte Windmüller mit der Liebenswürdigkeit und der ruhigen Sicherheit des Mannes von Welt. „Ich finde es sogar begreiflich, daß Sie mich nicht ohne weiteres empfangen wollten, und hoffe nur, daß meine scheinbare Zudringlichkeit kein unüberwindbares Vorurteil gegen mich in Ihnen wachgerufen hat. Aber — tout comprendre, c'est tout pardonner!“ Mit diesem etwas abgedroschenen Zitat möchte ich mich Ihrer Gnade empfehlen.“

Windmüller konnte, wenn ihm daran lag, in den

Ton seiner Rede einen einschmeichelnden Zauber legen, der ihm oft schon gute Dienste geleistet hatte, und auch hier augenscheinlich seine Wirkung nicht versagte, denn die verwitwete Herzogin della Pigna, die wie eine Debütantin auf der Weltbühne aussah, grüßte ihn jetzt noch einmal mit einer anmutigen Neigung ihres Kopfes und einem reizenden Lächeln, bei dem zwei herzige Grübchen in ihren pfirsichblütenartigen Wangen sich zeigten. „Wohlan denn, ich höre“, sagte sie liebenswürdig und deutete auf einen Sessel, dem gegenüber sie selbst Platz nahm. „Es handelt sich also um — —“

„Um das räthselhafte Verschwinden von Donna Centa Urvali“, fiel Windmüller ein, indem er sich setzte.

„Oh!“ machte sie mit einer Bewegung, als ob sie wieder aufstehen wollte. „Wie ist es möglich, daß Sie etwas davon wissen? Und wenn auch, so muß ich eine Unterhaltung über ein Thema, das viel zu schmerzlich für mich ist, als daß ich mit einem Fremden darüber sprechen könnte, auf das entschiedenste ablehnen!“

„Das ist sehr begreiflich, nur zu begreiflich“, sagte Windmüller mit bezwingender Sympathie im Ton. „Indes, Eccellenza, das Schmerzhafte ist unser Los auf Erden, und Sie werden mir zugeben, daß es ganz unvermeidlich sein wird, unberührt von dem Staube zu bleiben, den diese seltsame Angelegenheit doch in der nächsten Zeit schon notgedrungen aufwirbeln muß. Sie fragen, wie ich etwas davon wissen kann? Der Graf von Sassonero hat mich beauftragt, die Verschwundene zu suchen.“

„Das ist eine — eine unerhörte Impertinenz von dem Grafen Sassonero!“ rief die Herzogin aus, indem ein dunkles Rot über ihr zartes Gesicht flog, und in ihren großen, sternartigen Kinderaugen bligte ein Etwas auf, das dem scharf beobachtenden Windmüller durchaus nicht entging.

„Eccellenza, es kommt alles im Leben auf den Standpunkt an, den man einnimmt“, sagte er mild. „Von dem des Grafen Sassonero betrachtet, war der mir erteilte Auftrag der Ausdruck eines ganz gerechtfertigten Gefühls. Das ist meine Anschauung davon — wie Sie darüber denken, ist ganz Privatsache, und erlaube ich mir keinerlei Kritik. Sie werden das besser mit dem Grafen, als mit mir besprechen können.“

Die Herzogin schien das Argument einzusehen, denn nach einer kleinen Pause, während welcher die Röthe aus ihrem Gesicht so schnell verschwand, wie sie gekommen, fragte sie kühl:

„Was also wollen Sie von mir?“

„Ihre Hilfe — soweit Sie mir eine solche überhaupt geben können“, antwortete Windmüller im gleichen ruhigen, sympathisierenden Ton. „Sie haben es in einer ganz verständlichen Zurückhaltung, in einer im besten Sinne weiblichen Scheu vor der Öffentlichkeit nunmehr achtundvierzig Stunden lang unterlassen, die zuständigen Behörden von dem rätselhaften Verschwinden Donna Centas zu verständigen —“

„Mein Gott, wenn ich doch stündlich auf ihre Rückkehr hoffte!“ rief die Herzogin aus, indem sie ihr Taschentuch vor die Augen drückte.

„Aber natürlich, — das ist ja so verständlich“, gab Windmüller milden Tones zu. „Niemand kann das mehr mitfühlen, als ich, glauben Sie mir. Dennoch aber war es, verzeihen Sie das harte Wort, ein schwerer Fehler, denn in den zwei langen Tagen und Nächten sind die Spuren der Verlorenen vielleicht für immer verwischt! Es ist aber nicht meine Absicht, Ihre Ohren mit der Aufzählung der Möglichkeiten zu verlegen, die sich an das Schicksal dieser für Sie so theuern Persönlichkeit knüpfen lassen; wenn Sie sich jedoch soweit überwinden könnten, mir über den letzten Tag, besonders aber über die letzte Stunde, die Donna Centa in diesem Hause verlebte, umfassende Mittheilungen zu

machen, so wäre dies für meine Aufgabe vom größten Wert."

"Ich habe das dem Grafen Sassonero ja alles schon erzählt", wehrte sie das Ansinnen ziemlich ungnädig ab.

"Gewiß, so sagte er mir", bestätigte Windmüller, immer in dem gleichen sympathisierenden und zurendenden Tone. „Er war indes bei seinem Besuche bei mir in einer allzu großen und berechtigten Erregung, als daß er alles so genau hätte wiederholen können, und da es wirklich ganz wesentlich ist, daß ich alle damit verknüpften Umstände kenne, so bin ich eben zu Ihnen gekommen, Eccellenza. Sie, die die Verschwundene, wie ich höre, so herzlich geliebt haben — lieben, wollen wir vorläufig noch sagen, werden mir Ihre Hilfe nicht verweigern wollen; die Hilfe, deren ich bedarf, um Ihnen Donna Centa vielleicht doch noch wiedergeben zu können."

"Oh, es ist doch aber ganz unmöglich, daß es anders sein könnte!" rief die Herzogin mit großen, vor Entsetzen ganz schwarzen Augen aus. „Vielleicht! Sie glauben doch nicht etwa, daß Centa, meine Centa — tot ist?"

"Das ist eine Möglichkeit, mit der wir leider auch rechnen müssen", sagte Windmüller ernst.

Die Herzogin erwiderte nichts, — sie saß wie erstarrt da. Nur ihre Finger, weiße, schlanke, konisch zugespitzte Finger an langen, schmalen, wundervoll geformten Händen, zerrten mit fliegender Hast an dem Batisttuch auf ihrem Schoß.

"Daran ist mir noch kein Gedanke gekommen!" murmelte sie endlich mit verhaltenem Atem. Dann, wie mit Anstrengung sich beherrschend, setzte sie leise hinzu: „Natürlich, was ich tun kann, steht ganz zu Ihrer Verfügung, aber was kann ich denn tun? Wir waren vorgestern abend noch so — ja wirklich, so fröhlich beisammen! Am Nachmittag hatten wir eine Spazierfahrt gemacht, hatten in der Campagna draußen

Blumen gepflückt — oh, ich darf gar nicht daran denken! Beim Pranzo sagte Centa, sie wolle nachher noch auf ein Stündchen zur Marchesa Valombrosa hinübergehen, mit der sie so sehr befreundet ist, daß es mich manchmal ganz eifersüchtig gemacht hat, wirklich, daß hat es, ich schäme mich nicht, es einzugestehen, denn ich wollte ja die Liebe meiner Centa ganz allein für mich haben! Während wir noch bei Tisch saßen, kam die Rede auf eine gemeinsame Bekannte, eine Signora Bellini in Bologna, die wir sehr gerne haben, und ich schlug vor, ihr eine Postkarte zu senden. Centa ging darauf sehr bereitwillig ein und meinte, dann könnte sie die Karte gleich mitnehmen, die wir nach der Mahlzeit dann gemeinsam schrieben — und das ist alles. Ich habe Donna Centa seitdem nicht mehr wieder-gesehen.“

„Ging sie gleich nach dem Pranzo fort?“ fragte Windmüller.

„Gleich“, bestätigte die Herzogin. „Sie hatte der Karte, die ich schrieb und adressierte, nur ein paar Worte hinzugefügt, und ging vom Schreibtisch in meinem Zimmer schnurstracks damit hinaus — nachdem wir uns noch gute Nacht gewünscht.“

„Und um welche Zeit war das?“

„Oh, es muß gegen acht Uhr, oder bald nachher gewesen sein. Wir speisen um halb acht Uhr, wenn wir allein sind, und brauchen dazu kaum eine halbe Stunde. Ich kann die Zeit auf die Minute wirklich nicht angeben, aber ich denke, es kann nicht später wie höchstens fünfzehn Minuten nach acht Uhr gewesen sein, als Donna Centa mich verließ. Nein, später war es sicher nicht. Es ist die Zeit, zu der sie gewöhnlich die Marchesa Valombrosa zu besuchen pflegt.“

„Jedenfalls ist also eine größere Zeitdifferenz nicht anzunehmen“, meinte Windmüller und setzte rasch hinzu: „Und welches ist Ihre Theorie über dieses rätsel-

haste Verschwinden, Eccellenza? Ich bitte dringend, mir diese nicht vorzuenthalten!"

„Meine Theorie?“ wiederholte die Herzogin mit großen Augen. „Ja, wie meinen Sie das?“

„Nun, man macht sich doch vor allem ein Bild, legt sich eine Sache nach eigenem Dafürhalten zurecht“, erläuterte Windmüller, was seiner Ansicht nach einer Erläuterung nur für jemand bedurfte, der Zeit gewinnen will. „Man sagt sich: das und das muß passiert sein, oder: aus diesem oder jenem Grunde könnte sie sich am Ende freiwillig entfernt haben. Halten Sie das letztere für möglich, oder doch wenigstens für nicht ganz ausgeschlossen?“

Die Herzogin schlug die großen, blauen Augen nieder und betrachtete eingehend ihre schönen, weißen Hände.

„Ich lehne es ab, von Donna Centa in dieser Weise mit einem Fremden zu sprechen“, sagte sie kühl und steif.

„Aber ich bin doch kein Fremder, sondern der Mann, der die Verschwundene suchen soll, dem man die Wiederfindung eines kostbaren Gutes, eines Menschenlebens anvertraut hat“, wandte Windmüller mild, aber betont ein. „Ein Mensch ist doch kein lebloser Gegenstand, für sein Abhandenkommen muß also ein Motiv vorhanden sein. Freilich gibt es ja auch leider unzählige Beispiele dafür, daß ein Mensch wider seinen Willen verschwinden kann, das heißt, er wird aus habfüchtigen oder anderen Motiven in eine Falle gelockt, getötet, und seine Spuren werden so verwischt, daß er als verloren gelten muß. Oder er wird entführt, um ein Lösegeld für ihn zu erzielen, oder er entfernt sich aus nur ihm bekannten Gründen freiwillig in einer Weise, die geeignet ist, seine Wiederfindung so zu erschweren, daß nur noch frische Spuren einen Erfolg versprechen können. Graf Sassonero, mit dem ich alle diese Möglichkeiten besprach, hält die letztere

für ausgeschlossen. Es wäre mir jedoch von ganz unendlichem Wert, zu wissen, ob Sie, Eccellenza, darin seiner Meinung sind."

"Die Meinungen des Conte Sassonero sind mir ganz gleichgültig", erwiderte die Herzogin achselzuckend.

"Das ist eine Privatansicht, die mich nichts angeht", meinte Windmüller verbindlich, aber nicht ganz wahrheitsgetreu, denn er notierte sich die Bemerkung in seinem Gedächtniß. „Es ist auch wirklich ganz irrelevant, welche Wirkungen die Meinungen des Grafen auf Sie haben. Ich fragte nach den Ihrigen, Eccellenza, und zwar ist diese Frage ein Teil des Grundes für meinen Besuch bei Ihnen. Ich hoffte von Ihnen Hilfe zu erhalten, nicht aber Abweisung in einer Angelegenheit, die Sie mindestens doch ebenso nahe angeht, wie den Conte Sassonero!"

"Gewiß, gewiß, — ich verstehe das ganz gut", versetzte die Herzogin lebhaft. „Ich kann aber leider eine bestimmte Meinung über die von Ihnen zuletzt genannte Möglichkeit wirklich nicht formulieren, denn Donna Centa war — ist, wollte ich sagen, in ihren persönlichen Angelegenheiten sehr zurückhaltend; ich habe ihren Mangel an Vertrauen mir gegenüber in diesem Punkte oft recht schmerzlich empfunden. Aber man macht sich, wie Sie sehr richtig bemerkten, in der That seine Gedanken — — — Der Conte wird Ihnen wahrscheinlich gesagt haben, daß er mit Donna Centa verlobt ist — heimlich verlobt, nicht wahr? Nun, mir hat es scheinen wollen, als ob Donna Centas Neigung eine Wandlung erfahren hätte — — sie hat die Veröffentlichung ihrer Verlobung wiederholt hinausgeschoben, aus meiner Meinung nach ganz nichtigen Gründen. Denn, lieber Himmel, warum sollte man sich fast ein volles Jahr nach dem Tod des Vaters nicht verloben dürfen? Ich gestehe, daß mir das zu denken gegeben hat. Aber, wie gesagt, bis zu diesem

Grade habe ich das Vertrauen meiner Stieftochter leider nicht beessen, — vielleicht war sie mittheilsamer gegen ihre Busenfreundin da drüben — — — ihre häufigen abendlichen Besuche bei der Marchesa waren vielleicht auch nicht ganz rein freundschaftlicher Natur — — — am Ende hat sie jemand dort getroffen, der — — — kurz und gut, es waren und sind diese Erwägungen, die mich davon zurückhielten, das Verschwinden Donna Centas gleich an die große Glocke zu hängen, einen Skandal zu vermeiden, welcher das Ansehen des Hauses Arvali schwer schädigen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie, Herr Doktor, das verstehen können?"

„Doch, ich verstehe es in dieser Beleuchtung sehr wohl“, versicherte Windmüller, zwar ohne Überzeugung, aber diese darzulegen, lag nicht in seiner Absicht. Das Thema fallen lassend, fuhr er rasch fort: „Und nun noch eine andere Frage: Wie war Donna Centa am Abend ihres Verschwindens gekleidet?"

„Sonderbare Frage! Hat das mit der Sache etwas zu tun?“ fragte die Herzogin mit naivem Erstaunen.

„Es ist von der größten Wichtigkeit, daß ich eine genaue Schilderung ihres Anzuges erhalte“, versicherte Windmüller ernst.

„Wirklich?“ machte sie mit ungläubigem Lächeln. „Oh, sie trug ein weißes Kleid. Ja, ein weißes, soviel ich mich entsinnen kann, denn Centa hatte längst schon angefangen, Weiß zu tragen. Richtig, ein Kleid von leichtem, wollenen Kreppstoff, hoch gemacht, eine sehr hübsche, elegante Robe, die mir sehr gefiel, und darum kann ich auch sagen, daß es gerade dieses war.“

„Trug Donna Centa Schmuck?"

„Ja — nein — das heißt, ich weiß es wirklich nicht mehr. Sie trug natürlich ihre Ringe, und mir scheint, auch eine lange Kette von Platina mit Perlen von Obsidian, — ein schwarzer, oder doch schwarz wirkender Stein, — die sie sich zur Halbtrauer gekauft —“

„Bitte, wollen Sie mir die Ringe beschreiben?“ fiel Windmüller ein.

„Mein Gott, was Sie nicht alles wissen wollen!“ rief die Herzogin ungeduldig. „Ich meine, die Zeit, die ich Ihnen gewähren wollte, ist schon stark überschritten, — ich wünsche Ihnen also einen guten Abend, Herr Doktor.“

Windmüller ignorierte diese sehr deutliche Entlassung vollständig; er blieb ruhig sitzen.

„Ich gestatte mir, Eccellenza darauf aufmerksam zu machen, daß ich nicht aus Neugierde hier bin und nach Dingen frage, die mich nichts angehen“, sagte er lebenswürdig. „Wenn man etwas suchen soll, muß man wissen, wie es aussieht; bei einer Person kommt noch dazu, daß man genau erfährt, was sie in der verhängnisvollen Stunde trug und bei sich hatte. Eccellenza werden derartige Beschreibungen schon in den ‚Steckbriefen‘ gelesen haben, wie die Zeitungen sie offiziell alle Tage veröffentlichen. Sollten Eccellenza indes momentan durch irgendwelche Behinderung nicht in der Lage sein, meinen anscheinend zu weit gehenden Wissensdurst zu befriedigen, so werde ich mich natürlich sofort empfehlen und veranlassen, daß die Polizei die mir unbedingt notwendigen Informationen unverzüglich einzieht. Sie werden es vielleicht vorziehen, den Behörden Rede stehen zu müssen“, schloß er betont und setzte schärfer hinzu: „worüber natürlich Stunden vergehen, die verhängnisvoll werden können.“

Die Herzogin war aufgefahren und musterte ihren Besuch mit Augen, in denen Zorn, Empörung und — andere Gefühle sich widerspiegeln.

„Sie werden doch nicht die unerhörte Dreistigkeit haben wollen, mir die Polizei ins Haus zu schicken, um mich ausfragen zu lassen?“ rief sie mit erstickter Stimme.

„Daß wird die Polizei auch ohne mein Zutun tun“, erwiderte Windmüller ruhig. „Mir lag nur daran,

ihr zuvorzukommen. Eccellenza können doch unmöglich annehmen, daß die Behörden über das Verschwinden einer Persönlichkeit, wie die Herzogin della Pigna im eigenen Recht es ist, einfach zur Tagesordnung übergehen werden, nicht wahr?"

„Wenn ich keine Anzeige erstatte —“

„Darüber mögen Eccellenza sich mit den Behörden auseinandersetzen — das geht mich nichts an. Übrigens ist die Anzeige bereits erfolgt, nicht durch den Grafen Sassonero, sondern von einer anderen Seite. Von welcher? Darüber verweigere ich die Auskunft — genug, ich weiß es. Belieben Eccellenza einzusehen, daß wir hier leeres Stroh dreschen und damit nur die kostbare Zeit vergeuden! Doch mir fällt eben ein, daß ja der Conte jedenfalls genau wissen wird, was für Ringe seine Braut zu tragen pflegte, — ich kann ihn also fragen. Was ich aber unbedingt nur hier erfahren und wissen muß, ist das: Was für eine Hülle trug Donna Centa über ihrem Kleide, als sie das Haus verließ, denn sie kann doch unmöglich in Weiß ohne einen Mantel oder dergleichen über den Platz gegangen sein!"

Die Herzogin schien unter Windmüllers etwas verschärfter Tonart eingesehen zu haben, daß es weiser war, die ihr lästigen Fragen lieber zu beantworten, als sich durch brüske Ablehnung größeren Unbequemlichkeiten auszusetzen.

„Ach, das alles ist ja so ungewohnt, so schmerzlich für mich, so abstoßend!" rief sie aus. „Ich will gewiß alles tun, was erforderlich ist, was mir obliegt, — man muß mir nur Zeit lassen, mich in solch einer Lage zurechtzufinden! Welche Ringe meine Stieftochter trug, wollten Sie wissen? Genau kann ich sie wirklich nicht beschreiben — es waren Diamantringe. Einer mit einem Smaragd, wenn mir recht ist —“

„Bitte, strengen sich Eccellenza nicht an, — ich werde diesen Punkt leicht allein klarstellen können",

fiel Windmüller trocken ein. „Mir liegt nur noch daran, zu erfahren, was Donna Centa über ihrem Kleide frag, als sie ausging?“

„Wahrscheinlich einen Mantel“, war die naive Antwort.

„Ja, wahrscheinlich!“ wiederholte Windmüller, einen Seufzer unterdrückend. „Die Frage wäre nun: was für einen Mantel?“

„Wie soll ich denn das wissen, wenn ich sie doch darin nicht gesehen habe?“ klagte die Herzogin mit einem schlecht unterdrückten Gähnen. „Centa hat natürlich mehrere Mäntel, nicht nur einen einzigen: dicke, dünne, seidene, wollene — gerade so wie ich auch!“

Windmüller machte eine Bewegung beginnender Ungeduld, sagte aber mit unverminderter Liebenswürdigkeit:

„Würden Eccellenza die Gnade haben, Donna Centas Kammerfrau rufen zu lassen? Diese wird über den hochwichtigen Punkt jedenfalls ganz genaue Auskunft geben können.“

„Aber die Jose meiner Tochter ist schon seit mehr als einer Woche bei ihrer erkrankten Mutter in Genzano!“ erwiderte die Herzogin, wie es Windmüller scheinen wollte, nicht ohne Schadenfreude.

„In der That? Nun, Donna Centa dürfte während dieser Zeit nicht ohne jede Bedienung geblieben sein“, sagte er sanft — bei ihm immer ein Zeichen, daß seine Geduld zu Ende ging. „Die verreiste Jose wird jedenfalls eine Stellvertreterin hier haben, und ich muß darauf dringen, diese befragen zu dürfen, — falls Eccellenza es nicht vorziehen, daß die Polizei auch in diesem Falle an meine Stelle tritt.“

„Aber nein — ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich zu allem bereit bin!“ beeilte sich die Herzogin mit nervöser Hast zu versichern. „Meine eigene Cammeriera hat meine Stieftochter seit der Beurlaubung

ihrer Jose bedient. Ich habe ihr die Hilfe meiner Giuseppina natürlich gleich angeboten, — wir sind ja wie Schwestern, und —“

„Die Zeit drängt, Eccellenza! Darf ich also bitten —“

„Sofort!“ rief sie aufspringend. „Ich werde Ihnen meine Cammeriera sogleich schicken — ich selbst ziehe mich zurück, dann können Sie ungestört mit ihr sprechen.“

„Verzeihung, Eccellenza, — in Ihrer Gegenwart möchte ich das kleine, unschuldige Verhör abhalten. Ich lege Wert darauf“, fiel Windmüller mit zuckersüßer Liebenswürdigkeit ein, indem er sich gleichfalls erhob. „Nicht, daß es mich schüchtern macht, mit Ihrer Cammeriera allein zu sein, — ich bilde mir nur ein, daß Ihre Gegenwart eine Stütze für Ihre Jose sein wird, denn erfahrungsgemäß verlieren Personen ihres Standes sehr leicht den Kopf bei derlei Aussagen, mögen sie auch noch so unschuldiger Natur sein. Darf ich für Sie läuten? Aber mit tausend Freuden! Es ist ja das Geringste, was ich tun kann, um Ihnen wenigstens eine Mühe in dieser für Sie so peinlichen und schmerzlichen Angelegenheit zu ersparen.“

Windmüller hatte längst den Knopf der elektrischen Glocke neben der Thür, in deren Nähe er saß, gesucht, gefunden und ihn gedrückt, ehe er noch seine Frage danach gestellt, und derselbe Diener, der ihn heraufgeleitet, erschien, bevor er noch ausgeredet hatte. Die Herzogin hatte sich dabei wieder in ihren Sessel zurückfallen lassen, und saß steif da, den schmalen Mund fest geschlossen, und in den Augen ein Licht, das für Leute, die sie kannten, wahrscheinlich ein Warnungszeichen gewesen wäre, von Windmüller aber anscheinend weder bemerkt noch beachtet wurde, denn er kannte sich darin durch seine langjährige Praxis genügend aus.

„Giuseppina soll sofort hierherkommen“, befahl sie

kurz, und der Diener verschwand mit einem prüfenden Blick auf seine Herrin und deren Gast so schnell, wie er gekommen. Die kurze Pause, die nun eintrat, benutzte Windmüller harmlos zu einigen wohlgesetzten Phrasen der Sympathie über die Ungelegenheiten, die er genötigt war, der Herzogin zu verursachen, welche indes gar nicht zuzuhören schien, während sie mit dem Fuß ungeduldig auf den Teppich klopfte.

Und dann trat die Cammeriera ein, eine ältere, magere, mittelgroße Person in diskret schwarzer Kleidung mit weißer Tändelschürze, weißem Kragen und Manschetten. Hübsch war sie nicht, aber ihr Gesicht war nicht unsympathisch, wenn man ihm auch die Spuren kummervoller Tage ansah; sie hatte tief-liegende, dunkle, etwas unruhige Augen, die fragend die ihrer Herrin suchten, welche sich anschickte, ihre Dienerin von dem zu unterrichten, was von ihr gewünscht wurde, als auch Windmüller schon die Initiative ergriff.

„Die Frau Herzogin hatte die Güte, Sie rufen zu lassen, um mir eine Frage zu beantworten“, sagte er freundlich, indem er sich geschickt so manövrierte, daß er zwischen den beiden Frauen stand. „Ich will vorausschicken, daß es sich darum handelt, Donna Centa wiederzufinden, und dazu ist es durchaus nötig, daß Sie mir genau den Mantel beschreiben, den sie vorgestern abend trug, als sie den Palast verließ. Besinnen Sie sich nur recht genau, — Ihre Angaben würden, falls sie sich als irrig herausstellen, schwere Folgen nach sich ziehen, und zwar nicht nur für Donna Centa, sondern für Sie selbst, da Sie dann unter einem Eide die richtigen machen müßten. Nicht wahr, Sie verstehen, wie ich es meine?“

„Si, Signore“, erwiderte die Giuseppina ohne Zögern. „Der Mantel, den Donna Centa trug —“

„Ich meine, es sei der schwarzwollene mit dem

Kreppbesatz gewesen“, fiel die Herzogin, langsam ihre Worte skandierend, ein.

Die Cammeriera zögerte mit ihrer Bestätigung, und Windmüller sah, daß in ihren Augen ein Ausdruck von Furcht erschien, während ihr Blick den ihrer Herrin suchte, die sie starr ansah.

„Besinnen Sie sich wohl, ehe Sie eine Angabe machen, von der sehr, sehr viel für Donna Centa wie für Sie abhängt“, ermahnte er mit dem größten Ernst. „Sie werden absichtlich gewiß keine falsche Angabe machen wollen, die ein Menschenleben und Ihre eigene Ehre gefährden könnten.“

„Sicherlich nicht; die Madonna behüte meine arme Seele vor beidem“, erwiderte Giusseppina leise, indem sie sich bekreuzte. Dann, ihre trockenen Lippen neigend, fuhr sie lebhafter fort: „Eccellenza irren sich; den schwarzwollenen Mantel mit dem Kreppbesatz hat Donna Centa ihrer Cammeriera, der Nina, geschenkt. Ich selbst habe ihr vorgestern den neuen, schwarzseidenen zum Ausgang in die Anticamera gehängt.“

„Beschreiben Sie mir den Mantel genau“, sagte Windmüller freundlich.

„Es ist ein langer, mit Ärmeln gearbeiteter, bis zu den Füßen reichender Mantel von glattem, geradem Schnitt; der Stoff ist eine starkgerippte, matte Seide. Der lange Schalkragen und die Aufschläge der Ärmel vom gleichen Stoff sind mit einem schwarzen Posa-menteriebesatz verziert, — außer einem großen Phantasieknopf von dunkel oxydiertem Silber, der den Kragen tief unten schließt, hat der Mantel keine andere Garnitur. Das Futter ist weißer Duchesse-Atlas.“

„Sehr gut“, nickte Windmüller. „Und was trug Donna Centa auf dem Kopf?“

„Einen schwarzen, langen Spitzenschal von seidener Blonde mit Rosenmuster, den ich zu dem Mantel hingehängt habe“, erwiderte Giusseppina ohne Zögern.

„Ihre weißen Handschuhe von dänischem Leder hatte Donna Centa an, als sie zum Pranzo herabging.“

„Des Spitzenschals haben Eccellenza sich schon erinnern gemeint“, sagte Windmüller mit einer verbindlichen Kopfbewegung nach der Herzogin, die mit niedergeschlagenen Augen und festgeschlossnem Munde dafas. „Nur die Angabe des Musters fehlte noch, und auch diese Einzelheit ist von Wert. Im ja — das wäre wohl alles, was ich wissen wollte, und ich danke Ihnen für die Auskunft, die ich für richtig annehme. Oh, eins noch: können Sie sich entsinnen, was für Ringe Donna Centa an diesem Abend angelegt hatte“?

„Wie sollte Giuseppina das wissen?“ warf die Herzogin achselzuckend ein, und erst, nachdem Windmüller dieselbe Frage, nur wesentlich betonter, gestellt, sagte die Cammeriera nach einem kurzen Zögern:

„Donna Centa trug immer dieselben Ringe an ihrer linken Hand, Signor. Während der Zeit wenigstens, in der ich sie in der Abwesenheit der Nina bediente, habe ich nie andere an ihr bemerkt. Donna Centa hat mir die Ringe einmal gezeigt, als ich sie bei der Toilette bewunderte. Es waren drei im ganzen: einer mit drei großen Brillanten, den Eccellenza, der Herr Herzog selig ihr geschenkt; dann ein sehr alter mit einem Smaragden, zwei kleinen Perlen und zwei Diamanten, den sie von ihrer Mutter hat, und einer mit einem großen, von Diamanten umgebenen herzförmigen Rubin.“

„Bravo, — sehr gut“, machte Windmüller befriedigt. „Anderen Schmuck, mit Ausnahme der langen Kette, deren Eccellenza schon erwähnten, hatte Donna Centa nicht angelegt?“

„Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß meine Stieftochter keinen anderen trug!“ rief die Herzogin wiederum sehr langsam dazwischen. „Ich wenigstens kann mich nicht erinnern —“

„Eccellenza verzeihen, aber Donna Centa trug doch

immer und auch vorgestern abend die Ohrringe mit den einzelnen großen Brillanten, Solitaire genannt“, sagte Giuseppina bescheiden, aber fest, als die Herzogin einhielt. „Eccellenza waren eben daran schon gewöhnt und haben die Ohrringe, die Boutons, gar nicht mehr gesehen. Auch hatte Donna Centa eine Brosche als Kragenschluß, eine einzelne, große, graue Perle in einem Ring von Diamanten. Ich half ihr noch beim Anlegen dieser Brosche, weil die Nadel nicht in die Öse treffen wollte.“

„So? Hatte sie die Brosche an? Wirklich? Ist das auch kein Irrtum? Das war mir ganz entgangen!“ rief die Herzogin mit einem kleinen, nervösen Lachen, das nicht recht zu der Lage paßte und Windmüller auf die Nerven ging.

„Nun ja, — solch kleine Dinge, an die man sich gewöhnt hat, übersieht man sehr leicht. Das ist ganz begreiflich“, sagte er indes harmlos. „Das wäre also alles, was vorläufig von Belang ist —“

„Warum ist es von Belang, wie der Schmuck aussieht, den Donna Centa getragen?“ fragte die Herzogin lebhaft.

„Ja, lieber Himmel, ich habe nicht den Vorzug, Donna Centa persönlich zu kennen, — wenn ich also einer Person begegne, welche diese Dinge trägt, so wäre das doch ein Erkennungszeichen“, erklärte Windmüller mit so gut gespielter Naivität, daß die Fragerin mit einem schlecht unterdrückten Lächeln und den Worten: „Ah ja, — daran hatte ich nicht gedacht!“ zufriedengestellt schien. „Ich danke also verbindlichst für die so gütige Auskunft und Ihre bereitwillige Hilfe, Eccellenza“, fuhr er fort, indem er seinen Hut ergriff. „Sie gestatten doch, daß ich wieder vorspreche, falls ich noch irgendeine Frage zu stellen oder etwas Neues von Belang zu berichten haben sollte? Danke, Sie sind wirklich sehr gütig. Ja — es ist doch wahrscheinlich ganz ausgeschlossen, daß Donna Centa vor ihrem Fort-

gang ihr weißes Kleid gewechselt haben könnte, nicht wahr?"

„Gewiß, Signor, ist das ausgeschlossen“, erwiderte Giuseppina rasch. „Ich hätte ihr beim Wechsel ja doch helfen müssen, und außerdem müßte das weiße wollene Kreppkleid, das sie trug, doch in der Garderobe sein, wenn Donna Centa sich, rücksichtsvoll, wie sie gegen unsereins immer ist, ohne meine Hilfe umgekleidet hätte“, setzte sie freiwillig und in einem warmen Ton hinzu, der Windmüller beifällig nicken machte.

Er empfahl sich darauf unter den üblichen verbindlichen Redensarten von der Herzogin, die es nicht der Mühe für wert hielt, sich von ihrem Sitz zu erheben, und in das Vorzimmer tretend, fand er den Diener, den man vergessen hatte, durch die Glocke zu rufen, nicht vor, worüber er ganz zufrieden war. Rasch seinen Überzieher anziehend, stieg er, ohne jemandem zu begegnen, die Treppe herab, und fand — wie er erwartet und gehofft hatte — den Portier unten in der Eingangshalle bei irgendeiner Beschäftigung vor.

Beim Erscheinen des späten Besuches ging der Mann gleich zur Thür, um diese zu öffnen; Windmüller folgte ihm, ein Zigarettenetui herausziehend, und bat um ein Streichholz, wofür er sich mit einer Zigarette erkenntlich zeigte. Die seinige in Brand setzend, bemerkte er teilnahmvoll:

„Das Verschwinden Donna Centas wird Ihnen auch recht nahegegangen sein!“

„Eh? Cosa?“, machte der Portier überrascht zurückprallend. Dann sich fassend, sagte er respektvoll: „Verzeihen Sie, Signor, — es ist uns verboten, davon zu reden.“

„Ich weiß es“, nickte Windmüller. „Indes, mit mir ist es Ihnen erlaubt, eine Ausnahme zu machen, denn ich bin beauftragt, Donna Centa zu suchen.“

„Wahrhaftig? Bene, — es ist an der Zeit, daß

es geschieht“, rief der Mann grimmig. „Achtundvierzig Stunden sind um, daß sie verschwunden ist, diese buona ragazza, — entschuldigen Sie, Signor, ich meine Donna Centa, — und noch kein Finger ist gerührt worden. ‚Sie wird schon wiederkommen!‘ heißt es. Als ob es ihr ähnlich sähe, von selbst, ohne ein Wort zu sagen, fortzulaufen, wie — wie, nun, wie solch eine! Wenn Sie, Signor, sie wiederfinden wollen, dann müssen Sie schon ein Hexenmeister sein, Signor! Aber das ist nur meine dumme Meinung, Signor, mit Ihrer gütigen Erlaubnis.“

„Nun, so dumm ist das nicht, aber man darf die Hoffnung darum noch nicht aufgeben“, erwiderte Windmüller freundlich. „Zu meinem Ziel zu gelangen, muß ich aber alles sammeln, was mich auf eine Spur leiten könnte, — Sie verstehen, nicht wahr? Darum möchte ich auch von Ihnen hören, ob Sie etwas zur Sache zu sagen haben, ich meine, ob Ihnen an dem Abend, als Donna Centa verschwand, oder auch schon vorher, etwas aufgefallen ist, — etwas Außergewöhnliches, wollen wir sagen.“

„Ich wünschte, ich hätte etwas zu sagen!“ versetzte der Portier kopfschüttelnd. „Aber was sollte ich wohl wissen? Nichts weiß ich. Ich war nicht einmal daheim, als Donna Centa, — Gott segne sie, — das Haus nach dem Pranzo verließ.“

„Es muß ihr aber doch jemand die Thür geöffnet haben“, wandte Windmüller ein.

„Nein, sie hat sich selbst geöffnet. Sehen Sie, Signor, der Knopf des Schnappschlosses, das man von außen nur mit dem dazugehörigen Drücker öffnen kann, wird von innen durch einen Draht, der in meiner Loge an einem Hebel befestigt ist, mit diesem zurückgezogen. Man kann ihn aber auch hier, ohne den Hebel, ganz leicht zurückziehen, und Donna Centa tat das immer selbst, wenn sie am Abend nach dem Palazzo Valombrosa hinüberging. Aber sie ging niemals

fort, ohne mir oder meiner Frau noch durch das Fenster der Loge ein freundliches Wort zuzurufen. So ist sie nämlich, immer voll Freundlichkeit für ihre Untergebenen! Nur vorgestern ging sie hinaus, ohne an das Fenster zu klopfen, ohne ein Wort, ohne ein Zeichen — nun, das war etwas Außergewöhnliches, Signor, wenn Sie wollen.“

„Ja, hat sie denn überhaupt jemand fortgehen gesehen?“ fragte Windmüller aufhorchend.

„Gewiß, Signor, — meine Frau. Sie war natürlich in der Loge, denn eins von uns muß immer dort sein, bis die Lichter verlöscht sind, bis Donna Centa wieder heimkehrt, wobei der Kammerdiener der Frau Marchesa sie immer herüberbegleitet. Va bene, — meine Frau, die sehr gute Ohren hat, hörte, daß jemand sich an der Thür zu schaffen machte, und rasch zum Fenster laufend, sah sie Donna Centa gerade noch herausgehen, und wunderte sich, daß sie diesmal nicht bei uns angeklopft. Sie meint, sie habe sich weiter nichts gedacht, als daß Donna Centa es heut wohl sehr eilig haben mußte, weil es ja auch wirklich viel später wie gewöhnlich war.“

„Um welche Zeit ging sie sonst immer fort?“

„Gleich nach dem Pranzo, also um acht, spätestens um achteinviertel, Signor.“

„Und wie spät war es vorgestern, als sie das Haus verließ?“

„Meine Frau sagt, es habe gerade neun Uhr geschlagen.“

„Ist sie dessen sicher?“ fragte Windmüller aufhorchend, denn diese beträchtliche Differenz mit der von der Herzogin angegebenen Zeit war zwar auffallend, hatte aber freilich in Anbetracht dessen, daß viele Leute, namentlich weiblichen Geschlechtes, im Punkte der Zeitbestimmung absolut unzuverlässig sind, vorläufig noch nicht viel zu sagen.

„Sie können sie selbst fragen, Signor“, erwiderte

der Portier bereitwillig, und an das geschlossene Fenster der Loge tretend, rief er: „Filomena!“, worauf eine ältere, aber immer noch hübsche und saubere Frau mit einer Schnelligkeit erschien, die darauf schließen ließ, daß sie sich in unmittelbarer Nähe aufgehalten und dem Gespräch in der Vorhalle mit Interesse gefolgt war.

„Der Herr möchte wissen, um welche Zeit es war, als Donna Centa vorgestern abend ausging“, sagte der Portier zu ihr und setzte erklärend mit gedämpfter Stimme hinzu: „Der Herr hat nämlich den Auftrag, sie zu suchen.“

„Es hatte gerade neun auf der Standuhr in der Loge geschlagen“, erwiderte die Frau, indem sie Windmüller prüfend musterte. „Die Uhr geht sehr genau; der Orologio kommt alle Wochen, sie mit den anderen Uhren im Palazzo aufzuziehen.“

„War darüber schon eine Weile verstrichen?“ fragte Windmüller.

„Es war fast mit dem letzten Schlage, als ich den Riegel zurückstoßen hörte, und trat gleich ans Fenster, weil ich der Meinung war, es sei mein Mann, der von seinem Ausgang zurückkehrte“, erwiderte Filomena ohne Zögern, aber doch mit einer gewissen Reserve, wie es Windmüller scheinen wollte.

„Und dabei sahen Sie Donna Centa herausgehen?“ fragte er betont, und als die Frau nur bejahend nickte: „Ich meine, Sie haben Donna Centa noch deutlich gesehen, sie zweifelsohne erkannt?“

Wieder nickte die Frau, zuckte dann mit den Achseln und sagte nach einem kurzen Zögern: „Wenn Sie schon so dringend fragen, Signor: Donna Centas Gesicht habe ich nicht gesehen, denn sie hatte es von der Loge ab- und der Thür zugewendet, als ich sie beim Herausgehen eben noch sah. Sie muß wohl nicht gemerkt haben, daß ich ans Fenster getreten bin, sonst

hätte sie sich sicherlich umgedreht und mir zugewandt, wie sie's immer thut."

"Ah ja — aber Sie haben sie trotzdem genau erkannt, nicht wahr?"

"Nun ja, gewiß! Sie trug ja ihren langen, schwarzen Mantel und hatte den Spitzenschleier auf dem Kopf, den ich so genau kenne."

"Wie ich hörte, trug sie ein weißes Kleid", nickte Windmüller. "Das wird Ihnen aufgefallen sein, da es gewiß unter dem Mantel ein wenig hervorgesehen hat, nicht?"

Filomena bückte sich, um einen Faden vom Boden aufzuheben.

"Nein, — das weiße Kleid ist mir nicht aufgefallen", erklärte sie zögernd. "Der Mantel ist ja so lang, er hat es gewiß bedeckt, oder Donna Centa hat es darunter aufgesteckt — was weiß ich?"

"Ja, so kann es wohl gewesen sein", gab Windmüller zu, ohne die Augen von der Frau abzuwenden. "So pflegen es die Damen zu machen, um den Saum ihrer Kleider nicht zu beschmutzen, nicht wahr? Um wieviel steht wohl solch ein langer, moderner Mantel vom Boden ab? Doch gewiß eine Handbreit, sollte ich meinen."

"So ungefähr", sagte Filomena, den Faden drehend, den sie vom Boden aufgehoben, indem sie ihn aufmerksam betrachtete.

"Und diese Länge hatte auch Donna Centas Mantel?" forschte Windmüller eindringlich. "Es wäre mir lieb, wenn Sie mir darüber genaue Auskunft geben könnten, denn es hängt viel davon ab."

"Wirklich, Signor?" erwiderte sie, ohne aufzusehen. "Ja, was soll ich denn sagen? Der Mantel, den Donna Centa vorgestern abend trug, stieß mit dem Saum auf den Boden auf. Das ist mir aufgefallen. Da konnte man natürlich das Kleid darunter nicht sehen. Darum denke ich mir, muß es wohl ein anderer gewesen sein,

wie der, den sie seit einer Woche etwa trug, denn dieser war, wie mich dünkt, nicht ganz so lang.“

„Ah, ja, dann —! Aber, wenn es ein anderer Mantel war, dann können Sie wohl auch nicht mit Gewißheit sagen, daß es Donna Centa war, die ihn trug? Oder doch?“ fragte Windmüller freundlich zurendend.

„Aber nein, ich kenne doch ihren Mantel, Signor“, widersprach sich die Frau lebhafter, wie bisher. „Ich hatte ja nur sagen wollen, daß er mir länger vorkam, wie sonst. Natürlich war es Donna Centa, — wer hätte es wohl sonst auch sein sollen? Und es war ja auch ihr Spitzentuch, das sie auf dem Kopfe trug, das weiß ich ganz gewiß. So gewiß, wie das hier meine Schürze ist. Ubrigens habe ich Donna Centa ja auch nur für einen Augenblick gesehen, weil sie ja gerade das Haus verließ, als ich ans Fenster trat.“

„Natürlich, — so schnell kann man ja alles in einer so kurzen Zeit nicht überblicken“, stimmte Windmüller zu. „Außerdem — wenn es jemand anders gewesen wäre, hätte Ihnen ja auch ein Unterschied in der Größe der Person auffallen müssen, nicht wahr?“

„Darüber kann ich nichts sagen“, erwiderte Filomena kurz, worauf Windmüller für die erteilte Auskunft dankte und den Palast verließ, denn er wußte sehr genau, auf welchem Punkte solche Quellen zu versiegen pflegen, wenn sie ihre Reserven nicht herausgeben wollen. Zudem hatte sein wachsamcs Auge auch in der nördlichen Halle jenseits des Cortile den Diener erscheinen sehen, den die Herzogin vergessen hatte, zur Begleitung ihres Besuchers herbeizuklingeln, und da Windmüller vorläufig noch nicht die Absicht hatte, zu großen Lärm im Palazzo Arvali zu schlagen, so wünschte er auch die Nähe zu vieler Ohren zu vermeiden.

Als die Thür des Palastes hinter ihm zugefallen war, stand er auf dem Trottoir still, streifte mit großer

Sorgfalt die Asche seiner Zigarette ab und warf diese dann weg. Das war nun zwar eine durchaus inkonsequente Handlung, dafür aber ein sicheres Zeichen für die Eingenommenheit seiner Gedanken.

„Hm“, überlegte er. „Der Fall verspricht interessant zu werden. Erstens diese reizende Herzogin! Sie ist reizend, — für Leute, welche solch sternäugige Bonbonschachtel-Schönheiten lieben und rettungslos darauf hereinsinken. Aber es muß einer schon sehr früh aufstehen, der ihren Reinsfall bewerkstelligen will, soviel steht fest. Indes schmeichle ich mir doch, daß meine Unschuldsmiene sie über meine sträfliche Neugier in bezug auf den Schmuck, den Donna Centa trug, als sie verschwand, erfolgreich getäuscht hat, denn sie hatte ja Mühe, mich nicht geradezu auszulachen. Zwar darf man sich nie zu früh eines Erfolges schmeicheln, nie! Das wäre ein sehr grober Fehler, ein Mißerfolg an sich. Indes — warum konnte diese liebe Herzogin sich durchaus nicht erinnern, was für Schmuck, mit Ausnahme der Kette, ihre Stieftochter an jenem Abend angelegt hatte, welchen Mantel sie trug, während sie über das weiße Kleid und den Spitzen Schleier positiv sicher war? Das ist verdächtig. Nun ist es zwar nicht meines Amtes, Verdacht zu schöpfen, darum kann ich es mir nicht versagen, den zu hegen, daß die Cammerlera — Giuseppina heißt sie — eine etwas ungemüthliche Viertelstunde nach ihrer fast minutiös genauen Aussage gehabt haben wird. Denn die Herzogin hat zweifellos versucht, durch ihre Einwürfe und durch ihre Blicke diese Aussage zum mindesten einzuschränken, und über dieses Misslingen ihrer Absicht hat sie sogar vergessen, den Diener für mich herbeizurufen. So neu kann es der guten Herzogin doch nicht mehr sein, daß sie nicht wissen sollte, was in einem großen Hause üblich ist! Das sind Nebensächlichkeiten, gewiß, aber aus vielen kleinen, an sich unscheinbaren Steinen werden große

Mosaikgemälde gemacht, und wenn man nur einen ausläßt, stimmt das ganze Bild nicht. Schön. Käme nun die Frage: Zu welchem Zwecke hat sie diese Einzelheiten an Donna Centas Anzug verschweigen wollen, wenn das die Absicht ihrer Vergeßlichkeit war? Um eine freiwillige Flucht ihrer Stieftochter gewissermaßen zu decken? Nachdem sie eine solche Annahme doch ziemlich deutlich zu verstehen gegeben hat? Freilich geschah dies erst auf mein Drängen, — das darf nicht übersehen werden, aber sie hat das ja auch dem Conte nicht verhehlt. Wenn sie nun etwa mit Donna Centa unter einer Decke steckt, ihr vielleicht selbst sogar auf Grund der angedeuteten Sinnesänderung zur Flucht verholfen hat, dann ließe sich auch ihre ‚Vergeßlichkeit‘ sowohl, wie auch die Untätigkeit zur Wiederfindung der Verschwundenen erklären. Indes will mir diese Theorie noch nicht recht einleuchten, und darum wollen wir mal sehen, ob die Marchesa Valombrosa mir heute abend noch eine Tasse Tee geben kann.“

Windmüller stand nun an der Westecke des Palastes Urvali und warf einen Blick in die enge Gasse, welche von der enorm langen Westseite dieses Gebäudes einerseits und von zwei aneinanderstoßenden Häusern andererseits gebildet wurde, die ihre Fronten nach dem kleinen Plätze, beziehungsweise nach der breiteren Straße hatten, welche an der Nordseite des Palastes vorüberführte. Diese schmale Gasse, nur für Fußgänger berechnet, in welche die beiden Türen mündeten, deren Graf Sassonero erwähnt, lag jetzt völlig in Dunkelheit gehüllt; nur ein schwaches, ungenügendes Licht fiel von den Laternen an ihrem Ein- und Ausgang herein, und da die der Urvalifront gegenüberliegenden Gebäude ihre Ausgänge nach der anderen Seite hatten, so war der Verkehr darin auf ein Minimum, selbst bei Tage, beschränkt. Die Gasse war kaum mehr als einer jener Durchgänge, in denen sich in vergangenen Tagen, die darum aber durchaus nicht

allzufern zu liegen brauchen, gewiß manches Drama abgepielt; wer weiß, wie oft da freiwillige oder gedungene ‚assasini‘ auf ihr Opfer gelauert, und der Dolch zu eigennützigen oder Rachezwecken seine blutige Arbeit verrichtet hatte! Hier konnte ganz gut irgend jemand, ungesehen und unvermutet, gewartet haben, der genau wußte, daß die junge Herrin dieses großen Hauses ihren gewohnten Gang nach dem Palaste ihrer Freundin allein anzutreten pflegte. Eine rasche Bewegung an ihre Seite, ein mit Chloroform getränktes Tuch, ein bereitstehendes Automobil oder Wagen an der anderen Ecke der Gasse, — und die Tat war geschehen, ohne daß nur ein Laut ausgestoßen wurde, ohne daß ein Hahn danach krächte!

Windmüller konnte sich den Vorgang — vorausgesetzt, daß eine Entführung zu irgendwelchem Zwecke stattgefunden — angesichts dieser im Dunkel brütenden Gasse vollständig und ohne jedes Wenn und Aber ausmalen; wenn die Postkarte, welche Donna Centa mitgenommen, an ihrem Bestimmungsort angelangt war, fiel die Möglichkeit eines Überfalls — wenigstens an dieser Stelle — freilich fort, denn der Briefkasten befand sich jenseits des Platzes, dicht neben dem Palazzo Valombrosa. Immerhin hatte die leere, stille, dunkle Gasse eine besondere Anziehungskraft für Windmüller, und wenn er jetzt gleich nicht hineinging, so geschah es nur, weil die totale Finsternis darin jede Forschung verhinderte. Fußspuren oder sonstige Merkmale einer Gewalttat erwartete er natürlich auch bei Tageslicht nicht zu finden, denn die Gasse war durchweg gepflastert; aber es gab ja noch viele andere Dinge, die man bei aufmerksamem Suchen finden kann, für ein ungeübtes Auge kaum merkbare Spuren, deren scheinbare Geringsfügigkeit zu großen Wirkungen gestaltet werden können.

„Nicht, daß ich etwa irgendwelche Hoffnung darauf setzte — aber man kann nie wissen und soll nichts

verreden“, murmelte Windmüller mit einem letzten Blick in das geheimnisvolle Dunkel der Gasse, ehe er weiterging, den kleinen Platz direkt nach dem Palazzo Valombrosa zu kreuzend, der über der Westecke lag — ein großes, aber auf architektonische Schönheit keinen Anspruch machendes Gebäude, unregelmäßig und vielwinklig, das aber in seinem Innern manch ein kostbares Kunstwerk barg.

Hier, dicht vor dem Portal, stieß er mit dem Conte Sassonero zusammen, hinter dem sich die Torflügel des Palastes eben geschlossen hatten.

„Wie, Sie, Herr Doktor?“ rief der letztere überrascht, als er den ihm Begegnenden in dem unsicheren Licht erkannt. „Ich komme eben von der Marchesa“, setzte er erklärend hinzu. „Ich glaubte es ihr schuldig zu sein, sie von dem Verschwinden meiner Braut unterrichten zu müssen, und dann hatte ich auch wirklich das Bedürfnis, mit einer sympathisierenden Seele über diese furchtbare Sache zu sprechen.“

„Das ist ganz erklärlich, lieber Graf“, fiel Windmüller ein. „Demnach wußte die Frau Marchesa noch nichts davon?“

„Nichts. Sie war wie vom Donner gerührt, die Arme“, versicherte der junge Offizier. „Und Sie, Herr Doktor, haben Sie sich schon zu irgendwelchen Maßnahmen entschlossen?“

„Gewiß! Ich habe mit dem Polizeipräsidenten gesprochen und komme eben von einer Unterredung mit der Herzogin della Pigna“, erklärte Windmüller bereitwillig.

„Wie? Die Herzogin hat Sie empfangen?“ rief Sassonero überrascht.

„Man empfängt mich immer, wenn ich Wert darauf lege“, erwiderte Windmüller mit einem flüchtigen Lächeln. „Die Herzogin ist eine sehr reizende junge Dame, aber etwas schwer von Begriffen und recht vergesslich für minderwertige Nebendinge.“

Cassonero stieß einen leisen Pfiff aus.

„Nun, wenn Sie diesen Eindruck von ihr gewonnen haben“, begann er gedehnt, aber Windmüller verzichtete auf den Nachsatz, indem er einfiel:

„Ich hatte eher den Eindruck, als ob sie es gewesen wäre, die diesen Eindruck zu machen wünschte. Ich schmeichle mir aber, ganz gute Recepte zur Auffrischung schlechter Gedächtnisse zu besitzen, und darum war denn auch mein Besuch bei der Herzogin kein ganz vergeblicher, wiewohl die Lösung des Rätsels damit durchaus noch nicht in greifbare Nähe gerückt ist. Wir sprechen darüber ein anderes Mal, denn mein Tagewerk ist noch nicht beendet. Ich bin zum Beispiel eben auf dem Wege, die Marchesa Valombrosa um eine Tasse Tee zu bitten.“

„Wie? Ja, kennen Sie die Marchesa? Verzeihen Sie die Frage, aber ich glaube nicht, daß die Marchesa heute noch einen Fremden empfangen würde, denn die Nachricht, die ich ihr eben brachte, hat sie stark erschüttert.“

„Haben Sie ihr gesagt, daß Sie mir den Fall anvertraut haben?“

„Ich habe ihr allerdings erzählt, daß es mir gelungen ist, eine eminente Kraft für die Auffindung von Donna Centa zu gewinnen, jedoch ohne Ihren Namen zu nennen, welcher ihr ja doch nichts gesagt hätte.“

„Verzeihung, Herr Graf, — er hätte ihr alles gesagt, denn die Marchesa kennt mich sehr gut, — das heißt, nur als Privatmann, nicht als Berufsintendant“, erklärte Windmüller. „Sie ist, wie Sie ja jedenfalls wissen werden, eine Cousine von Frau von Wettersbach, deren Gatte hier als Legationsrat bei der deutschen Botschaft ist. Nun, Frau von Wettersbach ist eine sehr gute Freundin von mir; ich kannte ihren

Vater und habe, indem ich den Fall mit den ‚Weißen Tauben‘ für sie löste, ein wenig zu ihrer Verlobung beigetragen. Bei ihr also habe ich die Marchesa Valombrosa kennengelernt und treffe dort oft mit ihr zusammen, — ich zweifle nicht, daß sie mich trotz der späten Stunde, — für Rom ist es ja eigentlich eben die Zeit, wo man sich besucht, — noch empfangen wird.“

„Oh, dann natürlich, — gewiß!“ nickte Sassonero. „Wie schade, daß Sie nicht kamen, als ich noch bei ihr war! Oder soll ich Sie vielleicht begleiten?“

„Danke vielmals, Herr Graf!“ lehnte Windmüller verbindlich ab. „Ich möchte der Marchesa nur ein paar Fragen vorlegen, und habe nicht vor, lange zu bleiben, dann ich erwarte daheim Nachrichten. Also denn: bis auf weiteres. Vielleicht telephoniere ich Sie heut noch an. Ihre Visitenkarte hat mir ja Ihre Fernsprechnummer verraten und vermutlich gehen Sie wohl nun heim?“

Sassonero war viel zu gut erzogen und viel zu taktvoll, um den abwehrenden Wink nicht sofort zu verstehen und sich danach zu richten. Er empfahl sich daher ohne Widerrede, aber doch ein wenig ‚vor den Kopf gestoßen‘, bis es ihm einfiel, daß eben jener schon erwähnte Legationsrat von Wettersbach bei einem Gespräch über Windmüller gesagt hatte, daß der berühmte Detektiv, wenn er einen Fall übernommen hatte, mit Klienten wie mit anderen Personen so wenig Federlesens zu machen pflegte, daß man es schon dreist mit ‚Unhöflichkeit‘ bezeichnen dürfte; und daß man entschieden besser täte, sich daran nicht zu stoßen, da Windmüller sich um Konvenienzen und Pikiertheiten einen Teufel schere, wenn er auf der Verfolgung einer Spur sei.

„Wenn ich nur wüßte, was er von der Marchesa will, die doch ebenso wenig weiß, wie ich, — das heißt, außer dem nackten Faktum nichts“, dachte Sassonero,

seinen Rückzug antretend. „Er will etwas von ihr, — darauf möchte ich wetten! Die Tasse Tee ist ja bloß ein Vorwand.“

Jetzt zerbricht sich der junge Mann den Kopf, was ich von der Marchesa will, dachte Windmüller, indem er die Glocke am Portal des Palazzo Valombrosa in Bewegung setzte. Ich kann ihm aber nicht helfen und wollte, seine berechtigzte Sehnsucht nach einer sympathisierenden Seele hätte bis morgen warten können. Indes, Flaminia Valombrosa hat mir den Eindruck einer viel zu offenen und geraden Natur gemacht, als daß ich einen besonderen Nachtheil von dieser verfrühten Benachrichtigung fürchten möchte. Der kleine Widerstand, den er hier gegen seinen späten Besuch fand, kam nur von der Dienerschaft, die mit einiger Hartnäckigkeit behauptete, die Frau Marchesa ließe sich für heute bei jedermann entschuldigen, wer es auch sei. Da Windmüller aber liebevoll das Gegentheil behauptete, so wurde seine Karte, auf die er ein paar Worte geschrieben, schließlich doch hinaufgetragen, worauf er ohne langes Warten sofort gebeten wurde, näherzutreten. Die Marchesa, die ihm mit ausgestreckter Hand und dem Ausdruck unleugbarer Erregung auf ihren sonst so ruhigen, ja fast steinernen Zügen ihres klassischen Gesichtes entgegentrat, war eine junge Frau in der Blüte ihrer Jahre, die ein unverdient hartes und trauriges Schicksal zu verfrühter Reife gebracht. Eine blutjunge, unerfahrene Debütantin auf den glatten Parketts der römischen Hocharistokratie, war sie sozusagen auf der Klosterschwelle ihres Erziehungsinstituts an den Marchese Valombrosa verheiratet worden. Nach einer kurzen, für sie zum Glück sehr kurzen, aber an bittersten Erfahrungen überreichen Ehe hatte er sein unrühmliches Leben auf eine ebenso unrühmliche Weise beschlossen und sie vor wenig mehr als einem Jahre als kinderlose Witwe zurückgelassen, von der man in den römischen Kreisen behauptete und

erwartete, daß sie sich ganz von der Welt zurückziehen und den Schleier nehmen würde.

Flamminia Valombrosa war eine große, schlanke Erscheinung von der Art, die man ‚aristokratisch‘ zu bezeichnen pflegt, zurückhaltend und schweigsam im Wesen, verrieten ihre schönen, dunklen, melancholischen Augen eine reine, mimosenhafte Seele, und blickten, wer ihr nahe stand, mit solch warmherziger Freundlichkeit an, daß sie mit der statuenhaften Ruhe ihrer stolzen, klassischen Züge gern versöhnten. Ihr reiches, welliges Haar war von jenem tiefen Schwarz, das in seinen Schatten wie dunkelstes Blau wirkt, und meist — wie auch bei ihr — mit einer klaren, durchsichtig weißen Gesichtsfarbe verbunden ist, auf welche die Erregung, mit der sie Windmüller entgegentrat, das köstliche Karminrot der Damaskusrose gezaubert hatte.

„Herr Doktor, — Sie sollen uns Centa Arvali wiederbringen? Oh, wenn Sie das tun wollen, tun können, wie dankbar würde ich Ihnen sein!“ rief sie ihm statt jeder anderen Begrüßung entgegen.

„Ihr Dank wäre mein schönster Lohn, Marchesa!“ erwiderte Windmüller herzlich. „Was ich dazu tun kann, soll gewiß nicht unterlassen werden; aber es ist schon soviel kostbare Zeit über dem Verschwinden Ihrer jungen Freundin verstrichen, daß man, offen gesagt, sehr große Hoffnung auf ein Gelingen nicht mehr setzen kann.“

„Das war auch mein erster Gedanke, als ich eben von diesem furchtbaren Ereignis hörte“, sagte die Marchesa traurig. „Ich kann es nicht fassen, daß man — daß die Herzogin della Pigna nicht sofort die nötigen Schritte einleitete. Graf Sassonero, der eben bei mir war und mir diese schreckliche Mitteilung machte, ist sehr erbittert über diese unbegreifliche Verzögerung, um nicht zu sagen Nachlässigkeit, und ich muß gestehen, daß man ihm darin nur recht geben kann. Aber um allen gerecht zu sein, darf man ja auch die Gründe für

die zögernde Haltung der Herzogin nicht unbedingt verwerfen, denn Sie wissen ja, Herr Doktor, zu welcher Lawine sich hier gleich der Schneeball einer Sensationsnachricht auswächst."

"Man braucht ja nur die Zeitungen zu lesen, um das zu wissen", gab Windmüller zu, indem er der Marchesa gegenüber Platz nahm. „Trotzdem aber ist der Standpunkt der Herzogin doch recht anfechtbar. Ich bin aber nicht gekommen, Frau Marchesa, eine Kritik darüber zu üben, sondern wollte Sie um einige Auskünfte bitten, die mir für die Aufklärungsarbeiten zu meiner Aufgabe von Wert sind. Ohne Umschweife denn: wie war es bei Ihrer intimen Freundschaft mit Donna Centa möglich, daß Sie bis zur Stunde nichts von ihrem Verschwinden erfahren haben? Hatten Sie Ihre Freundin vorgestern abend nicht erwartet?"

"Ja und nein, Herr Doktor", erwiderte die Marchesa ohne Besinnen. „Centa kam ja nicht jeden Abend zu mir, — sie war am Vorabend ihres Verschwindens bei mir gewesen, also konnte ich nicht unbedingt darauf rechnen, daß sie am nächsten Tage wieder kommen würde, und als es neun Uhr wurde, ohne daß sie erschien, nahm ich an, daß sie durch einen unerwarteten oder auch von der Herzogin eingeladenen Besuch verhindert worden war. Da ich abends immer daheim und auch meist allein bin, so war eine vorherige Ansage ihres Besuches nicht nötig. Gestern vormittag wurde, wie ich aber erst später erfuhr, vom Palazzo Arvali aus angefragt, ob Donna Centa bei mir sei, was meine Dienerschaft natürlich verneinte, ohne mich von der scheinbar belanglosen Frage sofort in Kenntnis zu setzen. Erst als heute die gleiche Anfrage kam, wurde ich davon unterrichtet, und weil es mich befreundete, daß Donna Centa nicht hinterlassen haben sollte, wohin sie gegangen, was sie immer tut, wenn sie allein ausgeht, so war ich schon im Begriff, selbst nach dem Palazzo Arvali herüberzugehen, als ich Be-

juch von Verwandten vom Lande bekam, die bis nach dem Pranzo bei mir blieben. So kam es, daß ich nichts von Centas Verschwinden wußte und ahnte, — bis Graf Sassonero vorhin zu mir kam und mir diese schreckliche Nachricht brachte. Er gibt sich häufig ein Rendezvous mit Centa bei mir, weil — nun ja, weil ihm die Herzogin nicht sympathisch ist und er sich in ihrer Gegenwart mit seiner Braut nicht recht aussprechen kann. Als er kam, war ich darum der Meinung, daß sie ihm bald folgen würde, trotzdem es heut viel später wie gewöhnlich ist, und empfing ihn sofort, — nur, um von ihm das Furchtbare, Unbegreifliche zu hören! Ich kann es immer noch gar nicht fassen und meine noch, daß alles nur ein entsetzlicher Traum ist!”

Windmüller wußte ganz genau, daß die Marchesa ihm die reine Wahrheit sagte, deshalb hatte er sie auch durch keine Querfragen unterbrochen. Jetzt machte er eine Bewegung.

„Lassen wir das Schlimmste vorläufig noch unausgesprochen“, sagte er herzlich. „Es ist entweder zu spät oder noch zu früh dazu. Natürlich müssen wir ja alle Möglichkeiten zur Lösung dieses Rätsels in Betracht ziehen, und dazu gehört auch die einer freiwilligen Entfernung Donna Centas. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, Marchesa, um Sie ohne Umschweife klipp und klar zu fragen, ob mit dieser Möglichkeit überhaupt zu rechnen, ob sie wenigstens nicht ganz ausgeschlossen ist.“

Die Marchesa sah ihren Gast erstaunt, ungeheuchelt erstaunt an.

„Ja, um alles in der Welt, warum hätte Centa sich denn freiwillig heimlich entfernen sollen? Wer hat Sie denn auf diese unglaubliche, lächerliche Idee gebracht?“ rief sie aus.

„Nun“, meinte Winmüller fein, „erstens ist es meine Pflicht, auch an das scheinbar Unmögliche zu denken und es in Betracht zu ziehen, und dann ist mir an-

gedeutet worden, als ob es nicht ausgeschlossen wäre, daß Donna Centa sozusagen durch einen Staatsstreich ein Band zu lösen für wünschenswert gehalten, welches sie aus nur ihr bekannten Gründen zu drücken begonnen hatte."

"Wer Ihnen das angedeutet hat, war entweder ein elender Verleumder oder ein Dummkopf!" rief die Marchesa empört. "Ein Band — nun, wenn damit ihre Verlobung mit dem Conte Sassonero gemeint ist, dann kann ich Sie darüber beruhigen. Centa liebt ihren Verlobten so treu, so wahr und innig, wie ich es nur allen Bräuten wünschen möchte. Bei unserer rückhaltlosen Freundschaft füreinander müßte ich die erste gewesen sein, der sie eine solche Sinnesänderung anvertraut hätte."

"Frau Marchesa", versetzte Windmüller ruhig, "es gibt ein deutsches Lied, in welchem es heißt: Was es verbergen will, sagt dir kein Mädchenherz, — frage nur zu!"

Aber die Marchesa schüttelte mit dem Kopf.

"Ihr deutsches Lied mag im allgemeinen recht haben", sagte sie mit Entschiedenheit, "aber auf meine Freundin angewendet, ist es mit dieser Handlungsweise im Gefolge einer von den vielen hinkenden Vergleichen. Centa ist nicht die Person, die durch feige Flucht oder, wie Sie sagen, durch einen Staatsstreich ein solches Band lösen würde; das ist nicht ihre Art, denn sie ist die Offenheit und Gradheit selbst und hat den Mut ihrer Überzeugung, mit dem ich auch gegen die von Ihnen angedeutete Möglichkeit eintrete und sie einfach als — Unmöglichkeit zurückweise, selbst unter dem Vorbehalt, daß Centa mich in diesem Punkte nicht mit ihrem Vertrauen beehrt hätte."

"Wohl ihr, die eine solche Freundin besitzt, wie Sie sind!" rief Windmüller mit ehrlicher Bewunderung aus. "Es ist mir von größtem Wert, Ihr Urtheil in dieser Frage zu hören, aber ich darf Ihnen auch

nicht verhehlen, daß damit ein wichtiger Faktor in der Berechnung wegfällt. Indes dürfen wir alle Hoffnung, Donna Centa, — ich meine die lebende Donna Centa, — wiederzufinden, noch nicht aufgeben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine Entführung zur Erlangung eines Lösegeldes geschehen ist, — um nur ein Beispiel für die anderen Möglichkeiten anzuführen, aber wir dürfen auch einen Raubanfall nicht außer Betracht lassen. Donna Centa hat jedenfalls — nein, ich will offen sein und Ihnen sagen, ich weiß, daß sie wertvolle Juwelen trug, als sie vorgestern abend den Palazzo Arvati verließ, um sich zu Ihnen zu begeben, — Juwelen von großem Werte —“

„Sie meinen ihre Ringe!“

„Und eine Brosche, bestehend aus einer einzigen grauen Perle.“

„Oh, trug sie diese? Ja, die Perle ist sehr wertvoll, groß wie eine Kirsche, tadellos in Form und Farbe und mit einem leicht ins Rosa spielenden Lüster, — ein Unikum, wie die Kenner sagen, und dazu noch in einen Reif der schönsten Brillanten gefaßt. Diese Perle ist ein Erbstück von Centas Mutter, der sie ein indischer Maharadscha zum Geschenk machte, als sie in ihren Mädchenjahren ihren Vater auf einer Forschungsreise nach Indien begleitete. Denn Centas Großvater mütterlicherseits war, wie Sie wohl wissen werden, ein berühmter schwedischer Gelehrter, unbeschadet seiner hohen Staatsstellung.“

Windmüller wußte das nicht, aber er nickte zustimmend, was der ungefragt gegebenen genauen Beschreibung der Perle galt.

„Und die Ringe?“ fragte er eifrig. „Können Sie mir diese genau beschreiben?“

„Gewiß“, erklärte die Marchesa bereitwilligst. „Oder, was noch besser ist, ich kann Ihnen rasch eine ungefähre kleine Zeichnung davon machen, was für

Sie sicher von größerem Werte sein dürfte, nicht wahr?"

Damit war sie auch schon aufgesprungen, und ein Skizzenbuch herbeiholend, zeichnete sie mit sicherem Stift und mit wenigen, aber charakteristischen Strichen die Ringe auf das weiße Blatt des Blockes, das sie dann herauslöste und Windmüller übergab, nachdem sie noch die Namen der Juwelen, welche die Ringe enthielten, unter die einzelnen Skizzen geschrieben. Er nahm die Zeichnung mit Dank sehr befriedigt entgegen und fragte, während er sie in seinem Taschenbuch sorgfältig verwahrte, ob die Kette von Platina mit Perlen von Obsidian, welche Donna Centa getragen, ein besonders auffälliges Merkmal aufwies.

„Nicht, daß ich wüßte“, meinte die Marchesa. „Ich wundere mich nur, daß Centa diese Kette getragen hat, weil sie damit hier, am Vorabend ihres Verschwindens, an einem Stuhllehnenknopf hängen geblieben ist, daß sie zerriß. Aber der Schaden war kein großer, und die Kette kann im Laufe des nächsten Tages leicht repariert worden sein.“

„Ah!“ machte Windmüller interessiert. „Besitzt Donna Centa Ihres Wissens vielleicht eine ähnliche Kette, mit der die — ich meine, meine Gewährsperson sie verwechselt haben könnte?“

„Ja, Centa hat noch ein ähnliches, sogenanntes 'Sautoir', das auch von ihrer Mutter stammt, aber wesentlich kostbarer ist, wie jenes“, erwiderte die Marchesa. „Im Grunde sind diese Ketten eigentlich nicht leicht zu verwechseln, indes ist dies bei oberflächlicher Betrachtung vielleicht doch nicht ausgeschlossen. Die Kette, welche ich meine, besteht aus mattem Golde und ist im Abstände von etwa zehn bis zwölf Zentimetern durch allerdings sehr dunkle, muschelartig geschliffene Saphire unterbrochen, die aber nicht die Form von Perlen haben, sondern längliche Ovale bilden, welche in eine feine, sehr diskrete Fassung ein-

gelassen sind. Dadurch unterscheiden sie sich deutlich von den in Perlenform geschliffenen Obsidianen. Ihre Gewährsperson, Herr Doktor, muß doch also wohl recht haben, daß Centa diese letzteren getragen hat, die sie sehr gern hat, weil die Kette ein Geschenk von mir ist."

"Ah, — dann ist diese Vorliebe sehr begreiflich", murmelte Windmüller verbindlich, ließ aber, trotzdem er sehr aufmerksam zugehört, das Thema anscheinend zufriedengestellt fallen, und bat die Marchesa um eine Photographie von Donna Centa, die je gesehen zu haben, er sich nicht entsinnen konnte. Donna Flaminia stand wiederum sehr bereitwillig auf und holte eine als Kniestück aufgenommene Photographie im silbernen Rahmen von ihrem Schreibtisch, — das Bild einer sehr sympathischen und anmutigen, wenn auch nicht direkt schönen, jungen Dame im weißen, hohen Kleide, die ihren Namen 'Centa' mit festen, energischen Zügen darunter geschrieben.

"Das ist ein sehr liebes, freundliches Gesicht, — mehr nordischer, als römischer Typus, obwohl auch von diesem Spuren nachweisbar sind", meinte Windmüller, und indem er die Photographie ohne weiteres aus dem Rahmen zog und in die Brusttasche steckte, sagte er mit liebenswürdiger Bitte: „Sie leihen mir das Bild gewiß auf hoffentlich nur kurze Zeit, Frau Marchesa, nicht wahr?"

Jetzt flog zum erstenmal der Schatten eines Lächelns über das ernste, nur zu ernste Gesicht der jungen Witwe.

"Man kann das ruhig eine 'Zwangsanleihe' nennen", rief sie, wunderbar durch dieses Lächeln verschönt. „Glücklicherweise hat meine Cousine Wettersbach mir schon einiges von Ihren Methoden erzählt, Herr Doktor, so daß ich mir wenigstens ein etwas erstauntes Gesicht ersparen kann."

"Und mir eine lange Erklärung über 'Warum' und

„Weshalb“, schmunzelte Windmüller, indem er galant die Hand der Marchesa an seine Lippen führte. Dann aber erhob er sich, ergriff seinen Hut und warf dabei wie von ungefähr hin: „Donna Centa und ihre junge Stiefmutter leben, wie ich höre, im herzlichsten Einvernehmen!“

„Nun, ich möchte den kennen, der mit Centa nicht im Einvernehmen leben könnte“, sagte die Marchesa warm. „Sie ist wirklich ein Wesen, auf das man das viel mißbrauchte Wort ‚liebenswertig‘ anwenden kann. Und weil sie ihren Vater mit einer seltenen, alles überwindenden Liebe geliebt, so hat sie zu der ihr so ganz unerwartet zugeführten Stiefmutter nicht nur gute Miene zum bösen Spiel gemacht, sondern auch ihre Ehre darein gesetzt, in der Herzogin ein Vermächtnis ihres Vaters zu ehren und zu lieben. Ich fürchte, — nein, ich weiß aber, daß — doch halt! Sie sollen von mir nicht mit dem Verdachte scheiden, daß ich eine — Klatzbase bin.“

„Ach, Frau Marchesa, wenn Sie wüßten, wieviel ‚Klatz‘ ich in meinem Berufe sammeln muß, um aus diesem Rehrichthausen das eine Körnchen Wahrheit herauszufuchen, — Sie würden mir diese letztere nicht unter einem so garstigen Namen und einem bei Ihnen so ganz unmöglichen Titel vorenthalten“, erwiderte Windmüller, der erfahrungsgemäß sooft erst zwischen Tür und Angel erfuhrt, was er beim Niedersitzen nicht hätte herauslocken können. „Wollen Sie sagen, daß die Herzogin das Entgegenkommen ihrer Stieftochter nicht immer mit der gleichen Münze vergolten hat?“

„Das zu behaupten, wäre vielleicht nicht ganz gerecht“, meinte Donna Flaminia zögernd. „Man muß dem Temperament und dem Charakter der Menschen Konzessionen machen, darum soll es auch kein Vorwurf sein, wenn ich mir das Urtheil erlaube, daß beide Eigenschaften bei der Herzogin nicht so gleichmäßig geschult sind, wie es bei Centa der Fall ist. Denn

das Temperament ist schließlich mehr oder minder auch ein Produkt der Erziehung, und die Herzogin hat davon — was wir so darunter verstehen —, blutwenig genossen. Bei der Affenliebe ihrer Eltern für ihr einziges Kind — nun, wer die Riffreddis kennt, weiß, was ich meine. Was ich sagen wollte, war nur, daß ich fürchte, die Herzogin mißbraucht Centas Entgegenkommen und Nachgiebigkeit. Da haben Sie's mit dürrer Worten, denn ich weiß, daß Sie ein Ehrenmann sind, der diese vertrauliche Mitteilung nicht weitertragen wird."

"Und ich bin Ihnen dankbar für Ihr Vertrauen, Marchesa", erwiderte Windmüller einfach, und lebhaft setzte er hinzu: "Nach welcher Richtung hin fürchten Sie einen solchen Mißbrauch?"

"Oh, die Herzogin hat viele Wünsche und betrachtet Centa eben als das Füllhorn, aus dem sie unaufhörlich schöpfen kann."

"Ich verstehe!" nickte Windmüller. "Und doch behauptet man, daß die Herzogin Schulden hat."

"Sagt man? Nun, das fehlte noch, wenn's wahr ist!" rief die Marchesa so ehrlich entsetzt aus, daß Windmüller sofort einsah, daß er hier eine Bestätigung der ihm gemachten Mitteilung nicht erhalten konnte. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, noch einen kleinen Fühler auszustrecken. "Ja, lieber Himmel, was sagen die Leute nicht alles!" meinte er seufzend. "Vielleicht, — wahrscheinlich sogar ist das auch nichts weiter, wie Klatsch, denn die Witwe des Duca della Pigna dürfte doch so gestellt sein, daß sie keine Schulden zu machen braucht."

"Eben darum wußte ich auch wirklich nicht, wie und wo sie solche hätte machen können", erwiderte die Marchesa kopfschüttelnd. "Ich glaube nicht einmal, daß sie ihren Eltern etwas von dem ihrigen abgibt, — dazu ist sie viel zu sehr Egoistin. Aber ich will mich durch meine eigenen Eindrücke nicht etwa zu

einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen, sondern nur damit sagen, es fließt kaum soviel Geld von ihr in ihr elterliches Haus, daß sie sich darum in Schulden stürzen müßte. Indes, daß sie mit ihrem Wittum nicht glaubt auskommen zu können, ist eine Tatsache, für die ich Beweise habe, denn Centa sagte mir, daß sie nach dieser Richtung hin schon mehrfach in Anspruch genommen worden ist, und leider auch gütig genug war, diese Geldforderungen zu befriedigen. Ich sage 'leider', denn ich stehe nicht an, einzugestehen, daß ich Centa dringend abgeraten habe, immer wieder 'ja' zu sagen, damit es nicht eine Schraube ohne Ende wird. Man muß auch einmal 'nein' sagen können, nicht wahr? Aber bitte, Herr Doktor, betrachten Sie das als eine ganz vertrauliche Mitteilung, die ich Ihnen vielleicht gar nicht hätte machen dürfen."

Windmüller versicherte, daß die Marchesa sich unbedingt auf ihn verlassen dürfe, und empfahl sich dann, ohne um seine Tasse Tee gebeten zu haben, ganz befriedigt von dem Resultat seines Besuches. Es war, so überlegte er unterwegs, sicher nur ihre große Enttäuschung im Interesse ihrer Freundin, welche die Marchesa zu einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Indiskretion verleitet hatte; denn, streng genommen, war es nicht mehr und nicht weniger, wie eine solche, und — noch strenger genommen — war seine, Windmüllers, geschickt gelegte Falle die Veranlassung dazu. Aber wenn er auch einerseits bedauerte, eine Schleuse geöffnet und damit eine so vornehm denkende Frau zu einer Mitteilung hingerissen zu haben, die sie gewiß noch keinem anderen gemacht, so mußte eben in diesem, wie in so vielen anderen Fällen der Zweck die Mittel heiligen; das gehört unbedingt zu seinem Beruf, der darauf angewiesen ist, die menschliche Schwäche auszunutzen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. In diesem Falle aber wertete sie die Schwäche zu einer Stärke um, zu der Stärke einer unentwegten

Freundschaft, und wenn die Marchesa sich dessen vielleicht auch nicht ganz bewußt war, so wurde es von Windmüller doch richtig eingeschätzt und unumwunden anerkannt. Denn dieser tiefe und gründliche Seelenkennner las in den Herzen der Menschen wie in einem Buche, und freute sich, wenn die Lettern darin von purem Golde waren.

In seinem Hause wieder angelangt, fand er einen sorgfältig gedeckten, nach seiner Gewohnheit frugal, aber wohlbereiteten Tisch vor, und neben seinem Teller zwei Telegramme, die er sogleich öffnete und las. In dem einen wurde ihm von der Questura in Florenz mitgeteilt, daß der Graf Rissreddi sowohl wie seine Frau die Stadt in den letzten drei Tagen nicht verlassen und auch keinerlei Hausbesuch empfangen hatte. Die immer mißlichen pekuniären Verhältnisse dieses Ehepaares seien anscheinend in keiner Weise bessere geworden.

„Hm — danach dürfen wir, fürs erste wenigstens, diesen lieben Conte aus dem Spiele ausrubbern. Die Marchesa scheint ganz richtig informiert zu sein“, murmelte Windmüller, indem er das andere Telegramm durchlas, in welchem die Signora Bellini in Bologna den richtigen Empfang der Postkarte von der Herzogin della Pigna und Donna Centa Arvali bestätigte, und dem die etwas überflüssige Bemerkung: „Sehr erstaunt über diese Anfrage, bitte um Aufklärung“ hinzufügte.

„Ich werde ihr natürlich die Erklärung umgehend mit ‚dringend‘ drahten“, brummte Windmüller. „Sie kann ja bei der Herzogin anfragen, und wird's heut abend wahrscheinlich schon getan haben. Das Wesentliche ist: die Karte ist angekommen, Donna Centa hat also den Briefkasten noch erreicht! Und nun die Frage: was ist sodann geschehen? Sollte ich mit meinen Erkundigungen bei der Herzogin Stroh gedroschen haben? Sollte mein Instinkt, daß sie die

Quelle ist, aus der man schöpfen muß, mich irregeleitet haben? Es wäre ja nicht zum ersten Male, daß ich auf einen Holzweg geraten bin, was meine Klienten natürlich nicht zu wissen brauchen, aber andererseits hat mich auch schon mehr als einmal das, was ich für einen Holzweg hielt, beim zähen Festhalten daran auf die richtige Straße geführt. Folglich, Franz Xaver, verrenne dich nicht in eine Sackgasse, aber lasse dich ruhig von deinem Instinkt leiten, mit dem du dich schon oft durch eine chinesische Mauer durchgefr — —“

„Wollen der Herr Doktor nicht lieber die Rühreier essen, ehe sie ganz kalt sind?“ fragte Pfifferlings Stimme an seinem linken Ellbogen.

„Der Kuckuck hole Ihre Rühreier!“ rief Windmüller zusammenfahrend, aber er nahm doch von der ihm gereichten Schüssel und begann hastig zu essen, wobei ihm ein diskretes Räuspern seines Faktotums auf dessen Gegenwart aufmerksam machte.

„Berichten!“ befahl er, nun auch ein Stück Schinken auf den Teller legend.

„Zu Befehl!“ schrie Pfifferling prompt, denn er hatte auf dieses erlösende Wort lange schon gelauert. „Ich habe also beim Sor Luigi zu Abend gespeist. Das Essen war sonst gut und reichlich, der Wirt aber zugeknöpft. Die Frittura war vortrefflich zubereitet, goldbraun und knusprig, Herr Doktor, aber es waren Tintenfische, an die ich mich noch nicht gewöhnt habe. Herr Doktor verzeihen, aber Tintenfische sind mir einfach gräßlich —“

„Ich habe Ihnen nicht befohlen, welche zu essen. Im übrigen — zur Sache, aber fix!“ unterbrach Windmüller scharf den allzu minutiösen Bericht.

„Die Frittura gehört aber dazu, Herr Doktor“, widersprach Pfifferling mit sichtlichem Behagen. „Ich sah nämlich, wie die Wirtin sie nebenan in der Küche machte, und da diese Sora Faustina, — so heißt sie nämlich ausgerechnet, — mir einen zugänglichen Ein-

druck machte, so würgte ich das ekelhafte Zeug nicht nur mit Heldenmut herunter, sondern bestellte mir noch eine Portion, indem ich den Dreck über den grünen Alee lobte. Alles Ihnen zum Wohlgefallen, Herr Doktor, und nach Ihrem berühmten Muster! Na, der Röder zog denn auch, denn die Sora Faustina brachte mir die frische Schüssel selbst, höchstselbst sogar, und ich machte mich darüber her, trotzdem mir der helle Angstschweiß bei der Arbeit ausbrach, denn ich konnte den Segen nicht mal in meiner Rocktasche verschwinden lassen, weil seine stolze Erzeugerin sich zu mir setzte und mir begeistert zusah. Ich bestellte mir einen roten Frascati, damit der Genuß besser rutschte, und schlug damit zwei Fliegen mit einer Klappe, denn der rote Frascati ist das Steckenpferd des Sor Luigi, und da ich den erleuchteten Gedanken hatte, ihn zu bissen, mir Bescheid zu tun, so setzte er sich auch zu mir und holte dazu zwei frische Gläser herbei. Ich war nämlich mit Ausnahme eines Salami fressenden Individuums der einzige Gast in dem Lokal. Ich schenkte also ein und stürzte mich in die Arbeit, nämlich die Tintensfische zu verschlingen und meine werthen Wirte und Gäste in einer Person auszupumpen. Ich hab's fein angestellt, Herr Doktor! Ich will mich nicht selbst loben, Herr Doktor, indem Eigenlob ja stinken soll, aber ich darf doch sagen, daß ich's fein gemacht habe, ganz dippelmatisch —“

„Werden Sie nun endlich zur Sache kommen?“ unterbrach ihn Windmüller, mit dem Messer auf den Tisch klopfend.

„Ganz dippelmatisch hab' ich's gemacht, wollte ich sagen“, fuhr Pfifferling unentwegt fort. „Ich brachte das Gespräch mit einer eleganten Wendung auf den Palast gegenüber, indem ich erst die römischen Paläste im allgemeinen und dann diesen im besonderen mit gebührenden Worten, die alle auf *issimo* endigten, bewunderte. Und da erfuhr ich denn, daß der olle,

große, ungemütlich aussehende Kasten einer jungen Dame, namens Urvali, gehört, die aber bei ihrer demnächst stattfindenden Großjährigkeit Herzogin della Pigna genannt werden wird, welchen Namen ihr künftiger Gatte auch annehmen muß, was mir zwar spaßig vorkommt, im übrigen aber schnuppe sein kann. Schön! Diese junge Dame also, die von den Leuten kurzweg mit ihrem Vornamen, Donna Centa, genannt wird, ist sehr beliebt in der Nachbarschaft, trotzdem ihre Mutter eine ‚forestiera‘ war, und auch ihr Herr Vater selig steht noch in sehr gutem Geruch. Weniger aber seine selige Witwe, die Stiefmutter der besagten Donna Centa, die nur ein paar Jahre jünger ist. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß ein alter Span eben leicht Feuer fängt, daher diese junge Stiefmutter; aber meine Wirte meinten, der alte Herzog wäre mit seiner zweiten Ehe eingelappt worden, was wohl der deutsche Ausdruck für ‚acchiappare‘ ist. Ich hab’s im Wörterbuch nachgesehen, Herr Doktor, denn ich wußte ’s nicht. Also, diese Stiefmutter scheint recht unbeliebt zu sein, besonders bei den Dienstboten, sagten die Sor Luigi’schen Eheleute, das heißt mehr sie, wie er. Und nun, Herr Doktor, passen Sie gut auf, denn jetzt kommt was, das Ihre höhere Intelligenz vielleicht besser begreift, wie mein beschränkter Untertanenverstand! Ich fragte nämlich, ob die Stiefmutter eine hübsche Dame sei, und da versicherte der Sor Luigi, hübsch wäre nicht das rechte Wort, — sie sei so schön wie ein Traum! Diese Italiener müssen gleich immer im Suppenstativ reden —“

„Superlativ!“ verbesserte Windmüller gewohnheitsmäßig, aber aufmerksam.

„Und ich hätte darauf ja weiter keinen Wert gelegt,“ fuhr Pfifferling fort, „aber die Soro Faustina schlug die Hände zusammen und rief mit recht einem dreckigen Lachen: ‚Ja, ja, wie ein Traum! Deshalb geht sie auch wahrscheinlich so viel in der Nacht um!‘“

Das brachte den Sor Luigi aber höllisch in Harnisch, und er schnauzte seine bessere Hälfte an: sie solle den Schnabel halten, was ginge sie das an? Leider kamen gerade mehrere Gäste in die Trattoria, und meine Wirte standen auf, — er, um die Leute zu bedienen, sie in die Küche zu ihren Tintenfischen, und ich konnte es nun nicht mehr erfahren, wie es die Stiefmutter macht, wenn sie in der Nacht umgeht. Es tut mir leid, Herr Doktor, denn ich dachte mir gleich, daß diese schnoddrige Bemerkung ein Fressen für Sie sein dürfte, — das heißt, ich meine natürlich, daß es Ihr hochwohlgeborenes Interesse erregen dürfte, aber wenn Sie nichts dagegen hätten, könnte ich am Ende morgen zum Sor Luigi frühstücken gehen, und dabei auf seine Art herauskriegen, was damit gemeint war.“

Windmüller nickte, — er war dem Berichte seines Faktotums sehr aufmerksam gefolgt.

„Pffifferling, Sie wachsen mit Ihren höheren Zwecken“, sagte er freundlich. „Nur vergessen Sie nicht, wo Ihre Grenze gesteckt ist. Diese liegt zunächst ja doch noch in der fremden Sprache, und es wäre sehr fatal, wenn Sie etwas mißverstehen sollten. Zum Beispiel das mit dem ‚Traum‘. Haben Sie das wirklich richtig verstanden, so wie Sie es eben wiedergaben? Man kann sich halb Verstandenes nämlich sehr leicht in einem nachträglich ausgefüstelten Sinn zurechtlegen.“

Pffifferling legte aus eigener Machtvollkommenheit, im Überschwange seines Glückes, gelobt worden zu sein, seinem Brotherrn noch eine tüchtige Portion Rührei auf den Teller.

„Herr Doktor, es war mir so klar, wie Nudelbrühe, und auf mein Gedächtnis kann ich mir bombenfest verlassen“, versicherte er.

„Nicht!“ berichtigte Windmüller mechanisch.

„Sie sich, natürlich, — das versteht sich am Rande!“ mißverstand Pffifferling die grammatikalische Korrektur.

tur. „Ich meine mir, Herr Doktor. Sor Luigi sagte: „E la duchessa è bella come un sogno!“ Und die Sora Faustina grientete: „Un’ sogno, per Bacco! Probabilmente perché cammina tante volte nella notte!“

„Hm!“ machte Windmüller. „Wenn das die Worte der Sora Faustina waren, dann frühstücken Sie nur morgen bei ihr. Aber seien Sie vorsichtig, und lassen Sie sich’s nicht merken, daß Sie nicht nur aus persönlicher Neugierde fragen. Verstehen Sie mich?“

„Wie der Frosch den Storch, als er ihm sagte, er habe ihn zum Fressen lieb“, versicherte Pfifferling mit Selbstgefühl. „Ich könnte mir mein Lehrgeld in Gestalt meiner vom Herrn Doktor erhaltenen Rüssel in den Rauchfang hängen, wenn ich’s merken ließe, daß ein anderer, wesentlich Höherer wie meine Wenigkeit hinter meiner Neugier steckt.“

„Ich habe jetzt genug Rührei!“ wehrte Windmüller eine neue Portion dieses Nahrungsmittels ab. „Was die Rüssel betrifft, so tun Sie gut, sie noch nicht zum Gewesenen zu rechnen, sondern dieses notwendigen Erziehungsmittels stets gewärtig zu sein. So, nun räumen Sie ab, und — halt! Was ist das?“

Dieser Ausruf galt dem Klange der Hausglocke, die in diesem Augenblicke außergewöhnlich laut, anhaltend und mit einer gewissen Dringlichkeit durch das Haus schallte. Windmüller kannte diese Art zu läuten, diesen durch die nervöse Hand eines erregten Menschen vermittelten Notschrei, und der arme Teufel, der da draußen stand, tat ihm leid, weil er ihm zur Zeit nicht helfen konnte.

Pfifferling, der genau wußte, daß sein Herr niemals zwei „Fälle“ auf einmal übernahm, und daher jeden anderen, es werden wollenden Klienten immer sehr kurz abfertigte, wenn er gerade beschäftigt war, machte eine fragende Bewegung.

„Ich soll doch wohl sagen, daß der Herr Doktor

heut niemanden mehr empfängt?" meinte er, als kein bejahendes Zeichen erfolgte.

"Sehen Sie erst mal nach, wer da ist, und melden Sie dann", sagte Windmüller, und als Psifferling verschwunden war, dachte er: „Vielleicht kann ich doch wenigstens einen Rat geben, denn wer so läutet, dem brennt's. Ungelegen genug kommt er mir ja schon, wer immer es auch sei, — vielleicht ist's auch nur Conte Sassonero mit neuen Nachrichten, die er für wichtig genug hält, um sie persönlich zu überbringen."

Die letztere Annahme erwies sich jedoch als unrichtig, denn Psifferling erschien mit einer Visitenkarte in der Hand wieder, die er seinem Herrn mit ausdrucksvollem Achselzucken überreichte.

'Don Camillo Urvali, Capitain in der Königl. Marine', las Windmüller nicht ohne ein gewisses Staunen, denn es war ihm neu, daß es noch männliche Mitglieder dieses Hauses gab. „Führen Sie den Herrn Capitain herauf!" befahl er zur unverhohlenen Mißbilligung seines Faktotums, der mit allen Anzeichen starken Protestes gehorchte und alsbald den späten Besuch in das Arbeitszimmer führte, in das Windmüller inzwischen eingetreten war.

Don Camillo zeichnete sich keineswegs durch besondere Schönheit aus. Viele hätten sein unregelmäßiges, wettergebräuntes Gesicht mit dem starken, rötlichen Schnurrbart wahrscheinlich für direkt häßlich erklärt; aber für einen, der ihn aufmerksamer betrachtete, war es keine abstoßende Häßlichkeit, schon weil seine grauen Augen mit dem ruhigen, klaren und weiten Blick, wie man ihn oft bei Seeleuten findet, dem Gesicht eine angenehme Charakteristik verliehen. Und dann ging von seiner ganzen Persönlichkeit jenes undefinierbare Etwas aus, was man mit dem unübersetzbaren Fremdwort 'distinguiert' bezeichnet, was den ganzen Mann über den Durchschnitt heraushob. Auch die Art und Weise, wie er ohne Umschweife direkt auf

sein Ziel lösging, war für Windmüller ein ganz sicherer Empfehlungsbrief.

„Verzeihung für den späten Überfall“, begann er noch in der Thür. „Meine Zeit ist aber so knapp bemessen, daß ich gezwungen bin, mich über die Form hinwegzusetzen. Ich bin vor einer Stunde von Ancona, wo mein Schiff liegt, in Rom angekommen und muß in einer weiteren Stunde nach dort wieder abreisen, weil ich morgen in der Frühe Marschorder nach Brindisi habe; das mag meinen späten Besuch entschuldigen. Sie, Herr Doktor, haben unlängst einem Verwandten von mir, dem Marchese Giovanni Terraferma,* einen großen Dienst geleistet, und ich komme, Sie zu bitten, das gleiche für mich zu tun.“

„Wären Sie einige Stunden früher gekommen, Don Camillo, dann hätte ich mich mit Freuden Ihnen zur Verfügung gestellt, denn der Name Terraferma ist für mich ein großer Empfehlungsbrief“, erwiderte Windmüller mit aufrichtigem Bedauern, denn der Mann gefiel ihm. „Aber Sie sind zu spät gekommen. Ihre Angelegenheit ist jedenfalls dringend, — alle Fälle, die mir übertragen werden, sind es, und der, den ich eben übernommen habe, ist ganz außerordentlich. Auch weiß ich noch nicht, wie lange er mich beschäftigen wird. Wenn Ihnen indes mit einem Rat von mir gedient ist, so steht Ihnen dieser in der Ihnen zubemessenen Zeitgrenze gern zur Verfügung.“

„Sie sind wirklich sehr gütig, Herr Doktor“, versicherte Don Camillo, den ihm angebotenen Stuhl annehmend. „Ganz sicherlich wird Ihr Rat mir vom größten Wert sein, mir zum mindesten den Weg zeigen, den ich unbeschadet meines Berufes einschlagen könnte, denn an einen Urlaub, geschweige denn an einen längeren Urlaub, ist jetzt eben bei mir nicht zu denken. Deshalb ist mein Bedauern, zu spät gekom-

* Dieser Fall ist in dem Roman „Das Rosazimmer“ geschildert.

men zu sein, schon besser eine schwere Enttäuschung zu nennen. Doch darüber will ich die kostbare Zeit nicht verlieren, — also zur Sache. Ich habe hier in Rom eine Verwandte, eine Cousine im dritten Gliede, Donna Centa Arvali, die als Erbtochter ihres verstorbenen Vaters, des Herzogs della Pigna, bei ihrer demnächst stattfindenden Großjährigkeit dessen Titel im eigenen Recht annehmen wird. Ich selbst bin, für den Fall des kinderlosen Ablebens dieser Cousine, der nächste Agnat auf das Fideikommiß, dessen Primogenitur sich früher nur im Mannesstamme vererbte. Als mein Großvater sich aber gegen die Familiengesetze mit einer ‚Popolana‘, einem Mädchen aus dem Volke, vermählte, wurde seine Deszendenz von der Agnatschaft ausgeschaltet, — der verstorbene Herzog hat aber, als männliche Erben ihm versagt waren, diese Bestimmung bedingungsweise aufgehoben, und den ursprünglich älteren Zweig des Hauses Arvali, den mein Großvater repräsentierte, unter der Vorbedingung des schon erwähnten Falles wieder in seine verscherzten Rechte eingesetzt, wodurch ich der gegenwärtig nächste Agnat auf das Fideikommiß und den Titel geworden bin. In dieser Eigenschaft erhielt ich heut früh von der hinterlassenen zweiten Gemahlin des Herzogs della Pigna die befremdende Mittheilung, daß Donna Centa vorgestern abend gelegentlich eines Besuches, den sie in der nächsten Nachbarschaft machen wollte —

„Spurlos verschwunden ist“, fiel Windmüller ein.

„Das wissen Sie schon?“ rief Don Camillo erstaunt. „Die Herzogin, von der ich eben komme, versicherte mir aber doch, daß sie zur Vermeidung eines öffentlichen Skandals die ebenso traurige wie räthelhafte Tafsache geheim gehalten hat, was ich, offen gestanden, für sehr töricht halte.“

„Ich auch“, bemerkte Windmüller trocken. „Die Herzogin hat Ihnen demnach nicht gesagt, daß ich beauftragt bin, Ihre Cousine zu suchen?“

„Nicht ein Wort! Sie hätte mir den Weg zu Ihnen sparen können!“ sagte Don Camillo ärgerlich. „Ich hätte ihr allerdings auch mittheilen können, daß ich die Absicht hatte, mich an Sie zu wenden, selbst für den Fall, daß die Herzogin selbst schon die nötigen Schritte zur Wiederfindung Donna Centas getan hätte; denn mir, in meiner Stellung als Erbe, liegt besonders daran, alles zu tun, was nur irgend möglich ist, um die Verlorene wiederzufinden, durch die mir ein viel zu reicher Besitz zufällt, als daß die bösen Zungen nicht sagen würden, ihr Ende sei mir nicht ungelegen gekommen, womöglich gar durch mich, oder zum mindesten doch durch meine Untätigkeit verschuldet worden!“

„Einer solchen Anschuldigung würde allerdings durch mein Eingreifen jede Spitze abgebrochen werden“, meinte Windmüller. „Indes, Ihr Erbe und die selbstredend dadurch in Bewegung sich setzenden bösen Zungen sind vorläufig aber noch keine Tatsachen, mit denen Sie schon rechnen müssen; denn wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen, daß Donna Centa ein vielleicht tragisches Ende gefunden haben kann, so ist doch die Möglichkeit, daß sie am Leben ist, ebenso groß, wie jene. Die Herzogin della Pigna ist übrigens nicht meine Auftraggeberin. Sie weiß aber, wußte auf alle Fälle vor Ihrem Besuche heut abend, daß ich Donna Centa aufzufinden beauftragt bin, und wenn sie es nicht der Mühe für wert gehalten hat, Sie davon zu unterrichten, so unterließ sie es entweder aus dem Grunde, weil sie an meinen Fähigkeiten dazu zweifelt, — was ich ihr nicht übelnehme, da sie ja wohl kaum etwas von mir und meinem Berufe gehört haben dürfte, — oder, weil sie grundsätzlich die Person meines Klienten ignorieren will.“

„Nun, wenn die Herzogin Ihre Klientin nicht ist, darf ich dann fragen —“

„Wer mich beauftragt hat, Donna Centa zu suchen?“

„hm, — in Anbetracht dessen, daß Sie als nächster Erbe des Urvalischen Fideikommisses in Betracht kommen, dürfen Sie wohl das Recht haben, zu erfahren, wer mein Auftraggeber ist. Es ist der Conte Fabio Sassonero!“

„Nicht möglich!“ rief Don Camillo auffahrend. „Ein Sassonero nimmt sich heraus, sich um eine innere Angelegenheit des Hauses Urvali zu bekümmern? Das ist, gelinde ausgedrückt, eine Impertinenz, für das ich keine Worte habe!“

„Das behauptet die Herzogin auch“, sagte Windmüller trocken. „Da aber von der Seite der Stiefmutter bis heut nicht das geringste geschehen ist, die Vermißte zu suchen, so ist es für mich ganz begreiflich, daß ihr Verlobter die Sache ganz energisch in die Hand nimmt.“

„Was? Fabio Sassonero ist mit Centa, mit einer Urvali verlobt? Das ist das erste, was ich davon höre!“

„In der That? Hat die Herzogin vergessen, Ihnen auch das zu erzählen? Nun, es muß wohl wahr sein, wenn der Conte es sagt. Mir scheint diese Verlobung, die vor der Großjährigkeit Donna Centas nicht veröffentlicht werden soll, die beste und einfachste Lösung zur Beilegung einer reichlich verjährten Familienfehde, womit Sie und ich sicher e i n e r Meinung sind“, meinte Windmüller mit einem leisen Lächeln, das ein unwillkürliches Widerspiel auf dem häßlichen, aber offenen Gesichte Don Camillos hervorrief.

„Nun ja, — das heißt, ich weiß doch nicht —“ sagte er zögernd. „Diese Lösung kommt mir sehr überraschend. Sie, Herr Doktor, als Ausländer wissen vielleicht nicht, wie zähe wir alten, italienischen Familien an unseren Familienfehden hängen und sie durchaus noch nicht überlebt haben. Indes, man muß wohl der Zeit schon einige Zugeständnisse machen, und meine Cousine hat niemand Rechenschaft über ihr Tun und Lassen abzulegen, da sie ja Familienchef ist. Ich be-

greife nur nicht, warum die Herzogin mir die Verlobung weder schriftlich noch mündlich mitgeteilt hat!”

„Nun, was die Handlungsweise der Herzogin betrifft, so hätte auch ich einige Einwände zu machen und Fragen zu stellen“, meinte Windmüller achselzuckend. „Darf ich Sie — im Interesse meiner Aufgabe — fragen, mit welchem Wortlaut Ihnen die Stiefmutter Donna Centas deren Verschwinden mitgeteilt hat?“

Don Camillo holte statt jeder Antwort seine Brieftasche hervor und entnahm derselben einen Brief, den er zunächst entfaltete, dann aber nach kurzem Zögern Windmüller reichte. Dieser überflog erst die beiden beschriebenen Seiten des aus dickem Bütttenpapier bestehenden, taubengrauen, mit gekröntem, schwarzem Monogramm verzierten Bogens, stellte fest, daß die Handschrift, obwohl groß und elegant, doch sehr charakteristische graphologische Eigentümlichkeiten aufwies, — daß der Brief vom gestrigen Tage datiert war, und las dann das Schreiben sehr aufmerksam durch.

„Verehrter Don Camillo“, lautete es, „ich halte mich Ihnen, als dem nächsten Agnaten des Fideikommisses, gegenüber verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, daß Ihre Cousine Centa sich gestern abend, bald nach acht Uhr, unter dem Vorwande, ihre Freundin, Flaminia Valombrosa, zu besuchen, ohne Begleitung aus dem Palazzo Urvali entfernt hat, und seitdem nicht wieder zurückgekehrt ist. Da ich in letzter Zeit an der Tochter meines verstorbenen Vaters die Wahrnehmung gemacht habe, daß ihr Geist nicht mehr sein früheres Gleichgewicht besitzt, so fürchte ich nicht ohne Berechtigung, daß sie ihrem Leben gewaltsam ein Ende gemacht haben könnte, und stelle Ihnen anheim, die nötigen Schritte zur Wiederfindung dieses theuern Wesens anzuordnen.

wozu Sie allein wohl nur das Recht und die Verpflichtung haben.

In großer Unruhe und Betrübniß

Ihre Lucia della Pigna."

"So, so! Das war gestern die Meinung der Herzogin, die sie, wie es scheint, seitdem wesentlich geändert und gemildert hat!" murmelte Windmüller, indem er den Brief zurückreichte. „Und was rief die Herzogin Ihnen zu tun? Ich habe natürlich das größte Interesse, das zu erfahren."

Don Camillo machte eine Grimasse.

„Große Damen haben oft sehr vage und kindliche Ideen von dem Geschäftsgange einer Sache", sagte er achselzuckend. „Die Herzogin gab mir in allem Ernste den Rat, die Erbschaft sofort anzutreten, damit sie doch jemand habe, auf den sie sich in ihrer Verlassenheit stützen könnte! Sie konnte es absolut nicht begreifen, daß auch die tote Centa erst gefunden werden müsse, ehe man über ihr Eigentum verfügt. Ich hatte Mühe, ihr das klarzumachen, ebenso, wie daß auch nach negativen Bemühungen, die Vermißte lebend oder tot wiederzufinden, eine gewisse Frist gesetzlich festgestellt ist, ehe eine verschwundene Person für ‚verschollen‘ erklärt werden kann. Es war nicht ganz leicht, ihr das begreiflich zu machen, denn sie bestand darauf, daß meine Cousine ihre eigene Herrin sei und damit auch das Verfügungsrecht über sich selbst hätte; wenn es ihr Wille gewesen sei, sich aus irgendwelchem Grunde zu entfernen, so müsse man das respektieren und dürfe nun über den freiwillig verlassenen Besitz verfügen. Doch, es lohnt wahrlich nicht, die Zeit mit der Wiederholung dieser reichlich naiven Auffassung zu verschwenden."

„Doch! Doch! Es lohnt sich alles in einem Falle, wie dieser es ist", behauptete Windmüller zum sichtlichen Befremden seines Gastes. „Zum Beispiel: Wieso

ist Donna Centa ihre eigene Herrin? Ich habe wiederholt gehört, daß ihre Großjährigkeit erst bevorsteht; demnach müßte sie doch zur Zeit noch unter Vormundschaft stehen."

"Die Großjährigkeit meiner Cousine ist nur noch zur Annahme des Titels einer Herzogin della Pigna erforderlich", erklärte Don Camillo mit einer Bewegung der Ungeduld. „In allen übrigen Rechten ist sie durch Sonderakte gleich nach dem Tode ihres Vaters für mündig erklärt worden. Ich nehme an", setzte er nicht ohne eine gute Dosis Sarkasmus hinzu, „daß dieser ungewöhnliche Schritt den Zweck hatte, eine sonst kaum zu vermeidende, wenn auch nur als Höflichkeitsakt aufzufassende Vormundschaft durch die Stiefmutter zu umgehen. Mein verstorbener Onkel war ein sehr klar und weitschauender Mann, — — — doch das gehört sicher nicht hierher, und um unser beider wertvolle Zeit nach Möglichkeit auszunutzen, komme ich zu meiner ursprünglichen Frage zurück: Welchen Rat geben Sie mir, Herr Doktor? Welche Schritte habe ich am besten in dieser fatalen Angelegenheit zu tun?"

"Kehren Sie auf Ihr Schiff zurück, Don Camillo, und lassen Sie die Angelegenheit ruhig in meinen Händen, wie der Conte Sassonero sie mir anvertraut hat", erwiderte Windmüller. „Es ist ja ganz klar: was ich für ihn tue, tue ich ja für Sie mit. Im übrigen ist es Ihnen natürlich unbenommen, durch einen anderen Nachforschungen für Ihren eigenen Namen in die Wege zu leiten."

"Das hieße soviel, wie mit einer Droschke hinter einem Automobil dreinfahren zu wollen", versetzte der Capitain mit einer abwehrenden Handbewegung. „Das einzige wäre, wenn Fabio Sassonero seinen Auftrag an Sie mir überlassen wollte — — doch darum zu bitten, fehlt mir die Zeit und noch manches andere. Sie selbst würden ihm das wohl kaum vorstellen wollen

— natürlich nicht. Sie haben ganz recht, und es war auch nur ein Gedanke. Also verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Zeit mit meiner so spät gekommenen Anfrage ungebührlich in Anspruch genommen habe —“

„Das haben Sie durchaus nicht. Alles, was auf den Fall Bezug hat, ist für mich vom größten Wert“, versicherte Windmüller. „Ich darf also mit vollster Überzeugung sagen, daß Ihr Besuch mir sogar sehr angenehm war. Ich wäre Ihnen aber noch zum größten Danke verpflichtet, wenn Sie mir mitteilen wollten, womit die Herzogin della Pigna die in ihrem Brief angedeutete geistige Störung, die sie bei Donna Centa beobachtet haben will, Ihnen gegenüber begründete.“

„Per Bacco, sie hatte keinen anderen Beweis dafür anzuführen, als daß meine Cousine unlängst ihr Testament gemacht hat!“ erwiderte Don Camillo bereitwilligst mit einem Lächeln, das auf Kosten der Herzogin ging. „Ich habe mir auch erlaubt, ihr zu entgegnen, daß ein derartiger Akt im Gegenteil ein Beweis großer Geistesklarheit ist und ganz mit meiner Beurteilung Centas, die ich immer für eine sehr vernünftige Person gehalten habe, übereinstimmt.“

„Ja, nun, — die Herzogin ist selbst noch eine junge Dame, welcher jedenfalls der Gedanke an die Möglichkeit des Todes bei einem noch jüngeren Wesen als eine Ungeheuerlichkeit vorkommt“, meinte Windmüller nachdenklich. „Hat die Herzogin Ihnen auch gesagt, ob dieses Testament legal oder nur ein Privatakt ist?“

„Ich habe danach nicht gefragt, Herr Doktor. Einmal, weil's mir überhaupt nicht eingefallen ist, und dann, — selbst wenn ich daran gedacht hätte, hätte mich meine Stellung als Erbe daran gehindert, diese indelikate Frage zu tun.“

„Gewiß, das ist von Ihrem Standpunkt aus ganz verständlich“, murmelte Windmüller. „Donna Centa hat doch aber sicherlich einen Rechtsbeistand, der dar-

über Auskunft geben könnte. Ich meine, ich hätte sogar einmal gehört, wie er heißt, — hm — ja, der Name ist mir aber entfallen — —“

„Oh, Sie kennen ihn gewiß, — es ist der Cavaliere Doktor Nemi, der die legalen Angelegenheiten des Hauses Arvali della Pigna verwaltet“, biß Don Camillo ganz harmlos auf den geschickt hingeworfenen Köder an. „Indes“, setzte er wesentlich steifer hinzu, „indes meine ich, daß es doch wohl der Takt erfordert, diese Frage lieber auf sich beruhen zu lassen. Was mich betrifft, ist das so mein Gefühl; für den Conte Sassonero wäre eine solche Indiskretion ganz bestimmt unverzeihlich.“

„Darin bin ich ganz Ihrer Meinung“, gab Windmüller händereibend zu. „Nur möchte ich nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß meine Klienten einen Fall einfach in meine Hände geben und es mir überlassen müssen, mit welchen Mitteln ich mein Ziel zu erreichen für gut finde. Eine Indiskretion meiner Klienten ist damit vollständig ausgeschlossen, denn ich pflege mir die Wahl meiner Mittel bedingungslos vorzubehalten, und bei dem zweiten Versuch, mir in meine Methode hereinzureden, oder mir Vorschriften zu machen, lege ich den Fall unweigerlich nieder.“

Don Camillo machte zu dieser ihm im freundlichsten und höflichsten Tone erteilten Auskunft erst große Augen und schien dann nicht übel Lust zu haben, aufzufahren. Aber er besann sich eines Besseren, — wie schon so viele vor ihm.

„Gut. Für den Fall also, daß Fabio Sassonero so unvorsichtig sein sollte, sich gegen Ihre Bedingungen zu vergehen, trete ich sofort an seinen Platz. Ich habe mir die Lektion hinter die Ohren geschrieben“, sagte er lachend, indem er aufstand und Windmüller die Hand reichte. „Für alle Fälle bin ich durch die Admiralität in Genua zu erreichen, die mich im schlimmsten Falle durch Marconitelegramm verständigen würde.“

„Nun, wir wollen den ‚schlimmsten Fall‘ vorläufig noch nicht annehmen“, erwiderte Windmüller, indem er seinen Besuch zur Tür geleitete. Als er diese hinter Don Camillo geschlossen hatte, blieb er, die Hand noch auf der Türklinke, eine Weile in tiefes Nachdenken versunken stehen, und als er sie dann losließ, gab er ihr in Ermangelung eines besseren Gegenstandes einen tüchtigen Klaps.

„Aber natürlich der alte Nemi!“ rief er laut aus. „Ein ganz glorioser Gedanke, von dem’s mich nur wundernimm, daß er nicht schon fünf Minuten früher gekommen ist. Ich möchte wissen, ob der alte Löwe schon in der Klappe liegt, sonst könnte man in Anbetracht des dringenden Falles am Ende heute noch, — — ja, Nummer 3030, bitte!“ rief er schon ins Telephon herein, ehe er seinen Gedanken noch fertig gedacht. „Daß der alte Nemi ausgerechnet auch der Sachwalter der Urvali sein muß, ist, in gutem Deutsch ausgedrückt, einfach Duse!, Franz Xaver“, reflektierte er leuchtenden Blicks, während er gespannt auf die herzustellende Verbindung wartete. „Duse! war’s auch mehr oder weniger, daß dieser famose Don Camillo trotz seiner Delikatesse gleich mit dem Namen heraustrückte, statt meine angebliche Gedächtnisschwäche einfach zu übergehen, wodurch er mir eine Menge Zeit ersparte, denn morgen hätte ich ihn ja doch herauskriegen müssen. Ah — Cavaliere Nemi dort, ja?“ rief er beim Anläuten in den Empfänger, als jedenfalls im Selbstgespräch die recht deutlich ‚gemurmelte‘ Frage: „Wer zum Teufel so spät noch die Leute nicht in Ruhe ließe,“ sein Ohr erreichte. „Windmüller, hier; ja, Doktor Windmüller. Ich wollte fragen —“

„Lieber Doktor, morgen fragen Sie, soviel Sie wollen, — für heut muß ich versagen“, dröhnte es im tiefsten Bass von jenseits des Drahtes zurück. „Erstens

ist es wirklich heut schon recht spät, und dann habe ich eben eine Nachricht erhalten —"

„Ach ja, — wegen Donna Centa Arvali, nicht wahr?“

„Was? Sie wissen —“

„In Anbetracht dessen, daß ich den Polizeipräsidenten von dem Falle unterrichtet habe, ist das kein Wunder. Ich weiß auch noch ein oder zwei Einzelheiten mehr, Verehrtester, und darum ist meine Bitte, mich heut noch zu empfangen, nicht so unberechtigt, wie es scheinen will! Die Sache eilt, wie mir scheint.“

„Scheint mir auch so“, kam es grimmig zurück. „Also, kommen Sie nur. Schlafen kann man mit so etwas im Magen ja doch nicht.“

„Kann's mir denken“, murmelte Windmüller abläufend und begab sich dann ohne Verweilen nach unten, Hut und Überzieher ergreifend, ehe noch der herbeieilende Pfifferling hilfsreiche Hand leisten konnte.

„Der Herr Doktor werden doch heut nicht nochmals ausgehen wollen!“ protestierte er pflichtgemäß gegen diese ungesunde Nachtpromenade.

„Der Herr Doktor müssen sich den Haufen Rühreier, den Sie ihm aufgezwungen haben, erst vertreten, ehe er in die Klappe geht!“ gab Windmüller zurück. „Quatschen Sie keinen Blödsinn, Pfifferling, sondern gehen Sie schlafen. Verstanden?“

„Complettamente“, versicherte Pfifferling verduzt in die leere Luft hinein, denn sein Herr war längst jenseits der Gartenpforte, bis er sich zu diesem Ausdruck dämmernden Verständnisses durchgerungen, und diesem dann noch zu seinem eigenen Benefiz hinzusetzte: „Wir müssen diesmal einen höllisch dringenden Fall in der Pfanne haben, — und ich bin der Helfer dazu! Fein, solange nicht geschossen wird und sonst ungemüthliche Ereignisse eintreten.“

Windmüller war neben seinem berufsmäßigen Pessimismus ein unverbesserlicher Optimist, und darum freute er sich den ganzen Gianicolo herab, daß der

Advokat Doktor Nemi nicht am Ende von Rom, womöglich hinter der Porta Pia, sondern gleich jenseits des Tiber in der verhältnismäßig nahen Via Arenula wohnte, und seine Freude wurde dadurch noch vertieft, daß er unterhalb des Hügels noch einen von der Station Trastevere kommenden Tram erwischte, der ihn rasch ans Ziel brachte, wo der eminente Rechtsgelehrte ihm auf sein Läuten selbst die Thür öffnete und ihn in das Arbeitszimmer führte.

Wenn Windmüller mit der Bezeichnung ‚der alte Löwe‘ das Äußere des vielbeschäftigten Juristen gemeint hatte, so konnte man ihm damit, auch wenn man nicht allzuviel Phantasie besaß, gern recht geben, denn der dicke Kopf auf den breiten Schultern, mit der zwar kürzeren, aber wilden, weißen Mähne, mit den großen, runden, gelbbraunen Augen unter buschigen Brauen, sowie der vom König der Wüste ‚getragene‘ Spigbart, der den grimmigen Mund wenig verhüllte, erinnerte wirklich lebhaft an die Physiognomie der Spezies *Felis Leo* — vorausgesetzt, daß man sich einen weißen Löwen denken kann. Sogar die großen, haarigen Hände, durch deren Druck er die feine, schlanke Hand Windmüllers zu zermalmen bemüht war, hatten etwas von der fürchterlichen Präge dieses höheren Wildes, dessen Stimme dem Advokaten sogar ganz ausgesprochen zu eigen war.

„Cosa horribile, incomprensibile, caro Dottore!“ brüllte er in tiefen, rollenden Tönen, indem er einen Stuhl von den darauf liegenden Akten frei machte und ihn Windmüller hinschob. „Wer, frage ich, hat Sie aber damit beauftragt?“

„Nicht die Herzogin della Pigna“, erwiderte Windmüller kurz. „Das ist übrigens momentan unwesentlich; wichtig ist vorerst die Frage: wollen Sie allein vorgehen, oder sind Sie gewillt, gemeinsame Sache mit mir zu machen?“

„Darüber ließe sich ja noch reden“, war die zu nichts verpflichtende Antwort, die Windmüller lachen machte.

„Nun, es ist immerhin schon etwas, keine direkt verneinende Antwort zu erhalten“, meinte er schmunzelnd, und der ‚alte Löwe‘ schmunzelte auch.

„Per Giove, — so war’s nicht gemeint“, versicherte er, sich mit beiden Händen durch die Mähne fahrend. „Natürlich will ich mit Ihnen gemeinsame Sache machen, soviel nämlich an mir liegt. Aber was kann ich denn tun? Ich bin ja noch ganz im Dunkeln und ahnungslos wie ein Bambino. Mich hat diese Nachricht wie ein Blitzschlag getroffen.“

„Also können Sie keinen Schlüssel für ein möglicherweise freiwilliges Verschwinden der Donna Centa finden?“ fragte Windmüller schnell.

„Freiwillig! Ja, um alles in der Welt, warum sollte sie sich denn freiwillig entfernt haben?“ fragte Doktor Nemi so ehrlich erstaunt, daß es keinen Zweifel ließ, daß diese Möglichkeit ihm überhaupt noch nicht in den Sinn gekommen war. „Mann Gottes, wer hat Ihnen denn diesen Gedanken in den Kopf gesetzt? Welcher Grund wäre dafür wohl auszuklügeln? Donna Centa ist die unumschränkte Herrin ihres Hauses, sie ist verlobt mit dem Manne ihrer eigenen Wahl, — kein Hindernis steht ihrer Verbindung mit ihm mehr gegenüber, sie ist reich, jung, unabhängig, — welchen Zweck hätte also eine solche Tollheit, frage ich?“

„Ja, welchen Zweck!“ wiederholte Windmüller. „Verehrtester Freund, Tollheiten sind zu allen Zeiten schon von den vernünftigsten Menschen begangen worden. Das menschliche Gehirn ist unter gewissen Bedingungen Zwangsvorstellungen leichter zugänglich, als man gewöhnlich annimmt. Sie haben bei Donna Centa also niemals eine gewisse geistige Unebenheit beobachten können?“

„Warum nicht gar!“ donnerte Doktor Nemi entrüstet und fuhr dann ruhiger fort: „Wenn Sie darauf

Ihre Theorien aufbauen wollen, so kann ich Ihnen nur sagen, daß Sie auf dem Holzwege sind, denn Donna Centa hat den klarsten Kopf unter all meinen weiblichen Klienten, und wenn das noch nicht schwer genug ins Gewicht fällt — auch unter dem größten Teil meiner männlichen. Wenn eine junge Dame ihres Alters und unter ihren Lebensbedingungen die Geschäfte eines so großen Besitzes ohne Wirrwarr im Kopfe hat, wenn sie ferner von selbst darauf kommt, ein Testament zu machen —“

„Ah, das kann den mystischen Regungen der Seele entsprungen sein, die man gemeinhin mit ‚Ahnungen‘ zu bezeichnen pflegt“, warf Windmüller ein.

Doktor Nemi sah ihn eine Weile starr an und ließ dann den Kopf tief auf die Brust sinken.

„Magari!“ murmelte er. „Auf diesen Gedanken bin ich wahrhaftig noch nicht gekommen. Und doch hätte es mich befremden müssen, daß sie das Testament so kurz vor ihrer Vermählung machen wollte, während es doch nachher mehr Sinn gehabt hätte. Das habe ich mir auch erlaubt zu sagen, aber sie lachte und meinte, dann könnte man ja immer noch ein anderes machen. Ich habe das für eine — Weiberlaune gehalten, das habe ich, und hätte Donna Centa doch besser kennen sollen, sie, die nie einer Laune nachgegeben hat. Diammine! Diammine! Welch ein Unglück!“

„Wir wissen ja noch gar nicht, ob wirklich ein Unglück geschehen ist“, begann Windmüller, aber Nemi unterbrach ihn mit einer sehr eindrucksvollen Handbewegung.

„Wir zwei unter uns werden uns hier doch nicht mit Gemeinplätzen belügen wollen“, rief er in solch schmerzlichem Ton, wie es sein Organ überhaupt zuließ. „Oder haben Sie etwa große Hoffnung, Donna Centa noch unter den Lebenden wiederzufinden? Dann wünsche ich Ihnen Glück zu Ihrem Optimismus, denn ich habe sie in dem Augenblick aufgegeben, als ich von

ihrem Verschwinden hörte. Die Theorie einer freiwilligen Entfernung dürfen Sie getrost ausschalten, — ich halte das einfach für ausgeschlossen. Und Entführung — ah, ich sehe, daran haben Sie auch gedacht. Aber dann wäre längst die Forderung eines Lösegeldes da, und zwar an meine Adresse, denn wer einen solchen Streich ausführt, erkundigt sich vorher ganz genau, an wen er sich zu halten hat. Der weiß Bescheid."

"Um — ich kenne einen Fall, wo eine Woche verging, ehe die Entführer sich mit ihrer Forderung melden", wandte Windmüller ein. „Die Absicht, die Spannung und die Angst um die Verschwundene aufs Höchstmäß zu steigern, hat sich damals als eine sehr gute Spekulation erwiesen. Sie werden sich dieses Falles in Sizilien noch erinnern."

Nemi nickte.

"Ja", sagte er. „Nun, halten Sie immerhin diesen schwachen Hoffnungsschimmer fest. Sie sind ja kein Tor, und ich bin auch keiner, — wenigstens bilde ich mir das ein. Lieber Gott, das letzte Wort, das ich mit Donna Centa am Morgen des Tages, an dem sie verschwand, wechselte, war — *gia*, nein, nicht direkt ein unfreundliches, denn das wäre ihr gegenüber unmöglich gewesen, aber ich habe ihr ein paar Wahrheiten zum Verdauen gegeben, das heißt —"

"Das heißt, Sie sind so grob geworden, als es sich zwischen Klient und Ratgeber nur irgendwie machen läßt", murmelte Windmüller verständnisvoll. „Mithin gab es doch etwas in Donna Centas Leben, was ein solches — Freundeswort rechtfertigen konnte."

"Herrrrr! In Donna Centas Leben gab es nichts, wozu ich nicht ja und amen hätte sagen können!" feuerte der alte Löwe los. „Worüber wir nicht ganz einig waren, daran trug ja nur das verdammte Testament die Schuld, denn sie wollte darin eine Person in einer Weise bedenken, bereichern, die ich absolut miß-

billigen mußte. Absolut! Darüber hatten wir in aller Freundschaft einen kleinen Wortwechsel, der aber damit endete, daß sie die Bedenkzeit zugestand, die ich nochmals von ihr forderte. Wodurch das Testament eben noch unvollzogen blieb, und solange ich noch einen Atemzug in der Lunge habe, in der gewollten Form auch nicht vollzogen werden soll. Denn ich will nicht, daß sich der alte Duca della Pigna, der Freund, der mir vertraute, im Grabe umdrehen soll. Aber das geht Sie ja gar nichts an."

"Hm! Wer weiß?" sagte Windmüller mit solcher eigentümlicher Betonung, daß der Advokat stutzte und ihn aufmerksam ansah. Windmüller aber zog seine Handschuhe aus, legte sie mit der allergrößten Sorgfalt umständlich zusammen und fuhr nach dieser eindrucksvollen Pause in sanftem, schmeichelndem Tone fort: "Ich bin mir selbstverständlich vollkommen bewußt, daß ich Sie zu einer unprofessionellen Indiskretion nicht verleiten, Ihnen nicht zumuten darf, mir den Originalentwurf der Donna Centa für ihr Testament zu zeigen. Ich bin ja selbst Jurist und kenne die amtliche Etikette so gut, wie Sie selbst. Hingegen wissen Sie, verehrter Freund, daß Indiskretionen mit zu den wichtigsten Hilfsmitteln meines Berufes gehören. Gut. Nehmen wir also einmal an, Sie wollten mir eine Zigarre anbieten und müßten dieses Gastgeschenk aus Ihrem Nebenzimmer herbeiholen, und mit berechtigter Entrüstung über die allen Zündholzschachteln anhaftende Eigentümlichkeit, sich in alle unmöglichen Verstecke zu verkrümmeln, hätten Sie eine längere Jagd danach zu veranstalten. Ich bleibe indessen hier allein zurück, — wie wollen Sie wissen, was ich inzwischen tue? Welche der reichlich hier herumliegenden Dokumente ich aus purer Langeweile lese? Denn während Sie die Zündhölzer suchen, können Sie mich doch gleichzeitig nicht durchs Schlüsselloch beobachten, nicht wahr?"



„Ich könnte es schon, aber ich würde darauf verzichten, weil ich ja ohne Schlüsselloch weiß, daß jeder Wisch im Papierkorb solange ein unantastbares Heiligtum für den p. p. Windmüller ist, als er mit seinem gegenwärtigen Fall nichts zu tun hat“, erwiderte Doktor Nemi mit einem Schmunzeln, das den Vergleich seiner Ähnlichkeit mit einem der lächelnden Oberländerischen Löwen in den ‚Fliegenden Blättern‘ geradezu herausforderte. „Alter Freund, was Sie mir da vorschlagen, ist zwar eine sehr schöne Beruhigung meines Amtsgewissens und eine Ihrer ganz würdige, blumenreiche Einkleidung Ihrer Wünsche, aber — ich habe die Zigarren hier in meinem Schreibtisch und weiß aus Erfahrung, daß Sie die doch nicht rauchen, sondern nur die Zigaretten, die Ihnen als ein Mittel zum Zweck dienen müssen. Da ich ferner weiß, daß nur ein gewisser Passus im Testament der Donna Centa Interesse für Sie hat und auch den Grund dieses Interesses mit der mir eigentümlichen leichten Fassungskraft abne, so will ich Ihnen beweisen, daß ich gewillt bin, gemeinsame Sache mit Ihnen zu machen, indem ich Ihnen den Namen der Person nenne, wegen der ich mit meiner Klientin in Meinungsverschiedenheit geraten bin. Es ist die — —“

„Als ob ich den Namen nicht längst erraten hätte!“ fiel Windmüller mit vorwurfsvollem Ton ein. „Nemi, Sie trauen mir immer noch viel zu wenig zu! Sie, der doch das Testament des alten Herzogs redigiert, vielleicht auch beeinflusst hat, der mir eben noch erzählte, daß Donna Centa nach ihrer Vermählung ein anderes, also zugunsten ihres Gatten machen wollte! Freund und Gönner, — den von Ihnen beanstandeten Namen kann ich Ihnen alleine nennen, — Sie aber können mir sagen, wie groß die Summe ist, mit anderen Worten: ob der Einsatz das Spiel gelohnt hat.“

Der alte Advokat sah seinen nächsten Besuch mit seinen großen, runden Augen, in denen ein sonder-

bareß Licht dämmerte, durchbohrend an; aber Windmüller betrachtete emsig die Fingerspitzen seiner Handschuhe und beantwortete mit keinem Blick die stumme Frage in den Augen des anderen.

Da stand Nemi auf, holte aus einem feuerfesten Dokumentenschrank neben seinem Schreibtisch eine Mappe herbei, entnahm derselben einen großen, eng beschriebenen Briefbogen, legte ihn auf dem Tisch vor Windmüller hin und deutete mit einem kolossalen Zeigefinger, der sehr stark an den des grotesken ‚Moses‘ der Fontaine auf der Piazza S. Susanna erinnerte, auf einen rot angestrichenen Saß.

„Dieser Passus, beziehungsweise dieses Item ist es, das den Vollzug des Testaments verhindert hat“, sagte er mit merkwürdig gedämpfter Stimme. „Ich wiederhole es: verhindert, denn ich habe sowohl das Legat, als auch den Tenor desselben zu beanstanden mich verpflichtet gefühlt. Da infolge meiner Einsprache und meiner Gegenvorstellungen dieser Entwurf hier keinen legalen Wert hat, mit einem Worte: da ich das Testament danach selbst noch nicht aufgesetzt habe und die Erblasserin unter Beobachtung der gesetzlichen Form es durch ihre Unterschrift demgemäß noch nicht hat vollziehen können, so —“

„So verlegen Sie auch, genau betrachtet, kein Amtsgeheimnis, indem Sie mir die Einsicht gestatten, sondern überantworten mir nur die in ein privates Schriftstück, weil sie mir im Interesse Ihrer Klientin von Wert ist“, vollendete Windmüller geläufig, als Nemi stockte. „Ja, dazu haben Sie meines Erachtens das volle Recht“, setzte er zerstreut hinzu, indem er schon dabei war, nicht nur den angestrichenen Saß, sondern auch das ganze Schriftstück sehr aufmerksam zu lesen und wieder zu lesen, ohne die Bewegung der Ungeduld zu beachten, die der Advokat dazu machte.

„Donna Centa schreibt einen sehr schönen Stil“,

„sagte er anerkennend, indem er endlich das Blatt zurückreichte.

Nemi stutzte wieder, klemmte dann, als Windmüller ihn nur ansah, einen enormen Kneifer auf die Nase und las durch die runden Gläser selbst noch einmal den Entwurf durch.

„Donna Centa ist eine sehr gebildete Dame, die nicht nur ihre eigene Sprache mustergültig beherrscht“, sagte er unsicher.

„Man sieht ihr Bestreben, korrekt und glatt zu schreiben, an den kleinen Korrekturen der dem unterstrichenen Passus vorausgehenden und nachfolgenden Sätze“, bemerkte Windmüller wohlwollend. „Sie wählt mit Sorgfalt ein besseres Wort hier, glättet dort den Syntag durch eine Verbesserung, — nur das Item, das Sie beanstandet und unterstrichen haben, ist ganz ohne jede Korrektur; gerade, als ob dieser Satz schon vorher entworfen, der Kritik unterzogen und hier nur noch — abgeschrieben worden wäre. Es hat mich immer sehr interessiert, Studien über die schriftlichen Methoden hochgradig Gebildeter zu machen.“

„Sie sind überhaupt ein ‚stregone‘“, brummte Nemi, indem er das Blatt wieder in die Mappe tat und diese in den Schrank verschloß. „Womit aber nicht gesagt sein soll, daß Sie nicht gelegentlich auch einmal über das Ziel schießen könnten. In diesem Falle zum Beispiel —“

„In diesem Falle habe ich einen ungeahnt hervorragenden Fingerzeig erhalten!“ fiel Windmüller mit plötzlicher, großer Lebhaftigkeit, ja direkt feurig ein. „Sie sehen mich erstaunt an? Ja, lieber Freund, der Still! Der Still! Aber lassen wir das jetzt. Wir waren schon durchs Telephon darüber einig, daß die Zeit drängt, nicht wahr? Nun, dann wollen wir sie auch nicht vergeuden, und so frage ich denn unvermittelt an, ob ich durch Ihre gütige Vermittlung sobald als nur irgend möglich Eingang — nein, eine Unterkunft

im Palazzo Arvali erhalten könnte. Ich habe nämlich die fixe Idee — und eine solche ist bei mir immer noch fruchttragend gewesen —, daß dort der Schlüssel zu dem räthselhaften Verschwinden der Donna Centa zu suchen und zu finden ist!”

Doktor Nemi schlug schallend seine enormen Hände zusammen.

„Waaaä?“ schrie er und fuhr sich durch die Haare. „Schön. Ich kenne Ihre ‚fixen Ideen‘ und habe Vertrauen dazu. Aber, um alles in der Welt, Mensch, wie und unter welchem Vorwande sollte ich Sie denn im Palazzo Arvali einschmuggeln?“

„Oh, ich bin nicht wählerisch!“ sagte Windmüller bescheiden. „Vom Stiefelpuher bis zum Bibliothekar traue ich mir zu, so ziemlich jeden Posten mit der Zensur ‚befriedigend‘ ausfüllen zu können. Nur als Schornsteinfeger wäre mir die Sache peinlich, obgleich ich dieses ehrsame Handwerk auch soweit beherrsche, um Kamine, namentlich von innen, ersteigen und herabrußchen zu können, welche Fertigkeit oft sehr nützlich ist, — aber der Ruß verträgt sich nicht gut mit meinem Kehlkopf. Schließlich darf man im Verufe darauf keine Rücksicht nehmen, aber vielleicht wäre zufällig eine Dienerstelle frei, für die ich die besten Zeugnisse vorlegen könnte —“

„Ausgeschlossen, lieber Freund! Das Haus wimmelt von überflüssigen Dienern.“

„Nun, dann käme es ja auf einen mehr auch nicht wesentlich an“, behauptete Windmüller. „Sie haben aber vielleicht insofern recht, als ein plötzlich vom Himmel geschnelter neuer Diener sicherlich Mißtrauen in den unteren Regionen hervorrufen würde, und mir übrigens, bei aller Hochschätzung dieser Kreise, auch mehr daran liegt, in die oberen Regionen zu gelangen. Aber das ‚Wie‘ werden Sie ja am besten urtheilen können. Es muß vor allem jedes Mißtrauen gegen meine Anwesenheit vermieden werden, sonst kann ich

nicht frei schaffen. Am liebsten wäre mir ein Posten, der mir ungehinderten Eintritt in alle Räume gestattet; aber ich gebe zu, daß man auf eine solche Bevorzugung nicht rechnen kann, und bin schon ganz zufrieden, wenn ich nur überhaupt offiziell und legitim im Palazzo Arvali Unterkunft finden kann — hoffentlich nur auf kurze Zeit. Herein aber muß ich, und wenn's auf dem Wege des Einbruchs geschehen sollte."

"Es wird Ihnen dann wohl auch weiter nichts übrigbleiben", knurrte der Advokat, halb fortgerissen durch Windmüllers Enthusiasmus, halb mit seinem Unbehagen über den 'absurden' Plan kämpfend.

"Bedürfen nicht vielleicht die Bilderrahmen oder die Lüfter oder sonst etwas einer gründlichen Reinigung?" schlug Windmüller nach einer Pause vor.

"Ach, papperlapapp!" machte Nemi schlechtgelaunt, unterbrach sich aber selbst durch eine Bewegung, die dem mißglückten Ansatze zu einem Luftsprunge recht ähnlich sah. „Halt, — ich hab's. Passen Sie mal auf —: Donna Centa hat mich vor einiger Zeit schon damit beauftragt, einen Kunstverständigen zu suchen, der geneigt wäre, einen mit kunstgeschichtlichen Notizen versehenen Katalog der im Palazzo Arvali befindlichen Gemälde, Skulpturen und Porzellansammlungen zu verfassen. Ich bin bisher noch nicht dazu gekommen, einen solchen — hm — Vielwisser zu suchen —"

"Schadet nichts! Sie haben ihn gefunden, und er trifft morgen, — das heißt heut vormittag im Palazzo Arvali ein und beginnt gleich seine Arbeit!" rief Windmüller begeistert. „Der Mann bin ich natürlich."

"Natürlich!" wiederholte Nemi, entschieden angefeckt, mit einem breiten Grinsen. „Ich muß selbstredend die Herzogin aber erst benachrichtigen und will das auch persönlich in aller Frühe besorgen. Vielleicht stoße ich auf Widerstand, aber darauf muß ich gefaßt

sein, und Ihre Ankunft jedenfalls durchzudrücken versuchen —“

„Nicht versuchen, — einfach durchdrücken“, fiel Windmüller mit leuchtenden Augen ein. „Der Mann hat sich gefunden und angemeldet, trifft ein, und damit basta! Natürlich darf's kein Römer sein, weil ein solcher kein Recht darauf hätte, im Palazzo Arvali auch einquartiert zu werden. Je weiter er herkommt, desto besser, desto schwerer ist es, ihn abzuweisen. Hatten Sie schon an irgendwen gedacht?“

„Nein. Ich hatte wirklich noch keine Zeit —“

„Um so besser, denn dann können wir uns über eine fingierte Persönlichkeit ganz leicht einigen. Sagen wir also: ich komme aus Turin, denn das ist erstens eine große Stadt und weitab vom Schuß. Ich heiße — hm, jeder recht gewöhnliche Name tut's, — zum Beispiel Gatti, Dominico Gatti, wärmstens von Ihnen als absolute Vertrauensperson empfohlen, denn ich gedenke auch in der Tat weder einen ‚alten Meister‘ noch eine antike Statue zu stehlen, oder aus Versehen eine Capo-di-Monte-Vase einzustecken. Die Hauptsache ist, daß mir absolute Bewegungsfreiheit gewährleistet wird, will sagen, daß ich Zutritt in alle Räume des Hauses erhalte, überall nach verborgenen Kunstschätzen schnüffeln darf. Den Rest müssen Sie mir und meiner Diskretion überlassen, — was Sie auch mit Ruhe tun können.“

„Hm — in diesem Falle darf man dann wohl ‚Indiskretion‘ buchstabieren, was?“ erkundigte sich Nemi mißtrauisch.

„Ja, glauben Sie denn, daß mir, was ich suche, auf ganz legitimem Wege in die Hände laufen wird?“ antwortete Windmüller lachend, indem er aufstand und sich streckte. „Ihre Garantie für meine Integrität erstreckt sich nur auf die Sicherheit der Kunstschätze des Hauses, — darüber hinaus sind Sie unverantwortlich. Also, Dominico Gatti aus Turin erwartet morgen früh

Ihre telephonische Nachricht, wann er im Palazzo Arvali erwartet wird. Ich wußte ja, daß ich dieses Ziel durch Sie erreichen würde, nur das Wie übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Glück muß der Mensch eben haben, der Verstand allein tut's wirklich nicht. Und wenn Ihnen das neue Licht am Spezialhimmel der Kunsthistoriker etwa im Palazzo Arvali vorgestellt wird, dann machen Sie nur um alles in der Welt kein erstauntes Gesicht, denn besagtes Individuum werde ich wirklich selbst sein, auch wenn nichts in seinem Äußeren Sie an mich erinnern sollte."

"Ah — Sie wollen eine Maske annehmen?"

"Lieber Freund, ich hasse Verkleidungen, weil sie mir immer wie unwürdige Mätzchen vorkommen, die nur in Defektivgeschichten ihren Reiz haben; aber in diesem Falle muß ich mich zu einer solchen bequemen, weil die Herzogin della Pigna den p. p. Windmüller persönlich kennt und, glaube ich, keine sehr schmeichelhafte Meinung von ihm hat. Außerdem kennen mich im Hause dort noch vier weitere Personen in meiner Urhülle; ich muß also schon meine ganze Kunst aufbieten, um den Distinto Nobile Domenico Gattiglaubhaft zu machen. Geben Sie mir nur ruhig den Adelstitel — Nobile —, denn das macht sich in solchen Häusern ganz gut. Und nun, gute Nacht, — Sie und ich werden noch ein paar Augen voll Schlaf nötig haben."

"Weiß der Himmel, — das habe ich", gestand der alte Löwe gern ein. „Indes, da Sie nun einmal da sind: ich hätte diesen traurigen Fall gern noch eingehender mit Ihnen besprochen. Warum, wenn Sie von jemand, den ich erraten zu können meine, beauftragt worden sind, zu suchen, haben Sie dann den Polizeipräsidenten in Kenntniß gesetzt?"

"Um es zu verhindern, daß die Sache morgen schon durch alle Zeitungen läuft", erwiderte Windmüller, seinen Hut ergreifend. „Daß die Sache endlich doch

durchsickert und man anfängt darüber zu tuscheln und Mutmaßungen anzustellen, ist kaum mehr zu vermeiden; solange aber die Zeitungen darüber Stillschweigen bewahren, wird für den Fall, daß Donna Centa lebt und wieder zurückkehrt, ein öffentlicher Skandal immer noch zu vermeiden sein; ein Skandal, der ins Uferlose gehen würde. Ich selbst habe nicht die Macht, den Zeitungen Stillschweigen zu befehlen, — das kann nur der Chef der Polizeibehörden. Ist das klar?"

„Vollständig. Sie haben sehr weise gehandelt. Und“ — die Stimme Nemis sank zu einem Ton herab, der große Ähnlichkeit mit dem Schnurren oder ‚Spinnen‘ einer Riesenkatze hatte, — „und was wollen Sie im Palazzo Arvali suchen?"

„Ah, lieber Freund, — was ich suchen will, ist doch ganz klar: Spuren, die zu der Vermißten führen. Wie diese Spuren aussehen, ahne ich selbst noch nicht“, erwiderte Windmüller mit der Türklinke in der Hand. „Sehen Sie, ich bin ein Mensch, der aus hochgradig empfindlichen Nervenbündeln, welche so ungefähr die Eigenschaft von Magneten haben, zusammengesetzt ist. Diese ziehen mich nun unwiderstehlich in den Palazzo Arvali. Das ist alles, was ich sagen kann. Natürlich wäre es einfach Pose, behaupten zu wollen, daß ich mir dabei nichts denke, mich nur treiben lasse, — ich denke mir sogar sehr viel, wenn die Magneten in mir tätig sind. Das aber ist zur Stunde noch nicht spruchreif. Erst handeln, dann reden, lieber Freund! Soviel aber kann ich schon sagen, daß ich glaube, Sie haben mir, das heißt meinem Ziel, durch Ihre Bereitwilligkeit, mich im Palazzo Arvali einzuschmuggeln, einen großen Dienst geleistet. An Vorwänden, dort vorzusprechen, wird es Ihnen nicht fehlen, — wir können bei solch einer Gelegenheit ja leicht mal ein Wort reden. Ja, und eh' ich's vergesse: welchen Leumund genießt der Capitain Don Camillo Arvali bei Ihnen und der Welt im allgemeinen?"

„Don Camillo? Den wollen Sie doch nicht etwa in die Liste Ihrer Verdächtigen eintragen? Er ist zwar der Erbe des Fideikommisses, falls Donna Centa ohne Leibbeserben sterben sollte, — aber den können Sie ruhig streichen. Der Herzog hat daran gedacht, ihn mit seiner Tochter zu vermählen und die beiden getrennten Linien dadurch wieder zu vereinigen, aber dieser junge Mann hat getan, als hätte er den Wink nicht verstanden, und heiter lächelnd das Mädchen seiner Wahl geheiratet, nämlich die sehr hübsche, gebildete und künstlerisch hochbegabte Tochter des Admirals Genelli, und damit in jeder Beziehung eine gute Partie gemacht. Camillo Arvali — Don' darf er sich erst seit der Rehabilitierung seiner Linie durch besonderes Reskript nennen, hat den Ruf eines tadellosen Ehrenmannes und sehr fähigen Offiziers. Aber es soll nicht gut Kirschen mit ihm essen sein.“

„In gewissen Dingen mag das schon zutreffend sein, — ich habe diesen Eindruck auch von ihm gewonnen“, nickte Windmüller. „Und nun wirklich: gute Nacht, lieber Freund. Ich beneide Sie nicht um Ihren Besuch bei der Herzogin della Pigna!“

„Wieso?“

„Ach — ich hätte sagen sollen: ich beneide die Herzogin nicht. Sie dürfte von Ihnen einige Wahrheiten über ihr etwas — sagen wir, unangebrachtes Zuwarten nach dem Verschwinden Donna Centas zu hören bekommen.“

„Sie dürfte das nicht nur, — sie wird bestimmt meine Meinung ohne Rücksicht zu hören bekommen!“ schrie Nemi erbozt. „Es war ihre Pflicht, mich sofort davon zu verständigen. Daß sie eine plausible Ausrede bereit hat, darüber habe ich keinen Zweifel, aber sie findet mich gefaselt! Wir stehen nämlich auf Hauen und Stechen, die Herzogin und ich, — seit dem Testament ihres Vaters, das sie mir in die Schuhe zu schieben beliebt. Mit Unrecht, denn der Herzog hat

darin ganz aus eigener Initiative verfügt, aber mit meiner vollen Zustimmung. Doch ich rede da von Dingen, die Sie ja nicht wissen brauchen und auch nicht zur Sache gehören.“

Windmüller war zwar über diesen Punkt anderer Ansicht, aber er sprach das nicht aus und hatte seine guten Gründe dafür.

Unten auf der Straße angelangt, stand er für einen Augenblick still und überlegte. Von der Via Arenula bis zum Palazzo Arvali ist's nur eine kurze Strecke von höchstens zwei bis drei Minuten, in welcher Zeit jemand, der mit dem Gewirr enger Gäßchen vertraut ist, bequem bis vor die gewaltige Südfront des Palastes gelangen kann. Aber diese hatte für Windmüller eben jetzt keinen Reiz; wer ihn nicht genau samt seinen Methoden kannte, den hätte es überhaupt befremden müssen, daß er zu dieser Stunde, in welcher anzunehmen war, daß jedermann schon längst zur Ruhe gegangen sein mußte, überhaupt daran denken konnte, unter Aufopferung der eigenen Nachtruhe, dahin zu gehen. Aber Windmüller war eben ein merkwürdiges Gemisch von Überlegung und Impulsen, und diese letzteren waren es denn auch, die ihn blindlings nach dem Palazzo trieben, weil er der Meinung war, daß die unmittelbare Nähe der Stätte einer seiner Aufgaben die Einbildungskraft anfeuernte, welche eine so mächtige Hilfskraft seiner Erfolge war.

„Geh' zu Bett, Franz Xaver — es ist ja heller Unsinn, diesen unnützen Umweg zu machen“, redete er sich selbst zu und — schlug direkt den Weg nach dem Palazzo ein. Aber nicht den Weg, der ihn mit wenigen Schritten auf den kleinen Platz vor die südliche Fassade gebracht hätte, sondern die Piazza S. Elena kreuzend, bog er in die schmale, dunkle Gasse ein, die ihn rasch in eine nur um wenigstens breitere Straße brachte, über deren etwas verbreiterten Kreuzungspunkt, ‚Piazzetta‘ genannt, die kolossale, düstere Nordseite des Palazzo

Arvali mit ihrer selbst bei Tage erdrückenden Masse lehnt, die bei Nacht aber ganz besonders dräuend wirkte, wo ihre wuchtigen Mauern alle anderen Gebäude der Nachbarschaft in einen tiefen Schatten hüllten, der auch von Leuten ohne besondere Einbildungskraft als unheimlich und finister empfunden wurde. Diesen Eindruck verstärkten noch die schwer vergifteten Fenster des Erdgeschosses mit ihren von Jahrzehnte altem Staube erblindeten Scheiben, wie auch das mit starken, spitzen Eisennägeln beschlagene hohe Portal, das sich nur dann öffnete, wenn die Herrschaft oder deren Gäste es zur Durchfahrt durch den schönen, malerischen Cortile benutzten. Für gewöhnlich aber glich das Portal dem Tor einer wohlverwahrten Zitadelle, die der Palazzo ja auch, genau genommen, in den fernern Tagen der 'Goldenen Renaissance' gewesen ist, als die römischen Barone sich mit allen Mitteln gegeneinander zu verschanzen und zu besetzen pflegten, und wohl daran taten, denn damals galt es keine Spielerei, sondern blutige Notwendigkeit, weil die Herren bei jeder Meinungsverschiedenheit gleich mit bewaffneter Macht gegeneinander loszogen. Auch die lange Fensterreihe des ersten Stockwerks trug dadurch, daß ihre innen angebrachten Läden meist auch bei Tage geschlossen waren, zu dem drohend Abwehrenden dieser Seite des Palastes bei, denn hinter ihr lagen die großen Festsäle, die ihre Pforten ja nur zu den großen Empfängen und Bällen der 'Staggione' öffneten, und nun wegen des Todes des letzten Herzogs della Pigna seit Jahr und Tag geschlossen waren.

Das scheinbar nie der Ruhe bedürftige Leben der Großstadt Rom hallte, namentlich von den ersten Nachtstunden ab, nur von fernher an diesem Nordflügel des Palazzo Arvali wider; aber selbst bei Tage war der Verkehr hier nur unbedeutend, denn Kaufläden sind spärlich in dieser Gegend vertreten, und das Hand-

werk, das in der nächsten Nähe seine Werkstätten hat, beschäftigt nur das Kleingewerbe. Auch die Menschen, welche in der Fülle eines Bienenscharmes die hohen, finsternen Häuser der engen Straße bewohnen, sind zum meist sogenannte 'kleine Leute' oder gehören zu den ruhigen Mietern, deren Börse ihnen keinen hohen Mietzins gestattet, die bei Tage ihrem Gewerbe nachgehen und abends beizeiten die Ruhe suchen.

Darum begegnete Windmüller auch keiner Seele, als er zu dieser späten Stunde die Nordfassade des Palazzo Arvati aufsuchte, um 'Inspiration' zu suchen; denn es ist eine Tatsache, daß für Menschen, deren 'sechster Sinn' besonders scharf entwickelt ist, die stummen Dinge am lautesten reden, wenn alles ringsum schweigt. Die vielfach ganz gedankenlos gebrauchte Redensart: 'Wenn die Steine reden könnten —' ist an sich schon nichts anderes, als ein unbewußtes Regnen dieses 'sechsten Sinnes', der in jedem Menschen mehr oder minder fest schläft, denn die Steine reden wirklich. Nur ist für die meisten ihre Stimme zu schwach, zu undeutlich, oder sie geht im Lärm des Tages unter, oder man hat sich nie die Mühe gegeben, mit dem inneren Ohr seines sechsten Sinnes zu hören, es von der Nüchternheit der Seele loszulösen — vorausgesetzt, daß diese vagen Stimmen überhaupt zunächst mehr empfunden, als gehört werden. Windmüller war einer der seltenen Menschen, die das klare Bewußtsein ihres sechsten Sinnes haben, und ließ sich gern von ihm leiten, trotzdem er mit seinem eigenen Verstande nicht hätte sagen können, was ihn gerade an diese Stelle führte; denn die schmale, westliche Gasse mit ihren zwei Türen, die eine so große Anziehungskraft für ihn hatte, wäre ihm von der Südfront aus ebensogut, ja näher erreichbar gewesen.

Daß der Palast nach Osten zu keinen Ausgang hatte, wußte Windmüller; dort lagen den ununterbrochenen Fensterreihen der beiden Stockwerke gegen-

über eine Kirche und ein paar nichts sagende Häuser, und in einem von diesen die Trattoria des Sor Luigi, wo Pfifferling seinen bescheidenen Teil an der Aufgabe des ‚Falles Arvali‘ zu lösen hatte — —

Windmüller blieb stehen und machte eine Bewegung mit der Hand.

‚Das war’s!‘ dachte er. ‚Es war das Unterbewußtsein dessen, was Pfifferling beim Sor Luigi gehört, was mich hierher gebracht. Das von der Herzogin — ‚Träume, die in der Nacht umgehen‘. Falls der brave Telesphor nämlich wirklich richtig verstanden hat, was man ganz unbedingt doch nicht unterschreiben möchte. Pfifferlings Italienisch ist ganz und gar nicht einwandfrei, darum sein Verständnis immer noch recht lückenhaft. Aber, wie es ist, hat die Redensart bei mir gefessen. Soweit gut und schön; was aber hat die Nordseite des Palastes damit zu tun? Ah —!‘

Dieser letztere, halblaute Ausruf galt einem großen, geschlossenen Automobil, das Windmüller entgegen in langsamem Tempo die nach Osten heraufziehende Gasse gefahren kam und kurz vor dem Palast seine im blendenden Azetylenlicht strahlenden Laternen verlöschte. Daran wäre an sich nichts Auffallendes gewesen, denn solche Zufälle sind nicht eben selten, wohl aber, daß alle drei Laternen auf einmal sich plötzlich verdunkelten, entlockte Windmüller den Ausruf, denn da ja jede einzelne für sich gespeist wird, so ist damit gegen solche Zufälle vorgesorgt — mithin waren durch eine besondere Vorrichtung federnde Schirme darüber gezogen worden, die absolut lichtdicht waren.

Dieses interessante Manöver erweckte begreiflicherweise Windmüllers Neugierde, da er gewohnt war, alle Dinge, namentlich ungewöhnliche, nicht nur zu bemerken, sondern ihnen auch wegen ihrer möglichen Zwecke auf den Grund zu gehen. Da er sich auf der ganz im Schatten liegenden Seite der Gasse, durch die er gekommen, befand, war er von dem oder den Ju-

fassen des Automobils schwerlich bemerkt worden, sonst wäre vielleicht das immerhin doch sehr auffällige Verlöschen, beziehungsweise Verhüllen der Laternen unterblieben, denn man macht solche Kunststückchen gewiß nur dann, wenn kein Publikum dafür da ist, und das rasch überlegend, trat Windmüller mit einem Schritt rückwärts in die tiefe Nische der Haustür, an welcher er eben vorübergegangen, und wartete dort. Aber das Automobil kam nicht an ihm vorüber.

Daß es eine erstklassige, fast ganz lautlos arbeitende Maschine war, hatte er schon bei ihrem Nahen bemerkt; aber sie hätte in der tiefen Stille, die ringsum herrschte, doch von einem guten Ohr gehört werden müssen, falls sie entweder um die Ecke der Ostseite des Palastes oder um die der sogenannten „Piazzetta d'Arvali“ vor der Nordfront gebogen wäre: folglich mußte das seine Gegenwart durch Verhüllen der Lichter zu verbergen oder doch mindestens unauffällig zu machen trachtende Automobil haltgemacht haben. Windmüller fand auch diese Annahme durch die Umstände interessant genug, um sich die Sache näher zu betrachten; er drückte sich vorsichtig an den äußersten Rand seiner Tarnische heran, um einen Überblick zu gewinnen, und da der Teil der Gasse, in welcher er sich befand, nicht schnurgerade gezogen war, sondern eine kleine Kurve beschrieb, so gewann er durch seine Begegnung einen tadellosen Überblick über die ganze Nordfront des Palastes, wie auch in die östlich weiterziehende Gasse, an deren Ecke richtig die dunkle Silhouette des Autos zu erkennen war, und wenn auch die frühe Laterne, welche jenseits ziemlich weitab brannte, keine üppige Beleuchtung spendete, so genügte ihr schwaches Licht doch, auch einem im Dunkeln geübten Auge einen genügenden Überblick zu gewähren.

Natürlich konnte das Auto, oder auch nur dessen Lenker, in irgendwelcher Beziehung zu irgendeinem Bewohner der Gasse stehen, was Windmüller zwar

interessieren konnte, ihn aber augenblicklich nichts anging; indes glaubte er nicht recht an diese Möglichkeit, sondern brachte ohne weiteres das hochelegante, sicher einem allerletzten Modell angehörige Vehikel mit einem Palast in Verbindung, denn nur einem solchen konnte es zugehörig sein, darüber war kein Zweifel. Natürlich brauchte es darum nicht notwendigerweise wieder einen Palast aufzusuchen, — der Lenker konnte ja auf eigene Rechnung einen kleinen Ausflug im Sinne haben, aber sehr wahrscheinlich war das nicht. Im übrigen rührte sich in dem Auto keine Seele, — war jemand etwa schon ausgestiegen und in der nächsten Haustür verschwunden? Der Führer lehnte so weit auf seinem Sitz zurück, daß er selbst für Windmüllers scharfes Auge nur zu ahnen war. Wie lange er so stand und das Auto beobachtete, berechnete er sich später auf etwa fünf bis acht Minuten, und in dieser Zeit, die ihm wesentlich länger vorkam, ging kein Mensch durch die Straße, rührte sich nichts in dem Auto, so daß er schon erwog, ob er nicht ruhig aus der Türnische heraustreten und sich in der Richtung entfernen sollte, in welcher er gekommen war. Und doch zögerte er noch, denn zu irgendeinem Zwecke mußte die Maschine doch gerade auf diesem Flecke stehengeblieben sein, auf irgend jemand mußte sie doch hier warten! Windmüllers Spürtrieb war nun einmal erwacht und zwang ihn, auszuharren, wofür er denn auch schließlich den Lohn erntete, denn mit einem Male hörte er ein Geräusch, das wie das vorsichtige Schließen einer Tür klang, und dann leichte, so leichte Schritte, daß ein gewöhnliches Ohr sie vielleicht gar nicht vernommen oder beachtet hätte, und dann kam eine dunkel verhüllte Gestalt, die Gestalt einer Frau, aus der an der Westseite des Palastes befindlichen Gasse heraus, eilte die Front entlang geradeswegs auf das Automobil zu, riß die Tür desselben auf und verschwand darin.

Nun kam Leben in die Maschine. Sie begann zu vibrieren, zwei Hände langten aus dem Dunkel des Führersitzes an das Lenkrad, und die große Limousine wendete auf der Stelle, auf der sie stand, mit größter Sicherheit und Gewandtheit um und fuhr geräuschlos durch die Gasse, durch die sie gekommen, zurück, und ehe sie noch an die nächste Straßenecke kam, flammten die drei verhüllten Laternen wieder auf.

„Aha!“ machte Windmüller, aus seinem Versteck heraustretend. „Aha!“ wiederholte er befriedigt. „Piffserling hat also doch richtig verstanden, und die redselige Gattin des schweigsamen Sor Luigi hat wohl auch schon einmal, — oder öfter — beobachtet, worauf mein Spezialglück mich mit der Nase stoßen wollte. Ich wußte ja, daß dieses sich so sonderbar betragende Auto interessant war. Es ist sogar hochinteressant. Schade nur, daß ich zu Fuß bin, denn selbst meine durchaus achtungswerthen Eigenschaften als Dauerläufer würden mir hinter solch einem Prachtkraftwagen nichts nützen. Auch auf die Rückkehr zu warten, hat keinen Zweck, — höchstens den, um in Erfahrung zu bringen, durch welche Thür der ‚schöne Traum‘ des Palazzo Arvali seine nächtlichen Ausflüge macht. Hm! Das könnte man vielleicht schon in der nächsten Nacht bequemer haben, obschon es an sich ziemlich gleichgültig ist. Oder vielmehr: s c h e i n t; i s t darf man nie eher behaupten, ehe man seiner Sache sicher ist. Auf alle Fälle kann man ja durch diese hohle Gasse — wie heißt sie: — ah, Vicolo de’ Arvali, — zu seinen Penaten zurückkehren.“

Der ‚Vicolo‘ war zu dieser Stunde natürlich in undurchdringliche Finsternis gehüllt, denn die Laterne, die sonst an der Südseite des Palastes vor seinem Eingang brannte und ihm kaum bis zur Hälfte ein halbwegs genügendes Licht spendete, war überdies schon ausgelöscht, oder gar nicht entzündet worden, vermutlich, weil dieses enge Gäßchen überhaupt nur ein Ver-

bindungsweg für Fußgänger war und zur Nacht dafür wohl kaum mehr in Betracht kam.

„Sicher hat sie eine der beiden Türen hier zu ihrem Ausflug benutzt“, überlegte Windmüller, indem er den Vicolo betrat. „Wer so geheimnißvoll nächtlicherweile sein Dach verläßt, besonders, wenn man eine Dame ist, nimmt sich in acht, den Haupteingang zu benutzen, wo der Portier einen leicht kontrollieren kann. Diese Thür hier, zunächst der Nordfront gelegen, ist ja wohl die, welche Sassonero als in unbenutzte Lagerräume führend bezeichnete. Sie schaltet damit vermutlich aus der Berechnung aus, und wird demnach die andere am Südende in Betracht kommen müssen. Das heißt, — ich weiß doch nicht! Jene Thür liegt fast um die ganze Tiefe des Palastes zurück, und wenn sie es war, die ich schließen hörte, müßte der ‚schöne Traum‘ Flügel an den Füßen gehabt haben, um so rasch, wie es tatsächlich der Fall war, diesen langen Schliß von einer Gasse bis zum Ausgang an der Nordfront zu gelangen. Man kann sich im Dunkeln beim Warten ja gewiß sehr leicht in der Zeittaxe täuschen, aber für gewöhnlich täuscht man sich dabei nach der entgegengesetzten Seite, nämlich die durchwartete Zeit kommt einem länger vor, als sie wirklich ist, und ich habe die deutliche Erinnerung einer sehr kurzen Frist vom Geräusch der schließenden Thür bis zum Erscheinen des ‚Traumes‘ an der Palastecke. Ja! Die ‚unbenutzten Lagerräume‘ sind darum am Ende ein Durchgang, der seine Vorzüge hat — — laß uns mal nachsehen — —“

Damit zog Windmüller seine elektrische Taschenlampe, mit der er sich daheim die Treppe heraufzuleuchten pflegte, aus der Tasche seines Überziehers und richtete ihren grellen Lichtkreis auf die bewußte Thür, die sich zwei steinerne Stufen hoch über dem Pflaster der Gasse befand; es war eine durchaus nicht zu breite, einsflügelige Pforte, aus einer Eisenplatte bestehend, die vermutlich mit Holz gestüfft war, denn sie

gab keinen, auch nicht einmal einen dumpfen Klang von sich, als Windmüller mit der Hand dagegen schlug; mit einem Wort, eine höchst solide Thür, die etwaigen Einbrechergelüsten zu spotten hatte. Eine Klinke oder Griff war auf der Straßenseite nicht vorhanden, hingegen hatte sie zwei Schlüssellocher übereinander, die auf ein anständiges Schlüsselkaliber schließen ließen. Diesen Schlüssellochern widmete Windmüller, nachdem er sich sorgfältig umgesehen, sozusagen mit beiden Ohren zurückhorchend, seine volle Aufmerksamkeit, indem er seine Laterne darüber leuchten ließ und dabei feststellte, daß beide die ganz natürlichen Spuren von außen eingeführten Schlüsseln aufwiesen; bei dem oberen waren es ganz veraltete, von der Patina der Wettereinflüsse überzogene Schrammen und Kratzer, die sich zwar auch auf dem unteren nachweisen ließen, jedoch insofern von ihnen sich unterschieden, als ein paar glänzende Fäden hindurchliefen, und auch um den Umriss des Schlüsselloches zeigte sich eine Politur, welche dem oberen durchaus abging.

Mit dieser Entdeckung nicht zufrieden, holte Windmüller ein ihn stets begleitendes Handwerkzeug seines Berufes, ein sehr scharfes Vergrößerungsglas, aus der Westentasche hervor, und hielt es, das Licht der Laterne genau darauf gerichtet, über das untere Schlüsselloch, steckte dann auch noch einen dünnen Bleistift, der sich gleichfalls in seiner Westentasche vorfand, in die Rundung, drehte ihn ein paarmal darin herum, wischte ihn dann mit Zeigefinger und Daumen ab und roch daran. „Öl, — Olivenöl!“ murmelte er befriedigt, indem er Lupe und Stift wieder zu sich steckte, und ehe er das gleiche mit der Lampe that, ließ er ihr Licht noch einmal über die Thür und auch über die Stufen davor fallen; aber dabei war nichts zu holen, denn die letzteren, wie die ganze Gasse überhaupt, waren sauber gesegt, was zwar für die Gewissenhaftigkeit der damit betrauten Person sprach, aber für etwaige Spu-

ren ungünstig war. Übrigens schloß die Thür sich spaltenlos in ihren Rahmen, mithin war ihre Eisenplatte eine sehr dicke, und das Holzsutter dahinter hatte sie, selbst wenn es gearbeitet, nicht verziehen können. Man benutzte in jenen Zeiten eben kein grünes Holz, wie heutzutage, und sah sich hübsch vor, daß kein Riß zwischen Thür und Rahmen entstehen konnte, der Raum gegeben hätte, ein Stemmeisen dazwischenzuheilen. Das alles stellte Windmüller durch Abbleuchten der vier Seiten der Thür wie nebenher fest, und machte dabei noch eine kleine Entdeckung, nämlich eines Stückchen Stoffes, der unterhalb des zweiten Schlüssellockes eingeklemmt und wirklich nur durch große Sorgfalt zu entdecken war. Es bestand dieses Stückchen Stoff aus dichter, schwarzer Seidengaze, mit Silberfäden bestickt oder broschirt, und wurde dermaßen fest von dem scharfen Rand der Thür gehalten, daß es unmöglich war, den ausgefaserten Fäden daraus hervorzuziehen; vermutlich war der Person, welche das Haus durch diesen Ausgang verlassen hatte, ihr schalartiger Kopfschleier beim Zumachen in den Spalt geraten, und sie hatte es vorgezogen, das leichte Gewebe lieber durch einen scharfen Ruck abzureißen, ehe sie die Thür noch einmal öffnete, um sich zu befreien. „Wenn man große Eile hat und der Schlüssel trotz dem frischen Öl vielleicht doch nicht leicht schließt, und wenn man auf die Erhaltung seiner Sachen keinen Wert zu legen braucht, — ganz begreiflich“, murmelte Windmüller, und weil er für solche an sich wertlose Rudera eine professionelle Leidenschaft hatte, so gab er sich mit Hilfe eines sehr scharfen Federmessers die erdenklichste Mühe, so viel von dem abgerissenen Schleierende aus der Türriße herauszuschneiden, als es mittels der dünnen Klinge eben ging. Es war nicht viel, was er danach sehr sorgsam in sein Taschenbuch legte — ein etwa einen kleinen Finger breites, fünf Zentimeter langes Fetzchen, das noch obendrein ganz verzogen

war, aber es genügte zum Erkennen der Textur des weichen, dünnen Stoffes, denn die Silberfäden, mit denen es reich durchzogen war, hielten ihn annähernd zusammen. Den kleinen, stummen Zeugen wohlgeborgen in der Tasche, löschte Windmüller nun seine Laterne aus und machte sich stracks auf den Heimweg.

„Ich sehe im Geiste gewisse Kollegen von mir die Achsel zucken, wenn sie die sichtbare Ernte meiner letzten acht Stunden in Augenschein nehmen könnten“, dachte er, rüstig fürbaß schreitend. „Schließlich wär's ja auch einem handwerksmäßig arbeitenden Menschen nicht zu verdenken, wenn er's täte. Gewiß nicht, — ich bin der letzte, das anzusehen. Tja! Ich soll eine Vermisste suchen, und beobachte eine andere, die da, sehr da ist. Das würde den gewissen Kollegen nicht nur bizarr vorkommen, sondern direkt verrückt, hirnverbrannt. Dieser Windmüller übertreibt seine Methoden, er hat sich in eine Maniriertheit verrannt, die ihm selbst die Grube gräbt“, sagen sie. Nun, vielleicht haben sie recht; am Ende tu' ich das, — wer weiß —? Aber diese lieben Kollegen, die mir so gern am Zeuge flicken und doch in der Not immer wieder zu mir gelaufen kommen, wenn ihnen der Wiß ausgeht, sie mögen ja in vielen Fällen recht gute Augen und Ohren, meinetwegen auch Nasen haben, dazu ihr wohlgemessenes Gewicht an Gehirn, aber — es fehlt ihnen an Einbildungskraft, an Instinkt, an der gewissen Membrane der Seele, die da anfängt zu vibrieren, wenn der elektrische Strom in der Nähe ist, — — doch was gehen mich die lieben Kollegen an? Ich habe Donna Centa Urvali zu suchen und die felsenfeste Überzeugung, daß ich sie durch das Medium des ‚schönen Traumes‘ in jenem Hause finden werde. Basta!“

Windmüller besaß unter seinen vielen, beneidenswerten Eigenschaften auch die des sogenannten ‚Militärschlafes‘, das heißt, er konnte zu jeder Zeit, an jedem Ort und in jeder Stellung schlafen und dadurch

seine geistigen und körperlichen Kräfte auf dem Standpunkt erhalten, welcher für seinen anstrengenden Beruf eine Vorbedingung war. Zwei Uhr war längst vorüber, als er zu Bett kam, und um sechs Uhr früh stand er schon wieder, durchaus erfrischt durch wenig mehr wie drei Stunden Schlaf und ein kaltes Bad, am offenen Fenster seiner Arbeitsstube und betrachtete mit Interesse das Stückchen silberdurchwirkter Gaze, das er in letzter Nacht so geschickt aus der Spalte der Tür in dem Vicolo de' Arvati herausgeschnitten hatte, indem er es sorgsam mit einer Stecknadel auf ein Stück Papier befestigte. „Denn man kann nicht wissen, ob man diesen Zeugen nicht noch braucht“, meinte er befriedigt. „So, und nun wollen wir sehen, ob der Conte noch in seinen Federn ist, was er in Anbetracht seines Dienstes eigentlich nicht mehr zu sein brauchte“, setzte er hinzu, indem er an das Telephon trat.

Graf Sassonero war nicht mehr, in seinen Federn, sondern beantwortete den Anruf Windmüllers sofort, und zwar, wie dieser aus dem Ton der Stimme feststellte, mit brennender Ungeduld der Erwartung. Es war aber blutwenig, was er erfuhr, denn Windmüller beschränkte sich darauf, ihm mitzuteilen, daß zwar die Ankunft der von Donna Centa in den Postkasten gesteckten Karte festgestellt sei, sonst aber eine Spur von ihr noch nicht gefunden wäre. Er, Windmüller, habe vor, in dieser Angelegenheit im Laufe der nächsten Stunden zu verreisen, könne aber noch nicht sagen, wie lange er fortbleiben werde, doch würde er sogleich nach seiner Rückkehr nicht verfehlen, unverweilt Nachricht zu geben.

Falls Windmüller mit einem *va bene* seines Klienten gerechnet hatte, so wurde er darin enttäuscht, denn „Kann ich Sie nicht begleiten, Herr Doktor?“ kam es statt dessen von jenseits des Drahts zurück.

„Nein, das können Sie nicht“, erwiderte er scharf. „Ich muß allein —“

„Warum?“ fiel Sassonero ein. „Ich könnte Ihnen vielleicht doch nützlich sein und verspreche vorweg feierlich eine bedingungslose Unterwerfung unter die Anweisungen und Befehle des Oberkommandos. Urlaub habe ich gestern abend schon erbeten und erwarte die Bewilligung jede Minute, denn ich halte die furchtbare Unruhe nicht aus! Sie raubt mir jeden Gedanken an den Dienst.“

„Das ist ja vollständig begreiflich, lieber Graf“, erwiderte Windmüller zurendend. „Ich kann mich sehr wohl in Ihre Lage versetzen, und Sie haben darin meine ganze Teilnahme. Aber der Schritt, den ich vorhabe, verlangt, daß ich allein dabei bin; ein Begleiter würde den ganzen Erfolg in Frage stellen. Also: Geduld und nochmals Geduld! Vielleicht bin ich morgen schon wieder zurück, aber damit dürfen Sie unter keinen Umständen rechnen. Auf Wiedersehen!“

Damit läutete er auch schon ab, denn das ist ja eben das Schöne beim Fernsprecher, daß man verlängerte, resultatlose Gespräche nicht auf Kosten seiner Zeit fortzusetzen braucht, wenn es einem nicht paßt.

„Der arme Teufel tut mir ehrlich leid, aber ich kann ihm nicht helfen“, murmelte er mit wirklicher Teilnahme, indem er die Uhr hervorzog und mit einem kleinen Seufzer der Ungeduld feststellte, daß er noch mindestens zwei Stunden zu warten hatte, ehe er den Polizeipräsidenten anrufen konnte.

Pfifferlings Erscheinen, um das Frühstück zu melden, hielt Windmüller an seinem Gange zum Schreibtisch auf, und seinem Faktotum in das Eßzimmer folgend, gab er ihm eine Reihe von Aufträgen: einen bestimmten Anzug herauszulegen, einen anderen mit der nötigen Wäsche für einige Tage nebst allem sonst noch Nötigen in den besten juchtenen Reisehandkoffer zu legen.

„Aber dalli, Pfifferling, dalli“, schloß er, „damit

Sie bald zu Ihrem Frühstück beim Sor Luigi kommen und bestimmt vor zehn Uhr wieder zurück sind!”

„Ergo, folglich wollen der Herr Doktor verreisen“, bemerkte Pfifferling nach einer kleinen Pause der Erwartung über nähere Mittheilungen.

„Wenn Sie das nach dem erhaltenen Befehl mit Ihrem Verstande zu erfassen imstande sind, dann sind Sie wirklich nicht so dumm, wie Sie aussehen“, erwiderte Windmüller lachend.

Pfifferling zuckte etwas beleidigt mit den Achseln.

„Schön, — wenn der Herr Doktor verreisen wollen, dann — wollen der Herr Doktor eben verreisen“, sagte er mit einem leisen Vorwurf über mangelndes Vertrauen im Ton. „Gedenken der Herr Doktor lange fortzubleiben?“

„Das hängt davon ab, wie schnell mein Herz mich wieder zu Ihnen zurückziehen wird“, erwiderte Windmüller gefühlvoll.

„Capisco!“ machte Pfifferling grinsend, denn er hatte Humor.

Windmüller, der seine Mahlzeiten sehr rasch zu erledigen pflegte und sich nach dem Frühstück an seinen Schreibtisch zurückbegeben hatte, um einige Briefe zu schreiben, hatte den ersten davon noch nicht halbwegs beendet, als er ein Auto vorfahren hörte, und rasch ans Fenster tretend, sah er den Conte Sassonero eben noch in Zivilkleidung im Hause verschwinden.

„Na, der hat mir gerade noch gefehlt! Samiel, hilf, daß ich ihn bald wieder los werde!“ stöhnte Windmüller halb ärgerlich, halb lachend, aber er empfing seinen Auftraggeber doch herzlich genug, und zwar meinte er's aufrichtig. „Ist etwas passiert, weil Sie so eilig daherkommen?“ fragte er.

„Nichts. Ich bin immer noch ohne jede Nachricht von meiner Braut!“ rief der junge Mann ganz trostlos. „Und doch erfüllt mich gerade das mit einiger Hoffnung, daß sie noch am Leben ist. Das mag Ihnen

finnlos vorkommen, aber ich bilde mir ein, daß gerade dieses Schweigen vielleicht ein Zeichen ist, daß sie irgendwo in Gewahrsam gehalten wird und noch keine Mittel und Wege gefunden hat, mir eine Nachricht zukommen zu lassen. Ich halte das wirklich nicht für ausgeschlossen, — und Sie, Herr Doktor, was denken Sie darüber?“

„Ganz gewiß ist es nicht ausgeschlossen“, gab Windmüller zu. „Jedoch, um das von mir zu hören —“

„Hätte ich auch das Telephon benutzen können, wollen Sie sagen“, fiel Saffonero ein. „Verzeihen Sie mir den Überfall, aber ich hielt es wirklich daheim nicht mehr aus. Ich mußte Sie sehen, Sie selbst sprechen, — eben gerade, weil Sie unser Telephongespräch so kurz abbrechen —“

„Nun, ich sagte Ihnen doch, daß ich in Ihrer Angelegenheit verreisen will. Mein Diener packt eben einige Sachen für mich ein“, unterbrach Windmüller geduldig den sichtlich schwer Erregten.

„Ja, eben deshalb kam ich noch rasch zu Ihnen“, erklärte er illogisch. „Wenn Sie eine Reise in dieser Sache unternehmen wollen, dann müssen Sie doch eine Spur haben, die Sie verfolgen wollen, nicht wahr? Nun, es ist im Augenblick, fürchte ich, mehr, als ich ertragen kann, im Dunkeln darüber zurückbleiben zu müssen. Daher auch meine Bitte, Sie begleiten zu dürfen.“

„Das ist ganz ausgeschlossen“, erwiderte Windmüller mit Bestimmtheit. „Ich kann Ihnen nicht einmal sagen, wohin ich reise, denn darüber erwarte ich selbst noch in Bälde das letzte Wort, das darüber überhaupt noch zu entscheiden hat. Ich mache mich auch nur bereit dazu. Und leider muß ich Sie vorerst auch noch im Dunkeln lassen, lieber Graf, denn ich tappe selbst noch darin herum. Ja, ich kann Ihnen nicht einmal ehrlich sagen, daß ich eine Spur hätte, aber ich hoffe sie da zu finden, wohin ich vorhabe mich zu wen-

den. Das hängt nämlich auch noch von einer gewissen Entscheidung ab, — das heißt, wohlverstanden, es ist nur eine Frage der Zeit, denn wenn ich meinen Bestimmungsort nicht auf dem gedachten Wege erreichen kann, dann muß und werde ich einen anderen suchen und finden. Sobald ich selbst aber in diesem Dunkel einen Lichtschimmer sehe, sind Sie sicherlich der erste, der darüber etwas erfährt. Das muß Ihnen vorläufig genügen."

"Ja", nickte Sassonero. „Aber sehen Sie, Herr Doktor, ich bin doch kein Kind und auch kein altes Weib, das gleich weitertrafcht, was man ihm anvertraut. Sie kennen mich ja natürlich noch zu wenig, aber wer mich kennt, wird und muß Ihnen sagen, daß ich zuverlässig, diskret und auch nicht allzu töricht bin."

„Darüber brauche ich keinen Menschen zu fragen, denn das sehe ich allein“, versetzte Windmüller freundlich. „Wenn ich auf meiner Reise eines Begleiters bedürfte, wären Sie der erste, den ich mir dazu ausersuchen würde. Also versuchen Sie, inzwischen mit sich und Ihrer nur zu begreiflichen Unruhe mannhaft fertig zu werden. Halt! Da fällt mir ein, wodurch Sie mir hier einstweilen etwas in die Hände arbeiten könnten, wenn Sie wollen."

„Ob ich will! Und das wäre —?"

„Gleich. Vorher aber beantworten Sie mir eine Frage, ohne Rückhalt und ohne Umschreibungen: Ist Ihnen bekannt, daß die Herzogin della Pigna Schulden, große Schulden hat?"

„Nein“, erwiderte Sassonero ohne Besinnen. „Ich gehöre nicht zu denen, die sich Klatsch erzählen lassen, und da meine Beziehungen zu Donna Centa in meinen Kreisen mehr oder weniger ein offenes Geheimnis sind, so hatte man wohl auch darum den Takt, ihre Familie in meiner Gegenwart nicht zu besprechen."

„Ja, wahrscheinlich. Hat Donna Centa selbst nie ein Wort darüber vor Ihnen fallen lassen?"

„Nie. Meiner Braut ist das Andenken ihres Vaters viel zu heilig, als daß sie über seine Witwe auch nur ein nachtheiliges Wort verlieren würde. Aber gesetzt, das Gerücht hätte einmal recht und die Herzogin Schulden, so bleibt es mir immer noch unverständlich, was dies mit unserer Angelegenheit zu tun hat“, schloß Sassonero scharf, und es lag ein entschiedener Protest in seinem Ton.

„Verehrter Graf, das tut nichts. Wenn es mir nur verständlich ist“, erwiderte Windmüller um eine Schattierung schärfer.

Nun bewies Sassonero, wozu er ja schon am Vorabend Gelegenheit hatte, daß er wirklich nicht töricht war. Er sprang von seinem Stuhle auf und lehnte sich über den Schreibtisch.

„Sie — Sie haben einen Verdacht auf die Herzogin?“ raunte er mit einer vor Erregung heiseren Stimme.

Windmüller nahm einen Bleistift und fing an, damit allerlei Schnörkel auf das Löschblatt zu zeichnen, das vor ihm lag. Er antwortete nicht gleich, und erst nach einer Weile aufsehend, sagte er dann:

„Herr Graf, Sie haben natürlich das Recht, solche Fragen zu stellen, denn Sie sind mein Klient; aber mein Recht, eine direkte Antwort auf diese Frage zu verweigern, ist zur Stunde noch das größere. Sagte ich Ihnen nicht eben, Sie könnten mir in die Hände arbeiten? Nun gut, so suchen Sie zu erfahren, wieviel Wahrheit an diesem Gerücht ist. Es dürfte Ihnen gar nicht so schwer fallen, zu erfahren, was man über die Herzogin denkt, wo das Geld hingeflossen ist, das sie schuldet, — schulden soll. Genau besehen, wollen Sie ja doch Donna Centa heiraten, nicht aber ihre Stiefmutter, — eine sentimentale Pietät für diese Dame wäre meines Erachtens ein Luxus, zu dem nichts Sie verpflichtet. Also versuchen Sie, ein wenig an der rechten Quelle zu schöpfen, fangen Sie's diplo-

matisch an, und was Sie erfahren, schreiben Sie dann mit wenig Worten auf und geben es wohlverschlossen persönlich hier meinem Diener ab. Sie werden ja Klubs und Bekanntschaften genug haben, wo man solche Dinge bespricht, nicht?"

„O ja, — das wäre die geringste Sorge“, erwiderte Saffonero, der sehr aufmerksam zugehört. „Die Sache hat aber doch noch einen Haken: ich habe Urlaub genommen und erhalten, — nebenbei gesagt, — und mein Besuch damit begründet, daß ich wegen sehr beunruhigender Familiennachrichten in einem seelischen Zustande bin, der mich an der pflichtmäßigen Ausübung meines Dienstes hindert. Wie kann ich nach dieser Erklärung in den Klub herumlungern, wo ich doch eine Miene machen müßte, als ob mich nichts drückte? Das hieße doch meine Vorgesetzten mutwillig gegen mich aufbringen.“

Windmüller zog seine Uhr hervor und sah lange auf das Zifferblatt.

„Ja, damit sind Sie wohl im Recht. Schade, daß die Begründung Ihres Urlaubsgesuches keine andere war. Nun, vielleicht fällt Ihnen aber noch beiläufig eine plausible Ausrede ein, die Ihnen ermöglicht, unauffällig eine oder die andere lebendige Chronik Ihrer Kreise aufzusuchen und von ihr herauszulocken, was wir wissen möchten. Sie werden ja auch wahrscheinlich irgendwohin essen gehen müssen, und wenn Sie das in einem Klub besorgen, ist schließlich immer noch weniger dagegen zu sagen, als wenn Sie in ein Hotel dazu gehen. Im übrigen überlasse ich das ganz Ihrem Ermessen, denn für mich fängt die Zeit nachgerade an, zu drängen. Ich muß mich nun wirklich zu meiner Reise zurecht machen.“

Graf Saffonero sprang sofort auf und ergriff seinen Hut.

„Ich gehe und werde zusehen, was sich machen läßt“, versicherte er. „Nur eins, Herr Doktor, können

Sie mir wirklich sagen: Vermuten Sie meine Braut außerhalb von Rom?"

Windmüller zögerte einen Augenblick mit seiner Antwort.

„Ich habe darüber noch keinerlei Vermutungen mit Sicherheit formulieren können. Es ist der Zweck meiner Reise, dieser Frage, beziehungsweise ihrer Antwort eine festere Gestalt geben zu können“, sagte er dann vorsichtig.

„Und das wollen Sie außerhalb von Rom tun?“ fragte Sassonero schnell.

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich das will?“

„Ja — natürlich Sie selbst, denn Sie sprachen doch von einer Reise!“

„I, nun, der Begriff des Wortes Reise ist ja schließlich recht dehnbar. Ein Bekannter von mir zum Beispiel, der hinter Porta Pia wohnt, behauptet, es sei bis zu mir hierher von ihm aus eine Reise. Ist es auch, wenn man kein eigenes Gefährt besitzt — gewissermaßen. Und weil man doch jedem Dinge einen Namen geben muß, so nenne ich meine Entfernung aus meinem Hause eben eine Reise.“

Sassonero machte große Augen.

„Ich fange an, zu begreifen!“ rief er mit einem Lächeln, das ihn wirklich gut kleidete. „Gott gebe Ihrer ‚Reise‘ also vollen Erfolg“, setzte er mit tiefem Gefühl hinzu und entfernte sich rasch.

„Na, Gott sei Dank, — der ist besorgt und aufgehoben“, atmete Windmüller auf, als er allein war. „Aber er ist sonst ein lieber Junge, dem man, glaube ich, sehr gut sein kann“, setzte er anerkennend hinzu und entließ damit den Conte Sassonero aus seinen Gedanken, um seinen unterbrochenen Brief fertigzuschreiben.

Als es neun Uhr war, ging er dann wieder ans Telephon und ließ sich mit dem Polizeipräsidenten verbinden, von dem er wußte, daß er kurz vor dieser Zeit

in seinem Amtszimmer einzutreffen pflegte, und fragte an, ob eine Spur von Donna Centa gefunden sei.

„Nichts, lieber Doktor“, kam die Antwort zurück. „Meine besten Leute haben während der ganzen Nacht in all den Höhlen des Lasters, in die sie möglicherweise verschleppt sein konnte, Haussuchung gehalten, ohne auch nur die geringste Spur zu finden. Damit ist ja natürlich unsere Anstrengung noch lange nicht erschöpft, denn derlei Schlupfwinkel werden nur zu gut verborgen. Könnten Sie sich bereithalten, möglicherweise von uns zur Hilfe gerufen zu werden?“

Windmüller erlaubte sich den Luxus einer Grimasse, das heißt, er schnitt ein Gesicht, als er ins Telephon seinem Bedauern Ausdruck gab, gerade eben jetzt in dringenden Angelegenheiten verreisen zu müssen.

„'s ist doch überall dieselbe Geschichte,“ brummte er, den Empfänger aufhängend, nicht ohne eine kleine, wohlberechtigte Befriedigung. „Erst heißt's bei der heiligen Hermandad: Machen wir! Machen wir sicher, und ohne den siebenmal weisen, seine Nase in alles steckenden deutschen Doktore! Dann geht ihnen der Witz aus, und der Windmüller kann sehen, wie er den Karren wieder aus dem Dreck fährt. Und dabei ist die italienische Polizei noch gar nicht einmal so schlecht, weil die lateinische Rasse Einbildungskraft besitzt und wenigstens nicht hoffnungslos schwerfällig ist.“

Genau dreiviertel Stunden später wurde Windmüller selbst ans Telephon gerufen.

„Nemi hier!“ hörte er mit einem Seufzer der Erleichterung. „Wollte Ihnen nur sagen, lieber Freund, daß der von mir über den grünen Klee gelobte und empfohlene Kunsthistoriker, Nobile Dominico Gatti, um die Mittagsstunde herum im Palazzo Arvati erwartet wird. War ein kleiner Kampf, aber meine Mühle wurde mit Oberwasser betrieben. Gia! Also guten Erfolg! Haben Sie inzwischen etwas Neues erfahren? Nein? Doktor, ich fürchte, fürchte — — doch davon

jetzt nichts mehr, denn ich habe einen Haufen Klienten im Wartezimmer sitzen. Halt, noch eins: ich werde im Palazzo Arvali etwas für Sie, das heißt, für den Signor Gatti abgeben lassen, was Ihnen vielleicht für Ihre Geländestudien nützlich sein kann. War bisher in meiner Verwahrung unter den Akten des Hauses Arvali. Fiel mir letzte Nacht ein. Also, — auf Wiedersehen!"

Diesmal hing Windmüller den Empfänger ohne Kommentar auf und begab sich sogleich in sein Schlafzimmer, wo er zwar alles nach seinem Wunsche vorbereitet fand, jedoch nicht umhin konnte, seinem Erstaunen darüber Ausdruck zu geben, daß Psifferling immer noch nicht von seinem Frühstück zurück war.

Er war aber schon unterwegs, und seinen Herrn nicht im Arbeitszimmer vorfindend, wartete er solange, bis er endlich einen Entschluß fassen zu müssen glaubte, und klopfte dann an der Schlafstubentür an. Das „Herein“, welches ihn einlud, näherzutreten, wurde ihm mit einer Stimme zuteil, die ihm zwar nicht bekannt vorkam, doch folgte er der Einladung, und fuhr im nächsten Augenblick erstaunt und nicht schlecht erschrocken zurück, denn vor dem hohen Spiegel des Kleiderschranks stand ein ihm total fremder Herr und betrachtete sich so eingehend darin, als ob's sein eigener wäre!

Dieser Fremde war groß und mager, hatte ein wenig hochgebaute Schultern und trug sich etwas nach vorn geneigt. Sein schwarzes Haar war kurz geschnitten und ohne Scheitel tief in die Stirn gebürstet, was Psifferling — inwendig natürlich nur — eine „dumme-Jungen-Frisur“ nannte. Des Fremden Nase bildete mit der Stirn eine tadellose, griechische Linie; er hatte dichte, schwarze Augenbrauen und tiefliegende, mit interessanten blauen Ringen umgebene Augen, kleine, sogenannte Sportbärtchen, und einen sehr üppigen, sorgsam gezwirbelten Schnurrbart. Im übrigen trug

er einen eleganten, hellgrauen Anzug, der Pfifferling merkwürdig bekannt vorkam, weiße Gamaschen, und seine kokett aufgeschlagenen Unausprechlichen zeigten lila Seidensfutter, zu dessen Farbenton nicht nur die Schmetterlingschleife seiner Krawatte, sondern auch sein Taschentuch, dessen einer Zipfel aus der Brusttasche seines Sackjacketts hervorguckte, tadellos stimmte, wie denn auch die fliederfarbenen Handschuhe, die er in der Linken hielt, an welcher er einen antiken Kammeering trug, die allgemeine Farbenharmonie aufs schönste ergänzten.

„Sie wünschen —?“ fragte dieser hochelegante Fremde mit leicht schleppender, stark näselnder Stimme.

Das war dem braven Pfifferling aber doch zu bunt.

„Darf ich fragen, was Sie hier im Schlafzimmer des Herrn Doktor zu tun haben?“ rief er zitternd vor Entrüstung, und doch unsicher darüber, in welchem Ton er reden durfte oder mußte.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Lieber. Das ist mein Schlafzimmer“, erwiderte der Fremde in demselben Ton wie vorher.

„Verechter Himmel — ein Verrückter, der hier, Gott weiß wie, eingedrungen ist“, fuhr es durch Pfifferlings Kopf, aber er nahm sich zusammen und sagte furchtsam und drohend zugleich: „Ich werde gleich den Herrn Doktor holen!“

„Schön, Sie altes Kamel! Ich bin neugierig, wie Sie das machen wollen!“ gab der Fremde mit Windmüllers Stimme zurück.

„Alle guten Geister —“ machte Pfifferling entsetzt. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu, oder — oder ich bin übergeschnappt!“

„Na, das müssen Sie selbst am besten wissen“, lachte Windmüller. „Kerl, Sie haben ja ganz runde Augen vor Schrecken gekriegt! Erholen Sie sich nur wieder, aber ein bißchen plötzlich, und berichten Sie,

was Sie beim Sor Luigi heut erfahren haben, denn ich habe Eile, verstanden?"

Mit dem ‚Erholen‘ ging's aber bei Pfifferling nicht so rasch.

„Nee, 's ist doch gar nicht menschenmöglich“, kopfschüttelte er, indem er um Windmüllers anderes Ich herumschlich, wie die Kaze um den heißen Brei.

„So ist's recht!“ meinte sein Brotherr, sich selbstbefriedigt im Spiegel beliebäugelnd. „Wenn Sie mich nicht wiedererkennen, dann ist ja die Probe auf meine Maske glänzend ausgefallen, und ich kann's damit also riskieren. Na, Pfifferling, alter Esel, stieren Sie mich nicht so dumm an, — es ist doch nicht das erstemal, daß Sie mich in einer Verkleidung sehen!“ setzte er scharf hinzu.

Jetzt erst begann der Wackere dem Zeugnis seiner Ohren zu trauen, denn seine Augen verschlungen immer noch ungläubig die fremde Erscheinung. Aber der gewohnte ‚Anschnauzer‘ überzeugte ihn mehr, als selbst die bekannte Stimme.

„Hahaha! Hohoho! Huhuhu!“ brach er mit wiehernem Lachen aus.

„Hihihi!“ äffte Windmüller ihm nach. „Was gibt's denn da zu lachen, Sie Quadratschaf, Sie!“

„Hehehe!“ meckerte Pfifferling unentwegt weiter. „Der Herr Doktor sehen so — mit Ihrer gütigen Erlaubnis — so wie'n richtiger Patentsafke aus!“

„So? Na, dann hab' ich ja erreicht, was ich wollte, Sie gackelndes Huhn, Sie!“ erwiderte Windmüller befriedigt. „Nun aber los? Was haben Sie beim Sor Luigi erfahren?“

„Drei Tassen Kaffee hab' ich trinken müssen, bis die Sora Faustina auf der Bildfläche erschien, denn aus dem Sor Luigi war rein nischt 'rauszukriegen“, berichtete Pfifferling, sich die Augen wischend und mit seinen Gesichtsmuskeln jonglierend. „Nach der dritten Tasse kam sie, und der Herr Gemahl verduftete. Und

da hab' ich noch drei getrunken und mit der Zunge geschmalzt, weil er so gut sei! 's war aber eine ruppige Tunke, Herr Doktor, lauter Saß und dick wie'n Kinderbrei vor lauter Zichorien. Kaffee trink' ich nach dem Genuß sobald nicht mehr wieder. Darf mir die Auguste von jetzt ab Kakao kochen, Herr Doktor?"

„Sollte ich vergessen haben, Ihnen zu sagen, daß ich Eile habe, Herr Telesphor Pfifferling?" schrie Windmüller sein Faktotum wütend an, erreichte damit aber nur, daß jener in ein wieherndes Gelächter ausplatzte.

„Nee, den Fakke da mit dem Herrn Doktor seiner Stimme mir anschnauzen zu hören — das ist ja reinweg zum Schießen!" prustete er heraus, nahm sich aber zusammen, als Windmüller stumm mit dem Finger auf die Thür deutete. „Also Kakao, — danke schön, Herr Doktor", gapfte er, die Bewegung zu seinen Gunsten auslegend. „Aber nee doch, solche Eile hat's ja nicht, erst kann ich schon noch erzählen. Also, bei der vierten Tasse setzte sich die Sora Faustina zu mir, und nun ging ich vorsichtig ins Zeug, fing erst wieder mit dem Palastgebäude fassas an, indem ich erzählte, so'n mächtiges, großes gab's bei mir zu Hause in Bugtuhude nicht, und ob man das wohl auch von inwendig sehen könnte. Ja, sagte sie, sie sei mal drin gewesen, aber bloß, weil sie mit der Frau vom Portier sehr befreundet sei; Fremde würden aber nicht hereingelassen, höchstens mal, wenn die Herrschaft verreist oder auf dem Lande draußen sei, und wenn man eine Empfehlung vom Konsul vorzeigen könnte. Wenn ich wenigstens mal die schöne Herzogin sehen könnte, meinte ich, die, von der Sor Luigi gestern gesagt hat, daß sie so schön wie ein Traum sei. Das wäre so ganz was nach meinem Geschmack. Und weil sie dabei die Unterlippe vorschob — die Sora Faustina nämlich —, da plinkerte ich mit den Augen, gab ihr einen vertraulichen Puff und fragte, was sie gestern mit dem ‚Umgehen‘ gemeint hätte. Ach, nichts, meinte sie, große

Damen hätten das so an sich, die Nacht zum Tage zu machen, denn für solche Herrschaften fängt das Vergnügen ja erst an, wenn andere Leute, die sich tagsüber geplagt haben, froh sind, daß sie zu Bette gehen können. Na, kurz und gut, der Herr Doktor können ruhig Gift darauf nehmen, daß der Sor Luigi seiner schöneren Hälfte gestern abend noch tüchtig den Kopf wegen ihrer Redensart gewaschen hat, denn sie rückte absolut nicht weiter heraus. Mit nichts wollte ich nun aber einmal nicht abziehen und ließ mir noch eine Tasse Kaffee geben, und fing wieder zu bohren an, und fragte, dumm tuend, ob so große Damen auch in der Nacht immer ein Fuhrwerk brauchen und ihre Aufseher und Diener auch nicht schlafen lassen. Herr Doktor, das war eine mordsdämliche Frage, denn das versteht sich doch von selbst, daß so 'ne große Dame mit ihren schönen Kleidern nicht durch den Dreck stapfen wird, aber mir fiel nichts Besseres zur Einleitung ein. Nun, sagte die Sora mit einem Flunsch, — ich meine, sie machte ein verächtliches Gesicht, — es wäre schon die Regel so und dafür werden die Leute ja auch bezahlt, aber alles natürlich mit Unterschied, denn manchmal kämen solche Herrschaften auch auf den Gedanken, selber was zu tun. Zum Beispiel vor zwei Tagen in der Schummerstunde, das heißt, so um neun Uhr abends, — was ich feststellte, Herr Doktor, weil ich nicht verstand, was sie mit dem Worte ‚crepuscolo‘ meinte, und sie danach fragte, — da wäre sie rasch zum Briefkasten nahebei gelaufen, um eine Karte vom Sor Luigi an seinen Kaffeelieferanten noch vorm Ausräumen um neun Uhr hereinzustecken, und hätte die Frau Herzogin gerade noch dasselbe tun sehen, als ob nicht genug Diener dazu im Palaste herumlungerten. Also gingen so große Damen doch auch manchmal zu Fuß aus, denn die Frau Herzogin sei nicht etwa heimgekehrt, sondern nach der Stadt zu weitergerannt, als ob sie hinter einem ‚ladro‘ dreingewesen wäre, ehe sie,

die Sora Faustina, selbst beim Briefkasten angekommen sei. Es wird wohl jemand anderes gewesen sein, meinte ich, denn eine Herzogin wird doch nicht höchst-eigenhändig zum Briefkasten laufen, worauf die Sora Faustina versicherte, es sei trotzdem so, denn sie habe die Herzogin ganz genau erkannt, wie sie unter der Laterne vorübergegangen sei. Na, wir waren also im schönsten Zuge, da kam der Sor Luigi wieder in das Lokal, und seine Frau machte, daß sie in die Küche kam. Sie scheint einen Heidenrespekt vor ihm zu haben. Nun habe ich also den ganzen Ozean von Kaffee umsonst getrunken und das Geld dafür dem Herrn Doktor sozusagen aus der Tasche gestohlen, aber ich kann wirklich nichts dafür, denn länger konnte ich doch nicht gut sitzenbleiben, wenn der Sor Luigi nicht am Ende einen Verdacht schöpfen sollte“, schloß Pfifferling betreten.

Um so erleichteter fühlte er sich, als Windmüller, stockstill vor ihm stehend, keinerlei Kritik an seinem Berichte übte, sondern nach einer Pause, in welcher er sein Faktotum überhaupt nicht zu sehen schien, plötzlich sehr freundlich sagte: „Das haben Sie sehr gut gemacht, Pfifferling! Ich gönne Ihnen die sechs Tassen Kaffee, und die Auguste kann Ihnen meinetwegen soviel Kakao kochen, wie Sie trinken mögen. So, und nun telephonieren Sie mal nach einem Auto, und bis es kommt, werde ich Ihnen noch einige Verhaltensmaßregeln für die Zeit meiner Abwesenheit geben.“ —

„Wer war denn der Herr, der eben weggefahren ist?“ fragte die Auguste, aus der Küche tretend, als Pfifferling eine Viertelstunde später, nachdem er dem davonfahrenden Automobil nachgesehen, wieder in das Haus zurückkam und die Tür schloß.

„Bedaure, — der Herr Doktor hat ganz vergessen, ihn mir vorzustellen“, erwiderte Pfifferling, berstend vor Wichtigkeit.

„Sie alter Puhjaz, Sie“, schrie ihn die Auguste erboft an, und Pfifferling erinnerte sich, daß die Butter

und die Wurst auf seinem Brot von dem Wohlwollen der Haushälterin abhängig war.

„Na, na, — so'n Späßchen in Ehren kann niemand nicht wehren“, sagte er begütigend. „Übrigens sind der Herr Doktor auch mitgefahren und werden erst in ein paar Tagen oder so um die Drehe herum wiederkommen, was ich Ihnen gebührend melden soll.“

„Mitgefahren? Sie sind wohl besoffen?“ erkundigte sich die Auguste mehr geradezu wie höflich. „Ich hab' doch bloß den fremden Herrn einsteigen sehen!“

„Ist das meine Schuld?“ verteidigte sich Pfifferling. „Der Herr Doktor saß doch schon drin, wie der fremde Herr einstieg.“

„Ach so!“ brummte die Auguste. „Na, da wird's wohl so'n Kliente gewesen sein, der'n gleich mitgeschleppt hat.“

„Nee — über Ihren Scharfsinn ooch! Darauf wär' ich mein Lebtag nicht gekommen“, log Pfifferling so glänzend, daß die Auguste ihm geschmeichelt einen Klapz auf den Rücken gab und ihm ein feines Mittagbrot in Aussicht stellte, daß er sich denn auch als wohlverdient für seine sechs Tassen Kaffee zugute schrieb, wennschon er sich vergeblich den Kopf darüber zerbrach, womit er eigentlich das unerwartete Lob seines Herrn verdient hatte.

Während Windmüller in seinem Auto zum Hauptbahnhof fuhr, dort den über Pisa kommenden Turiner Schnellzug abwartete, wozu er genau eine Viertelstunde brauchte, und sich dann mit einer gewöhnlichen Tarmeterdroschke zum Palazzo Arvali fahren ließ, begab sich der Conte Sassonero nach dem Palazzo Valombrosa und fragte dort an, ob die Frau Marchesa ihn trotz der frühen Stunde empfangen könnte, denn um die Mittagsstunde macht man in Rom keine Besuche. Diese Entschuldigung für sein Erscheinen zur unorthodoxen Zeit galt eigentlich mehr der Dienerschaft, als der Herrin, deren Sympathie er ja sicher

war, und in der That wurde er auch sofort vorgelassen. „Bringen Sie Nachrichten von Centa, Conte?“ kam ihm die Marchesa, lebhafter, wie es sonst ihre Art war, schon im Vorzimmer entgegen.

„Nein, — ich hoffte welche bei Ihnen zu finden“, erwiderte er niedergeschlagen. Traurig schüttelte sie mit dem Kopfe und ging ihm voraus in ihren kleinen Salon, in welchem sie nur ihre intimeren Bekannten zu empfangen pflegte, und als sie sich dort gegenüber-saßen, sagte sie mit unwillkürlich gedämpfter Stimme:

„Ich habe heute früh schriftlich bei der Herzogin angefragt und die mündliche Antwort erhalten, daß keine Nachricht eingetroffen sei.“ Doktor Nemi war gerade bei ihr, darum konnte sie nicht schriftlich antworten. Sie kennen ihn vielleicht, er ist der Sachwalter der Urvali. Wenn er zu dieser Stunde die Herzogin vermuthlich aus ihrem besten Morgenschlaf hat wecken lassen, — denn sie steht vor Mittag selten auf, — dann nehme ich an, daß er jetzt wohl um Centas Verschwinden weiß. Ubrigens habe ich alle römischen Morgenblätter durchflogen, aber nicht die kleinste Notiz darin über den traurigen Fall gefunden, was ja im Interesse der Vermeidung eines öffentlichen Skandals zu begrüßen ist, — aber wie lange wird die Geheimhaltung noch aufrechterhalten werden können?“

„Ich glaube nicht, daß Nemi direkte Nachrichten von Centa hat. Wenn sie imstande wäre, solche von sich zu geben, so wäre ich der erste gewesen, der sie erhalten hätte“, behauptete Sassonero mit der schönen Überzeugung eines unbedingten Vertrauens.

„Auch mich hätte sie sicher nicht in dieser Unruhe gelassen“, nickte die Marchesa mit dem gleichen Vertrauen. „Indes wäre es ja auch möglich, daß die Herzogin sich selbst endlich entschlossen haben könnte, dem Sachwalter und juristischen Berater ihrer Familie die wichtige Mitteilung von Centas Verschwinden zu machen, was ja eigentlich sofort hätte geschehen müssen.“

„Gestern nachmittag war es jedenfalls noch nicht geschehen, denn als ich die Herzogin fragte, welchen Rat Doktor Nemi ihr gegeben hätte, erklärte sie sehr gereizt, er sollte seine Weisheit für sich behalten; es sei überhaupt nicht nötig, daß dieser alte Schnüffler seine Nase in alle Angelegenheiten stecken müsse.“ Ich erlaubte mir anzudeuten, daß die Mittheilung an ihn einfach ihre Pflicht sei, worauf sie mir erwiderte, daß sie ihre Pflicht ganz allein kenne; es sei eine Impertinenz von mir, sie darauf aufmerksam machen zu wollen, und ich könnte meiner Wege gehen. Man nennt das ja wohl ‚herausgeworfen werden‘, nicht wahr? Deshalb kann ich auch, solange sie allein drüben im Palazzo Arvali ist, das heißt, für meine abwesende Braut als Herrin dort regiert, kaum mehr dort vorsprechen. Ich gebe aber zu, daß ich in der furchtbaren Aufregung, in welche mich die wie ein Keulenschlag niederschmetternde Nachricht von Centas Verschwinden versetzt hatte, meine Worte über das tatenlose Zuwarten der Herzogin nicht gerade abgewogen habe, und bin bereit, mich dafür zu entschuldigen. Von der Meinung aber kann ich nichts zurücknehmen.“

„Ah, — aber man muß der Herzogin doch auch einiges nachsehen“, meinte die Marchesa großmüthig. „Versehen Sie sich in ihre Lage! Sie steht doch vor der großen Verantwortlichkeit, einen öffentlichen Skandal im Interesse der Familie vermeiden zu müssen, — sie ist ja auch noch so jung, daß man von ihr nicht verlangen kann, die Tragweite aller Handlungen so genau zu überlegen.“

„Marchesa, — Hand aufs Herz: halten Sie die Herzogin für unüberlegt?“ fragte Sassonero hart. „Halten Sie die Herzogin della Pigna, die geborene Contessina Riffreddi, für uneigennützig, ihre Motive für ideale?“

Die Marchesa sah erst auf ihre schönen, weißen

Hände in ihrem Schoß und richtete dann ihre wunderbaren Augen voll auf ihr Gegenüber.

„Wir dürfen die Motive eines Nebenmenschen nicht eher in Zweifel ziehen, bis wir nicht einen Beweis für ihre — Unlauterkeit haben“, sagte sie mit einer schlichten Größe, vor der Sassonero sich verneigen mußte. „Wir wollen einmal aber, und zwar nur zur Erschöpfung dieses Spezialfalles, voraussetzen, daß die Herzogin keinen uneigennützigen Charakter hat, — nun, dann lieber Conte, hätte sie in der ersten Stunde schon Himmel und Erde zur Wiederfindung Centas in Bewegung setzen müssen, denn Ihre Braut, meine liebe Freundin, ist eine sehr freigebige Stieftochter!“

„Ist es also wahr, daß die Herzogin so arg verschuldet sein soll?“ fragte Sassonero aufhorchend.

„Lieber Gott, wie soll ich das wissen?“ rief die Marchesa. „Sie sind nicht der erste, der mich das fragt, und ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, wo und wie sie denn Schulden gemacht haben sollte. Wer hat es Ihnen denn gesagt?“

„Oh, man hört ja doch da und dort, was die Leute reden. Sie wissen ja, daß die ‚linguaccie‘, die Klatzbasen, unablässig tätig sind“, erwiderte er ausweichend. „Aber, das alles ist nur nebensächlich; die Hauptsache, der Brennpunkt für mich, für Sie ist die Frage: Wo ist Centa? Herrgott, ich kann seit gestern nachmittag nichts anderes mehr denken!“

„Poverino!“ rief die Marchesa mit überströmenden Augen. „Und dieser Doktor Windmüller, der gestern abend übrigens bei mir war, was sagt er? Gibt er Ihnen keine Hoffnung, Centa wiederzufinden?“

Sassonero schüttelte mit dem Kopfe.

„Er ist keiner von denen, die ohne eine feste Begründung bestimmte Erklärungen abgeben und einen Menschen mit falschen Hoffnungen hinhalten“, erwiderte er. „Aber gerade das flößt mir soviel Vertrauen in den Mann ein, ganz abgesehen von dem,

was man mir von seinen wunderbaren Erfolgen erzählt hat. Ich bin überzeugt, daß er aber eine Spur hat. Vorsichtig, wie er mit allen seinen Worten und Versprechungen ist, hat er das zwar nicht direkt zugestanden, aber er hat mir doch gesagt, daß er die Hoffnung hege, eine Spur zu finden. Man darf also getrost annehmen, daß er schon auf der Spur einer Spur ist, sich im Augenblick sogar schon auf dem Wege dazu befindet. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß er Centa finden wird; die furchtbare Frage für mich ist nur: Wird er sie lebend finden?"

Die Marchesa antwortete nicht, denn sie hatte alle ihre Selbstbeherrschung nötig, ihren eigenen Schmerz und ihr aufquellendes Mitleid nur den armen Menschen ihr gegenüber nicht laut werden zu lassen. Trotzdem aber konnte sie es nicht verhindern, daß zwei schwere Tränen über ihre Wangen in ihren Schoß tröpfelten und dort auf der leichten Wolle ihres weißen Kleides, wie zwei kostbare Diamanten schimmernd, liegenblieben. Saffonero sah sie fallen, und das brachte ihn an den Rand seiner Selbstbeherrschung.

„Flamminia!“ rief er mit erstickter Stimme, und dann noch einmal: „Flamminia!“ Und sich besinnend, setzte er beschämt hinzu: „Verzeihen Sie mir, Marchesa! Ihre Teilnahme, Ihre Sympathie hat mich dazu verführt, es zu vergessen, daß ich nicht das Recht habe, Sie so zu nennen — wenn Centa mit mir von Ihnen sprach, nannte sie Sie immer nur mit Ihrem Vornamen, der mir dadurch so vertraut wurde, daß ich in Gedanken oft das gleiche tat — —“

„Es bedarf keiner Entschuldigung, lieber Conte. Sehen Sie, ich bin eine sehr einsame Frau, die trotz ihrer Jugend schon unendlich Schweres durchlitten hat — — es tut mir wohl, in der Erinnerung guter Menschen nicht die Marchesa Valombrosa zu sein, sondern als ‚Flamminia‘ zu leben“, erwiderte sie freundlich und gelassen wie immer, und doch mit jener eigentüm-

lichen Würde, die ihr viele als Kälte auslegten und ihr den übernahmen ‚Noli me tangere‘ gegeben hatte.

Sie brachte damit auch den jungen Mann sofort in seine gerade und korrekte Haltung zurück, ohne ihm das ärgerliche Gefühl des Zurechtgewiesenseins zu geben, das ja auch sicher nicht in ihren Worten lag.

„Haben Sie die Hoffnung verloren, Centa wiederzusehen?“ fragte er nach einer kleinen, kaum merklichen Pause.

„Ehrlich gesagt, ich fürchte mich, mir darüber klarzuwerden“, gestand sie zögernd ein. „Es ist ja eigentlich eine gewisse Feigheit, denn wir müssen uns doch klar darüber werden, daß — daß die Hoffnung, Centa wiederzufinden, heut nur noch in dem Hoffnungsbedürfnis gründet, das in jedem Herzen lebt und mit ihm schlägt. Ich möchte Ihnen Ihre Zuversicht keineswegs rauben oder auch nur schmälern wollen“, fuhr sie sanft und gütig fort, „aber ich meine, wir würden gut tun, sie nicht allzu hoch mehr zu stimmen. Centa ist ja keine von unseren ängstlich bewachten Treibhauspflanzen, die jeder Temperaturwechsel gleich zerstört; sie hat sehr viel moralische und auch physische Widerstandskraft, Energie und Willen. Ist sie entführt worden, dann werden alle diese Vorzüge ihr von großem Nutzen sein, aber was ist alles das gegen die anderen Möglichkeiten ihres Schicksals, dem wir keinen Namen zu geben wagen? Ich habe die vergangene Nacht über all diesen Fragen nicht schlafen können, und erst gegen Morgen fiel ich in den Schlummer der Erschöpfung des Denkenmüssens, und da hat mir von ihr geträumt — — —“

„Mir auch! Mir hat wahrhaftig auch von ihr geträumt, aber nicht in letzter Nacht“, rief Sassonero lebhaft. „Es war — lassen Sie sehen —, ja, wann war es nur? Vor zwei, drei Nächten, — nein, es war in der Nacht, nachdem sie den Palazzo verlassen und verschwunden ist! Ich weiß es noch darum, weil der

Traum so lebhaft war und ich mir vorgenommen hatte, Centa damit zu necken, denn ich hatte sie in einem weißen Kleide gesehen, das ganz bedeckt mit Schmutzflecken war. Das war's, dessen ich mich beim Erwachen noch entsinnen konnte; alles andere war wie in einen grauen Nebelschleier gehüllt. Es geht einem ja oft so mit den Träumen, daß Teile davon in der Erinnerung vollständig ausgelöscht sind und einem nur das Groteske daran haften bleibt. Centa und ein beschmutztes, unsauberes Kleid, — ich weiß noch, daß ich beim Frühstück daran denken und darüber lachen mußte, während es mich wie Frost schüttelte."

"Was Sie wahrscheinlich sehr nüchtern auf eine mögliche Erkältung geschoben haben, nicht wahr?"

"Ich glaube, ja. Gewiß, so ist es gewesen. Aber ich wollte mit der Erwähnung dieses Frostgefühls nicht etwa frivol oder banal sein —"

"Gewiß nicht! Das könnten Sie höchstens meinem Einwurf zum Vorwurf machen", sagte die Marchesa freundlich, aber durchaus ernsthaft. "Ich wollte damit aber nur ausdrücken, daß Sie dem Gefühle, das Ihr Lachen begleitete, eine vernunftmäßige Ursache zu geben bemüht waren, während ich glaube, daß die erloschene Erinnerung an den anderen Teil Ihres Traumes die Erklärung für Ihr Frösteln ist. Ich habe nämlich seltsamerweise in meinem Traum heut morgen Centa auch in einem mit Schmutzflecken aller Art verunstalteten weißen Kleide gesehen, und bin in Tränen gebadet aufgewacht. Glauben Sie, es war Zufall, daß ich, ohne von dem Ihrigen etwas zu wissen, den gleichen Traum hatte?"

"Ehrlich gesagt, — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll", erwiderte Sassonero nach einer Pause, während er seine Stirn feucht werden fühlte, mit gepreßter Stimme. "Diese Übereinstimmung ist jedenfalls sehr merkwürdig. In unseren Tagen haben die Träume ja viel von der Bedeutung verloren, die man ihnen

früher beilegte; man ist jetzt geneigt, darüber zu spotten und ihnen sehr prosaische Erklärungen zu geben."

"Gewiß, — es ist sehr leicht, über Dinge zu spotten, die man eben nicht erklären kann", meinte die Marchesa. "Man kann das Gehirn eines Menschen, während er träumt, also während er lebt, natürlich nicht sezieren, um feststellen zu können, welche Zellen dabei und in welcher Weise sie tätig sind — folglich sind die Träume nichts wie Unsinn. Wenn das eine Leuchte der Wissenschaft von einem möglichst hohen Pferde herab doziert, wer dürfte es wagen, einer anderen Ansicht zu sein? Und doch — fragen Sie einmal den Doktor Windmüller, ob er den Traum meiner Cousine Wetztersbach von den 'Weißen Tauben' einfach überlegen lächelnd einem verdorbenen Magen, oder was sonst es noch für Erklärungen dafür gibt, zugeschrieben hat! Und erzählen Sie ihm dann, was Sie und ich von Centa geträumt haben. Ich will ihm dann gern meinen Traum mit all seinen Einzelheiten ergänzen."

Sie hielt, scharf den Atem einziehend, inne, und Sassonero fragte rasch:

"Es war mehr? Sie haben mir nicht alles gesagt?"

"Nein, das nicht, was Sie wahrscheinlich im Morgenlicht vergessen hatten und was Sie dann frösteln machte, während Sie über Centas beflecktes Kleid lachen mußten", erwiderte sie leise. "Aber lassen wir es dabei bewenden, — ich weiß auch wirklich nicht, ob ich mich überwinden könnte, es jemand zu erzählen."

Sassonero drang nicht darauf. Sein gebräuntes Gesicht war merkwürdig weiß geworden, als er nach einer Pause die Frage tat:

"Sie glauben also wohl, daß Centa — tot ist?"

"Gott helfe mir — ich kann diese Furcht aber nicht überwinden," flüsterte sie; dann, den stummen und starren Schmerz auf seinem Gesicht sehend, fuhr sie mit einem tiefen Atemzuge fort: "Ich bin eine schlechte Trösterin, nicht wahr? Und sollte Ihnen doch eigent-

lich Mut zusprechen, die Hoffnung in Ihnen beleben! Aber ich rede ja eben auch nur wie eine Person, die sich von ihren Gefühlen vielleicht allzusehr beherrschen läßt, und die sind, wie ich gern eingestehen will, von nichts anderem, als einem Traume beeinflusst. Irgend-einen Wert haben meine Worte also wirklich nicht, und ich bereue, sie überhaupt ausgesprochen zu haben."

Der junge Mann seufzte schwer auf.

"Sie haben dem nur Worte gegeben, was ich selbst bisher nicht zu denken wagte, — aus Furcht vor dem Schlimmeren", sagte er gedrückt. „Diese ganze Sache ist so räthselhaft, so unerklärlich, wenn man sich den uns bekannten Vorgang zurechtlegt und vergegenwärtigt. Centa verläßt direkt nach dem Pranzo das Haus, um zu Ihnen zu gehen; sie steckt, zehn Schritte von Ihrer Haustür entfernt, eine Postkarte in den Briefkasten, — das ist festgestellt, denn die Postkarte hat ihre Adresse erreicht, — und ist von diesem Augenblicke an spurlos verschwunden. Wie ist das möglich zu einer Zeit, in welcher in dieser freilich wenig belebten Gegend immer noch genug Leute ab und zu gehen? Centa besitzt sehr viel persönlichen Mut und Selbstbeherrschung, — ist es aber zu glauben, daß sie keinen Laut ausgestoßen haben sollte, wenn sie sich von rückwärts angefallen fühlte? Man braucht ja nicht immer aus Angst, man kann auch aus Überraschung aufschreien. Ist sie wirklich, wie die Herzogin es mir so geschmackvoll andeutete, freiwillig am Briefkasten umgekehrt und ihrer Wege gegangen?"

"Es ist Ihrer und Centas unwürdig, das in den Bereich der Möglichkeit zu stellen", fiel die Marchesa mit solcher Bestimmtheit ein, daß Sassonero sich unwillkürlich verbeugte.

"Ich danke Ihnen für uns beide", rief er mit Wärme. „Nein, ich habe daran nie, auch nicht für einen Augenblick geglaubt. Es ist einfach ausgeschlossen, daß Centa, unsere Centa, wie wir sie kennen und lie-

ben, etwas Derartiges getan haben könnte, außer, sie hätte es dann in einem Anfall von Geistesstörung getan, und derartiges kommt doch nicht mit solcher Plötzlichkeit über einen Menschen, der geistig so normal und klar ist, wie sie! Aber was nützt es überhaupt, davon zu reden? Es ist genug, daß man überhaupt keinen anderen Gedanken mehr fassen kann. Und dabei erbittert mich diese törichte, ja unverantwortliche Geheimhaltung aus Furcht vor einem 'Skandal'. Lasse man doch diesen Skandal ausbrechen; je größer er sich auswächst, um so besser, denn er würde die nie fehlenden Zeugen herbeirufen, die viel eher zu einer Entdeckung führen würden, als es die geheime Arbeit der Polizei und die eines Mannes, wie Doktor Windmüller, es vermag. Centa hat doch, weiß Gott, die Öffentlichkeit nicht zu fürchten, wenn ich schon zugeben muß, daß es nichts weniger wie angenehm ist, seinen Namen durch alle Zeitungen gezerrt zu sehen und die Beute spekulativer Reporter zu werden. Marchesa, ich kann Ihren Pessimismus nicht teilen, — noch kann ich's nicht, — aber trotzdem ist die Ungewißheit, die schreckliche Ungewißheit etwas, was einen in der Last dieser Stunden alt und grau machen kann. Windmüller ist zur Verfolgung einer Spur verreist, oder doch wenigstens abwesend, um eine solche zu suchen, — ich kann mich mit meiner verzehrenden Ungeduld also nicht einmal mit ihm aussprechen, und darum kam ich zu Ihnen, bei der ich Sympathie finde, die mir den Mut gibt, die Stunden zu durchleben, welche noch vor mir liegen. Daß Sie die Hoffnung aufgegeben haben, kann daran nichts ändern, denn dann wird Ihr Mitleid mit mir armem Teufel ja um so größer sein, nicht wahr?"

„So ist es. Amen“, erwiderte die Marchesa leise, und mit einem stummen Händedruck ging Sassonero wieder seiner Wege.

Flaminia Valombrosa aber ging langsam in ihr Schlafzimmer und warf sich vor einem uralten, juwelen-

schimmernden, byzantinischen Madonnenbilde auf die Knie nieder, vor dessen stillen, sanften Zügen und milden, dunklen Augen ihr junges Leben sich schon in so vielen schweren Stunden trostlosleidend gebeugt. Heute aber betete sie nicht für sich um Kraft und Ergebung, sondern für einen anderen, auf daß sein Glück nicht zerstört werde und seine Seele aus dem Feuer dieser Prüfung geläutert und abgeklärt hervorgehen möchte. Und dann betete sie auch für sich selbst um den Mut, sich dieses Glückes freuen zu können, das ihr selbst das Leben versagt hatte.

Windmüllers Gedanken, während er in seiner durch Pfifferling anerkannten, effektvollen Verkleidung zunächst nach dem Hauptbahnhof fuhr, beschäftigten sich intensiv mit dem Bericht seines Faktotums. Zunächst beleuchtete er nach allen Seiten die Möglichkeit, daß die Frau des Sor Luigi in der um neun Uhr abends trotz des schon aufgegangenen Mondes und der Laterne an der Ecke des Palazzo Valombrosa immerhin relativen Dunkelheit des Ortes die Persönlichkeit der Dame, welche die Postkarte in den Briefkasten gesteckt, verwechselt, beziehungsweise verkannt haben konnte. Das war insofern nicht ausgeschlossen, als die Wertschätzung der Herzogin durch die Wirtin keine zu hohe zu sein schien, was man ihr auch nicht ganz übelnehmen konnte, wenn sie, wie anzunehmen war, einen solchen nächtlichen Ausflug beobachtet hatte, wie Windmüller in der vergangenen Nacht. Daraus ergab sich naturgemäß eine gewisses Mißtrauen gegen die hohe Dame, aus welchem heraus sie die Person, welche sie aus dem Palazzo Arvati kommen sah, ohne weiteres für die Herzogin hielt. War dem in der That so, dann hatte Donna Centa sich wirklich mit Überlegung und Vorbedacht entfernt und war, dem angeblichen Ziel ihres Ausganges den Rücken kehrend, nach der entgegengesetzten Richtung fortgegangen. Gegen eine solche Annahme sprach immerhin aber noch das weiße Kleid,

daß sie getragen, als sie den Palazzo Arvali verließ, aber sie hatte es vielleicht mit Absicht nicht gewechselt, um ihren Plan nicht vorzeitig zu verraten, und überdies war es ja bis zum Saum herab mit dem langen, schwarzen Mantel bedeckt. Nach der Ansicht so kompetenter Personen, wie des Conte Sassonero und der Marchesa Valombrosa, fehlte jegliches äußere wie innere Motiv für eine heimliche Entfernung; nicht so nach den Andeutungen der Herzogin della Pigna, mit denen sie sich wiederum vor Windmüller und Don Camillo Arvali widersprochen hatte. Dieses auffallende Faktum mußte jedoch vorläufig noch beiseite gestellt werden. Hatte die Wirtin aber richtig gesehen und tatsächlich die Herzogin nicht nur zu erkennen vermeint, sondern auch wirklich erkannt, als die letztere vom Briefkasten weg unter dem Licht der Laterne der Stadt zueilte, dann hatte die Frau des Portiers sie, und nicht Donna Centa, den Palast verlassen sehen, und die eigentümliche, bedeutungsvolle Aussage der Filomena über die auffallende Länge des Mantels konnte nur die eine Deutung haben, daß es die kleinere Herzogin war, die ihn angelegt und damit bekleidet das Haus verlassen hatte.

Windmüller gab zwar der Möglichkeit eines Irrtums der Wirtin in Folge eines einmal bestehenden Vorurteils jeden gebührenden Raum, er selbst aber zweifelte in nur sehr geringem Maße, daß die Sora Faustina richtig gesehen und die Herzogin tatsächlich erkannt hatte. Abgesehen von dem Unterschied in der Größe der beiden Damen, und selbst angenommen, daß von dem Gesicht der Dame am Briefkasten durch den tief herabgezogenen Schleier auf ihrem Kopf nur der untere Teil des Gesichtes zu sehen war, konnte von einer Verwechslung durch die vollständige Abwesenheit jeder Ähnlichkeit zwischen der Herzogin und ihrer Stieftochter wirklich kaum die Rede sein, falls, nota bene, die Wirtin nicht kurzsichtig war.

Übermals angenommen, sie war weitsichtig, oder die Entfernung war nicht groß genug, um einen Irrtum zuzulassen, so blieb nichts übrig, als daraus den Schluß zu ziehen, daß Donna Centa an jenem Abend den Palast Arvali überhaupt nicht verlassen hatte und die Herzogin nur für sie posierte, auf die Dunkelheit zur Ausführung der Täuschung vertrauend. Und daraus ergaben sich dann folgende Fragen: Erstens: Zu welchem Zwecke wurde diese Komödie in Szene gesetzt? Zweitens: Wo hielt Donna Centa sich verborgen? Drittens: Handelte es sich um eine verabredete Sache zwischen beiden Damen? Die dritte Frage erhielt eine einigermaßen wahrscheinlichere Antwort durch die sonst zum mindesten törichte und unangebracht scheinende Untätigkeit der Herzogin zur Wiederfindung der Vermissten, deren Zweck sich dadurch erklären ließ, daß der Verlorenen ein Vorsprung gelassen werden sollte. Auch das scheinbar so kindlich naive Ansfinnen der Herzogin, „Don Camillo möchte alsbald die Erbschaft antreten, weil sie glaubte, Donna Centa könnte sich ein Leids angetan haben und sie selbst einer Stütze bedürftig sei“, brauchte nichts anderes zu sein, als eine Finte — eine jener Übertreibungen, die so gewöhnlich sind bei Leuten, die es allzusehr einfädeln wollen und damit übers Ziel schießen. Diese Finesse entbehrte zwar freilich stark des Gemütes und des guten Geschmacks, aber über den Besitz oder die Abwesenheit dieser schätzenswerten Gaben bei der Herzogin della Pigna wollte und konnte sich Windmüller noch kein abschließendes Urteil erlauben, ebensowenig wie über das Motiv, das Donna Centa veranlaßt haben konnte, Heimat und Lebensstellung aufzugeben und das Glück ihres Verlobten in Trümmer zu schlagen, indem sie sich heimlich aus dem Hause ihrer Väter bei Nacht und Nebel entfernte. Alle diese Betrachtungen rückten Windmüllers instinktiven und impulsiven Entschluß, des Rätsels Lösung im Palazzo Arvali suchen zu

müssen, in ein anderes, konkretes Licht und machten ihn in seinen eigenen Augen zu einem bedeutungsvollen Schritt, hinter dessen Zielbewußtsein der Schatten des Mißtrauens gegen die Glaubwürdigkeit der Herzogin feste Gestalt annehmen wollte. Ihre großen, wie Sterne strahlenden, veilchenblauen Augen, die plötzlich schwarz aussehen konnten und stahlhart dazu, waren ihm immer gegenwärtig, wenn er ihrer gedachte, es verlangte ihn, aus ihrer räthselhaften Tiefe das herauszuholen zu wollen, was sie mit ihrem Unschuldsblick verbargen. Dazu trug ja natürlich bei, daß er die Geschichte dieses liebreizenden Wesens besser kannte, als er vor seinem Auftraggeber zugestanden hatte. Er kannte auch das Nest, aus dem sie stammte, sogar sehr genau, denn ihr Vater, der vielgenannte Conte Riffreddi, war vor einigen Jahren in einen recht belastenden Fälscherfall verwickelt gewesen, in dem Windmüller tätig war, und wenn der Florentiner Patrizier es verstanden hatte, sich daraus zur Not mit nur einigen angesengten Federn zu retten, so verdankte er das einzig nur seiner aalglatten Gewandtheit und Doppelzüngigkeit, nicht aber der oft stark herausfordernd blinden Gerechtigkeit. Bei dieser Gelegenheit hatte Windmüller mehr von den krummen Wegen dieses dunklen Ehrenmannes, seiner obskuren Frau und seiner ebenso schönen, wie intriganten, mit allen Mitteln nach einer reichen Heirat angelnden Tochter erfahren, als diese in ihren Kreisen kaum noch geduldete Familie es im entferntesten ahnen konnte.

Sein Mißtrauen gegen die Herzogin war also gar nicht so unbegründet; er traute ihr ohne jeden Gewissensbiß zu, daß sie in der räthselhaften Angelegenheit des Verschwindens ihrer Stieftochter entweder ein doppeltes Spiel spielte, oder doch, falls sie wirklich nur in Übereinstimmung mit den Wünschen der Donna Centa handelte, bestimmt einen größeren Vorteil verfolgte. Daher kam auch sein Verdacht, daß die Her-

zogin mit ihrem ehrenwerten Vater zur Erlangung eines hohen Lösegeldes eine Entführung der reichen Erbin höchstselbst in Szene gesetzt haben könnte, — ein böser Verdacht, der aber der Berechtigung nicht ganz entbehrte, denn dem alten Conte Riffreddi war alles zuzutrauen, wenn er Geld dahinter witterte. Das Telegramm aus Florenz, das er sich an zuständiger Stelle über die Bewegungen des alten Fuchses erbeten, hatte bei Windmüller diesen Verdacht für den Moment entkräftigt, aber doch nicht völlig ausgeschaltet; er hatte im Gegenteil durch Pfifferlings Bericht sogar neue Nahrung erhalten, denn es war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Conte Riffreddi alles getan und vorbedacht hatte, um sein Alibi nachweisen zu können. Es wäre dies nicht zum erstenmal geschehen.

Kurz, Windmüller fuhr, nach allen Richtungen den Fall erwägend und reichlich mit Verdachtsmomenten versehen, beim Palazzo Arvati vor, wurde durch eine wohlherzogene Dienerschaft mit aller einem großen Hause würdigen Aufmerksamkeit empfangen, und von demselben Diener, der ihn gestern in seiner wahren Gestalt bei der Herzogin angemeldet, in sein Logis geführt, das aus zwei großen, mit allem Komfort ausgestatteten Zimmern im zweiten Stockwerk, nach Süden gelegen, bestand.

Pietro erkundigte sich dann respektvoll nach etwaigen Wünschen des Signor Gatti und meldete ihm, daß die Frau Herzogin ihn zum Gabelfrühstück um ein Uhr in ihrem Salotto erwarte und von einer vorherigen Vorstellung Abstand zu nehmen wünsche.

„Sehr gütig von der Frau Herzogin“, nälste Windmüller. „Ich wünsche aber Donna Centa Arvati vor der Collazione noch meine Aufwartung zu machen. Melden Sie mich also an.“

„Donna Centa ist — ist augenblicklich abwesend“,

stotterte Pietro, den erhaltenen Anweisungen nachkommend, und wurde verdächtig rot dabei.

„So? Nun, dann werde ich die Damen also erst bei der Collazione sehen“, erwiderte Windmüller gleichgültig. Pietro aber tat, als hätte er die Bemerkung nicht gehört, und beeilte sich, eine auf dem Tisch liegende Rolle überreichend, zu melden, daß diese im Auftrage des Herrn Doktor Nemi für den Signor übersendet worden sei, worauf er sich mit dem Bemerken entfernte, daß er melden würde, wenn es Zeit sei, zur Collazione herabzugehen.

„Die Leute sind gut auf ihre Rollen einstudiert“, murmelte Windmüller, als er allein war. „Jetzt bin ich neugierig, welche Fabel mir die Herzogin aufbinden wird.“

Damit begann er das wohlversiegelte Papier, das die Rolle umhüllte, zu lösen, und wickelte daraus die auf mehrere starke Pergamentblätter gezeichneten Grundrisse der Stockwerke des Palazzo Arvali vom Keller bis zum Dachgeschoß in sorgfältigster Ausführung.

„So, so — der alte Löwe kann also auch leise treten“, murmelte er befriedigt, indem er die Pläne zunächst in seinen mit sehr zuverlässigen Zaleschlössern verwahrten Koffer verschloß, nachdem er demselben alles entnommen, was draußen bleiben durfte, wozu einige interessante Kleinigkeiten, wie ein wohlausgestatteter Schminkkasten und ein Etui mit äußerst präzise gearbeiteten Instrumenten, jedoch nicht gehörten.

Unter diesen Beschäftigungen und einer sehr sorgfältigen Nachprüfung seiner äußeren Erscheinung verging Windmüller die Zeit, bis er zur Collazione gerufen wurde, rasch genug.

Trotzdem er schon oft gezwungen war, in den verschiedenartigsten Verkleidungen seinem Berufe nachzugehen, um in einer Maske das Ziel zu erreichen,

das ihm unter seiner wahren Gestalt unmöglich geworden wäre, so konnte er sich dieses Mal doch einer gelinden Spannung über den Effekt seiner jetzigen nicht ganz erwehren. Die Leute, in deren Kreis er gezwungen war, sich berufsmäßig unter irgendeiner ihn total unkenntlich machenden Hülle zu bewegen, kannten ihn in den meisten Fällen persönlich nicht; der Herzogin della Pigna aber hatte er erst am Vorabend in sehr heller Beleuchtung gegenüber gegessen und dabei kaum sehr wohlwollende Gefühle in ihr für sich erweckt; es war anzunehmen, daß sie sich seiner noch sehr genau entsann, und außerdem schärfen das Mißtrauen wie die Abneigung die Augen in ungewöhnlichem Maße. Nun hatte seine Maske als 'Dominico Gatti' freilich wohl schon ihre Feuerprobe vor dem durchaus nicht törichtem Pfifferring bestanden, immerhin aber erfüllte Windmüller doch ein Punkt dabei noch mit einem leisen Zweifel, — das waren seine Augen, diese eigentümlich scharfen, stahlgrauen Augen, die kaum jemand vergaß, dem sie bis auf den Grund seiner Seele zu sehen bemüht waren. Nun wäre es ja ein leichtes gewesen, sie unter irgendeiner gefärbten Brille zu verbergen, dadurch hätte jedoch die gerade, griechische Linie seiner Nase gelitten, die seine ganze Physiognomie total veränderte und aus einer Paste bestand, welche zwar sehr zähe und zuverlässig, immerhin aber doch 'eindrucksfähig' für die Metallbrücke einer Brille oder eines Kneifers gewesen wäre. Die schweren, dichten, schwarzen Brauen, fest über seine eigenen geklebt, sowie die blauen Ringe, die darum gemalt waren, gaben den Augen jedoch einen total anderen Charakter, und in der That verriet nicht ein Zucken im Gesicht der Herzogin, daß sie in dem ihr aufgedrungenen Gaste eine andere Persönlichkeit argwohnte, als den Kunstgelehrten, gegen dessen Gegenwart sie sich mit aller Energie, wenn auch vergeblich, aufgelehnt hatte. Diesem Gefühl gab sie

auch bei der Begrüßung, die durchaus nicht warm zu nennen gewesen wäre, ziemlich deutlich Worte.

„Ah, — Signor Gatti!“ machte sie kühl mit einer kaum merklichen Kopfbewegung, indem sie die sich tief vor ihr verbeugende Gestalt mit den erhöhten Schultern und dem schleppenden Gange scharf musterte. „Sie sind hoffentlich gut untergebracht worden? Ich konnte nur so ungefähr angeben, welche Zimmer man für Sie richten sollte, denn ich habe erst heute morgen erfahren, daß Sie eintreffen sollten, und wie Sie heißen. Doktor Nemi, der wirklich immer vergeßlicher wird, hat Sie mir tatsächlich vor ein paar Stunden erst angemeldet! Ich hätte Sie sicherlich telegraphisch ersucht, Ihre Ankunft zu verschieben, da meine Stieftochter, Donna Centa Arvali, auf unbestimmte Zeit verreist ist, aber Doktor Nemi sagte mir, Sie seien schon unterwegs. Nun, das ist eine seiner Rücksichtslosigkeiten, an die man nachgerade gewöhnt sein mußte, und wenn Sie darunter zu leiden haben, so dürfen Sie sich bei ihm dafür bedanken.“

„Das dürfte nach der Art und Weise, in welcher ich im Palazzo Arvali empfangen worden bin, kaum nötig werden“, näselte Windmüller, eine leichte Befremdung markierend. „Da ich aber durch Doktor Nemis Vermittlung von Donna Centa Arvali eingeladen worden bin, so begreife ich nicht ganz Ihre Überraschung, Eccellenza!“

„Meine Stieftochter hat allerdings vor einiger Zeit davon gesprochen, daß sie die Kunstschätze des Hauses dem Publikum zugänglich machen will und dazu von einer Autorität einen Katalog geschrieben haben möchte“, erklärte die Herzogin um einen Schatten gnädiger. „Sie ist aber, wie ich schon sagte, seit ein paar Tagen verreist und hat deshalb wahrscheinlich gar nicht mehr erfahren, daß Doktor Nemi die Verhandlungen mit Ihnen abgeschlossen hatte.“

„Ah so, — ja, Verhandlungen sind auch eigentlich

nicht erfolgt und auch nicht nötig gewesen“, bemerkte Windmüller hochtrabend. „Doktor Nemi hat einfach im Auftrage von Donna Centa angefragt, ob ich den Katalog verfassen wollte, und da mich ein paar Hinweise auf unsere ersten Meister, die der Palazzo enthalten soll, interessierten, so sagte ich zu. Meine einzige Bedingung dabei war nur meine Unterbringung im Palaste selbst, da ich Hotels hasse und mit dem täglichen Hin- und Herlaufen zuviel von meiner mir sehr wertvollen Zeit verlieren würde. Ich hoffe doch, Doktor Nemi hat nicht vergessen, zu erwähnen, daß ich die Arbeit aus purer Gefälligkeit in meinem eigenen Interesse und ohne jede Remuneration übernommen habe!“

„Gewiß, gewiß, — meine Stieftochter wird Ihnen sicherlich zum größten Dank verpflichtet sein“, beeilte sich die Herzogin wesentlich liebenswürdiger zu versichern, und setzte sogar mit einem bezaubernden Lächeln hinzu: „Inzwischen müssen Sie sich freilich mit dem meinigen begnügen und — mit meiner Gesellschaft.“

„Oh! Oh!“ machte Windmüller mit der Hand auf dem Herzen. „Es ist schmerzlich, für einen solchen Barbaren gehalten zu werden, dem man vertraut, sich damit nur begnügen zu können!“

Das Kompliment war ziemlich stark aufgetragen, aber es verfehlte seine Wirkung nicht, wie Windmüller mit Befriedigung feststellen konnte, denn offenkundig herausgefordert, wie es war, hatte er die plötzliche Liebenswürdigkeit ganz richtig als einen ‚Fühler‘ empfunden, als einen Prüfstein sozusagen auf die Frage, ‚wes Geistes Kind‘ dieser Dominico Gatti sei. Hätte er, Verlegenheit heuchelnd, etwas Ungelesenes gemurmelt, so wäre er sofort auf eine sehr niedrige Stufe in der Werthschätzung des ‚schönen Traumes‘ gesunken, in dessen Verkörperung sein geübtes Auge die ganze dekadente Hyperkultur eines Geschlechtes durchschaute, das den oberflächlichen Schliff des Gei-

ftes und der Form in Erbpacht hatte und mit dem totalen Bankrott der moralischen Instinkte zu einer jener Gestalten gemodelt ward, wie sie die denkwürdige Epoche des Cinquecento in ihrer höchsten Blüte gezeitigt. In den Annalen vieler dieser alten, italienischen Geschlechter mochten jene gefährlichen, giftigen Blüten als vertrocknetes Erinnerungszeichen liegengeblieben sein, gleich der bekannten ‚Rose von Jericho‘, die man als einen dürren Ballen aufbewahrt und die, in ein Glas Wasser gestellt, sich in dem frischen Element bald dehnt und entfaltet und zu einem Scheinleben erwacht, oder eine schein tote Blüte ist, die nur der Anregung bedarf, um sich den veränderten Bedingungen einer anderen Zeit anzupassen. Windmüller hatte in dem Vater der Herzogin della Pigna, dem alten Conte Ristreddi, auch solch einen schein toten Trieb am Stammbaume eines überlebten Geschlechtes erkannt, dessen Chronik von Tatsachen starrete, wie kein Romanschreiber sie erfinden könnte; das Wasser, in welchem diese dürre Blüte sich entfaltet hatte, waren die pekuniären Schwierigkeiten, die sich dem Kampfe um die Aufrechterhaltung eines historischen Namens mitten im finanziellen Ruin entgegenstellten, wozu noch die Torheit einer Verbindung mit einer Person trat, die sich durchaus nicht des besten Rufes, wenigstens vor der Vermählung, erfreut hatte, und dazu noch eine totale Null war. Das alte, abgedroschene Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, braucht durchaus nicht immer zutreffend zu sein, aber es ist's doch oft genug; die Neuzeit hat dafür die Münze von der ‚erblichen Belastung‘ geprägt, um damit die Unverantwortlichkeit und glorreiche Freisprechung des Individuums zu sichern, welches das Unglück hatte, in der Wahl seiner Eltern unvorsichtig gewesen zu sein. Windmüller war jedoch kein Anhänger dieser modernen Gefühlsduselei, schon weil es sein Beruf war, diesen ‚erblich Belasteten‘ auf die

Finger zu sehen, und insolgedessen traute er der Herzogin della Pigna nicht über den Weg. Seine gestern mit ihr gemachte persönliche Bekanntschaft hatte ihn zudem überzeugt, daß sie geschickt zu fechten verstand; in der Maske, in welcher er ihr heut auf ihrem eigenen Grund und Boden gegenübertrat, wollte er sie gewinnen, nicht aber auf ihre Hut bringen. Und da er ja durch langjährige Übung seine Leute kannte, darum hatte es ihn besonders befriedigt, daß Pfifferling von seinem niedrigen Standpunkt aus den verwandelten Windmüller mit der eleganten Bezeichnung ‚Patentfagke‘ charakterisierte; denn der tadellos gekleidete, seine Eigenart betonende, aber nicht karikierende ‚Nobile Dominico Gatti‘ mit seinem leicht arroganten Auftreten war sicher, in den Augen der großen Dame ein anderes Ansehen zu genießen, als ein bescheiden sich gebender, gesellschaftlich unsicherer Gelehrter es vermocht hätte. Daß er sich damit nicht verrechnet hatte, bewies ihm die Haltung der Herzogin, als er ihr bei dem tadellos angerichteten Gabelfrühstück gegenüber saß. Wie der Mensch ist, wird immer eine Probe auf seine Erziehung sein; ‚zeige mir, wie du isst, und ich werde dir sagen, wer du bist‘, ist auch eines von den Sprichwörtern, die ihren Wert noch nicht verloren haben.

Nachdem Windmüller der Herzogin seine Unabhängigkeit deutlich betont und ihr gezeigt, daß er die guten Manieren eines wohlerzogenen Menschen besaß, zog sie denn auch ohne großen Übergang total andere Saiten ihm gegenüber auf, und behandelte ihn wie ihresgleichen. Das Gespräch drehte sich zunächst um allgemeine Dinge, wobei Windmüller, der sich als Privatmann nie erhaben über etwas dünkte, nicht versah, eine gewisse Erhabenheit leicht zu betonen, und seine geistige Überlegenheit über die Massen diskret aber effektiv zur Geltung zu bringen, getreu der Rolle, die er sich für seinen Aufenthalt im Palazzo

Urvali vorgezeichnet. Dann, als er den Blick auf ein Meisterporträt des Cinquecento heftete, das über dem Kamin hing, bemerkte die Herzogin:

„Hoffentlich verfügen Sie über genügende Zeit, Signor, denn Sie werden Ihre Aufgabe hier nicht ganz leicht finden; das Haus ist gesteckt voll von Bildern. Und der größte Teil ist, wie mein Mann, der Duca, mir versicherte, gut“.

„Das ist allerdings viel gesagt“, nälelte Windmüller, sofort auf das alleroberste Piedestal des Kunstkritikers steigend, — bildlich gesprochen.

„Ja, — vielleicht, aber sicher hat der Duca nicht zuviel damit behauptet, denn Sie werden Werke der besten und ersten italienischen und niederländischen Meister hier im Hause finden“, entgegnete die Herzogin leicht.

„Ah, — natürlich!“ machte Windmüller mit schlecht verhehltem Sarkasmus. „Unsere alten Familien rühmen sich ausnahmslos des Besitzes dieser Meister; das gehört zur Tradition, an der ich oft schon habe rütteln müssen. Ich bin in bezug auf alle diese Tizians, Giorgiones, Tintoretos und so weiter etwas skeptisch geworden.“

„Das haben Sie hier nicht nötig, da ja noch kein anderer vor Ihnen über die Bilder im Hause Urvali geschrieben hat“, rief die Herzogin lachend, aber entschieden boshaft. „Sie dürfen sich also ruhig den Luxus erlauben, dieses Porträt dort zum Beispiel als einen Moretto gelten zu lassen. Wenn die Bilder dem Publikum zugänglich sein werden und der nächste Kunsthistoriker sie in sein Spezialwerk aufnimmt, wird er mit tödlicher Sicherheit behaupten, daß dieses Bild viel sicherer als ein Bassano gelten dürfte, während ein dritter es für eine Vasaiti, oder was weiß ich, erklären wird. Sie betreten also ganz ungepflügten Boden, auf dem Sie sich frei bewegen können. Dieses Porträt dort ist zufällig gezeichnet; das ist aber kein

Grund, warum nach dem Erscheinen des Kataloges nicht ein anderer Kunstgelehrter sagen und schreiben sollte: ‚Der Name ist evident apokryph.‘ Man nennt das ja wohl, jemand die Nase aus dem Gesicht wegdisputieren; aber, lieber Himmel, was sollten denn die vielen Kunsthistoriker noch schreiben, wenn der letzte nicht bestreiten wollte, was der vorletzte behauptet hat?“

Windmüller war im Grunde seines Herzens vollständig der Ansicht der Herzogin, aber er durfte das natürlich in seiner Rolle nicht eingestehen. Er machte also, indem er sein Vergnügen an der Darlegung unterdrückte, ein pikirtes Gesicht und versicherte sehr von oben herab, „daß er sich in seinem Urtheil nicht beeinflussen lasse“.

„Natürlich nicht, — die Anwesenden sind ja bei solchen Bemerkungen immer ausgeschlossen“, meinte die Herzogin liebenswürdig. „Nehmen Sie zum Beispiel das mehr wie populäre, ja, direkt zum Überdruß reproduzierte Bild, das in der Galerie Barberini seit ein paar Jahrhunderten als Porträt der Beatrice Cenci von Guido Reni hängt und unter diesen Namen satksam berühmt ist. Jetzt ist man, das heißt, ein Kunstkritiker dahergekommen und hat ‚festgestellt‘, daß dieses Bild weder die Beatrice Cenci darstellt, noch von Guido Reni gemalt ist, und die Baedekers haben gehorsam das Urtheil nachgedruckt. Es ist meiner Ansicht nach ganz gleichgültig, ob das Porträt wirklich das der Beatrice ist, aber daß Guido Reni es gemalt hat, dafür möchte ich die Hand ins Feuer legen, denn dieser Maler hat den gleichen Kopf sowohl auf seinem Fresko in der Capella di S. Andrea bei San Gregorio Magno auf dem Celio, wie auch auf der Figur der letzten der ‚Horen‘ seiner ‚Aurora‘ im Palazzo Rospi-glioso gemalt. Es ist doch kaum anzunehmen, daß er ihn einem anderen Maler — gestohlen haben sollte, nicht wahr?“

„Ich kann mich dem Urtheil von Eccellenza hier durchaus nur anschließen“, versicherte Windmüller mit Überzeugung. „Übrigens habe ich nie behauptet, daß dieses Bild kein Guido ist“, setzte er überlegen hinzu, um nicht aus der Rolle zu fallen.

„Ah, — ich bin stolz darauf, in dieser brennenden Kunstfrage mit Ihnen übereinzustimmen“, sagte die Herzogin mit einer Liebenswürdigkeit, die nicht ganz ohne Hohn war.

„Ich bin überzeugt, daß es nicht das einzige Mal sein wird“, erwiderte Windmüller herablassend. „Darf ich mir die Frage erlauben, ob Donna Centa in Bälde zurück erwartet wird?“ fuhr er fort. „Ich will natürlich nicht indiskret sein, sondern frage nur darum, weil Doktor Nemi mir schrieb, daß Donna Centa in ihren Privaträumen einige kostbare Bilder habe, die ich natürlich nicht übergehen dürfte, wenn der Katalog lückenlos sein und mit meinem Namen gedeckt sein soll.“

Die Begründung dieser Frage war natürlich eine reinweg aus der Luft gegriffene Behauptung, und auch nur diese wurde von der Herzogin beantwortet.

„Die Bilder in den Zimmern meiner Stieftochter sind ihr Privateigentum, gehören also nicht in das Inventar des Fideikommisses“, sagte sie nach einer kleinen Pause. „Übrigens steht meines Erachtens Ihrem Besuch dieser Zimmer auch in Abwesenheit meiner Stieftochter nichts entgegen, denn sie wird ja selbst gewünscht haben, daß Sie diese Bilder sehen, sonst hätte Doktor Nemi ihrer wohl kaum besonders erwähnt. Sie brauchen also nur zu sagen, wenn Sie wollen, daß Ihnen die Zimmer geöffnet werden sollen. Auch ich besitze ein paar recht wertvolle Sachen in meinen Privaträumen — sie werden ja außerhalb des Kataloges bleiben, aber es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen meine Schätze zu zeigen.“

Windmüller, der ja nichts anderes gewollt, als in

eben diese Privaträume zu gelangen, versicherte natürlich, jedoch ohne besonderen Eifer zu zeigen, daß er sich diesen Vorzug zur Ehre schätzen würde, worauf die Herzogin vorschlug, den Kaffee bei ihr zu trinken und eine Zigarette dazu zu rauchen.

Dieses unerwartete Entgegenkommen machte Windmüller sogleich mißtrauisch, denn er hatte nach seinem Empfang dies nicht gleich und in dem Maße erwartet, besonders, da es ihm nicht entgangen war, daß die Herzogin ihn, während er anscheinend ganz in das kunstgemäße Zerlegen einer Orange vertieft schien, über die ihrige hinweg mit großer Aufmerksamkeit gemustert hatte. Obwohl er sich bewußt war, daß seine Perücke, Bart und Augenbrauen das schärfste Sonnenlicht nicht zu scheuen hatten, und auch die kunstgerecht veränderte Linie seiner Nase nur durch die Photographie nachzuweisen gewesen wäre, so war es doch immerhin nicht ausgeschlossen, daß irgendeine Bewegung oder ein Tonsall der Stimme eine Erinnerung bei der Herzogin wachgerufen haben konnte, denn daß man den Nobile Dominico Gatti aus Wohlgefallen betrachten könnte, das verwarf der Windmüller in dieser Hülle mit einem Anflug von Galgenhumor als ganz ausgeschlossen. Freilich konnten ja auch andere Beweggründe für diese Musterung vorhanden sein; man mußte eben allen Möglichkeiten Spielraum geben und sich nicht in die Sackgasse einer einzigen verrennen. Auf alle Fälle schien es eine geistige Wertschätzung zu sein, welcher er unterworfen wurde; das Ergebnis derselben abzuwarten, war ja nun das einzige, was sich tun ließ.

Nach der aufgehobenen Tafel folgte er also seiner, ihre liebenswürdigsten Saiten aufziehenden Wirtin durch den Salon, in welchem er gestern und heute von ihr empfangen worden war, in ihr anstoßendes 'Boudoir', das seiner Schätzung nach ziemlich an der Westecke des Palastes, dem Vicolo de' Arvati nahe, ge-

legen sein mußte. Es war dies ein Raum von dem Umfange eines anständig großen 'Salons' in einem Miethause, mit raffiniertem Luxus ausgestattet, und in zarten moosgrünen und goldenen Farbentönen gehalten, die einen wunderbar günstigen, wohlabgewogenen Hintergrund für den eigentümlichen Schönheitstypus seiner Inhaberin bildeten. Es war nicht die geringste Geschmacklosigkeit in dieser Anhäufung kostbarer, echter Rokokomöbel, Kunstgegenstände, Bilder und Nippes zu entdecken, — die Verteilung alles dessen, was dieses Zimmer enthielt, machte den Eindruck des Absichtslosen, der ja den Höhepunkt des guten Geschmacks bedeutet, wenn er nicht aufdringlich betont wird. Ein sehr großer, mit Büchern gefüllter, verglaster Schrank, eine kostbare Erardsche pedallose Harfe mit Notenpult davor und ein Stickrahmen in einer der drei tiefen Fensternischen zeugten überdies dafür, daß die Herzogin ihr Boudoir nicht nur als glänzende Folie für ihre Person betrachtete, sondern ihm auch die Note des Persönlichen zu geben verstand, in der man 'ihres Geistes einen Hauch' verspüren konnte.

Windmüller, der dieses ganze 'Interieur' mit prüfendem Blicke überflog, hatte auch nicht den Eindruck, als ob diese Beschäftigungsmittel eine bloße Schaustellung wären, denn in dem aufgespannten Stoff des Stickrahmens steckte die Nadel, standen der Fingerhut und die Rolle mit Goldfaden neben der halbfertigen Arabeske; das Notenblatt auf dem Pult vor der Harfe war zum Wenden umgebogen, und der eine Flügel des Bücherschranks war geöffnet — alles Kleinigkeiten, die man nicht nötig hat, vorzubereiten, wenn man nur Sand in die Augen streuen will, denn nur solche, die sehr aufmerksam zu sehen pflegen, können sie bemerken; zudem war ja auch Windmüllers Einladung in diesen Raum ganz gewiß keine vorbedachte gewesen.

Wenn man wissen will, was in und an einem Menschen ist, muß man ihn Musik machen hören, — vorausgesetzt natürlich, daß er es kann und man selbst Ohren hat, um zu hören, — denn was jemand in den Ton legt, wird in den meisten Fällen der Spiegel seines Ichs sein. Wenn diese Theorie richtig wäre, müßte es demnach höchst gefährlich sein, zu spielen oder zu singen, wird man einwenden; die Gefahr, sich selbst zu verraten, ist aber durchaus keine so große, denn erstens werden das nur wirklich musikalische Menschen können, — und diese sind, weiß der Himmel, weiße Raben im Heer der Klaviermalträteure, — und dann besitzen ja auch nicht alle Ohren die Fähigkeit, herauszuhören, was den Ton be- und entseelt.

Windmüller, der Mann, der unbegrenzten Möglichkeiten, wie seine Freunde ihn nannten, besaß diese Fähigkeit aber in hohem Grade, und als er die Harfe sah, stieg darum auch sofort der Wunsch in ihm auf, die Herzogin della Pigna darauf spielen zu hören. Mehr noch, er gab dem Wunsche unverweilt Worte.

„Eccellenza spielen Harfe? Die kreuzsaitige Harfe?“ nälste er um eine Schattierung lebhafter als bisher. „Meine ganze Leidenschaft.“

„Wirklich? Das freut mich, zu hören“, erwiderte die Herzogin liebenswürdig. „Die Harfe gehört eigentlich zu den Stiefkindern unter den Instrumenten, und ich kenne Leute, denen die notgedrungen gebrochenen Akkorde, auf die man angewiesen ist, sogar direkt antipathisch sind.“

„Die pedallose Harfe, wie Erard sie erfunden und gebaut hat, bietet aber doch so wesentlich erweiterte Möglichkeiten“, murmelte Windmüller schleppend. „Überdies wirkt sie auch für das zuschauende Auge ästhetischer.“

„Und verlangt eine viel größere technische Beherrschung“, ergänzte die Herzogin. „Nun, da Sie ein Kenner zu sein scheinen, so wird es mir Freude machen,

Ihnen gelegentlich einmal etwas vorzuspielen. — Hier, Signor, sind die Zigaretten, — nein, bitte, zünden Sie sich nur eine an, sie sind wirklich gut — und bis der Kaffee kommt, zeige ich Ihnen die Bilder hier im Zimmer. Das Porträt über meinem Schreibtisch zum Beispiel ist ein Ghislandi; es stellt nebenbei meine Ur-Urgroßmutter dar, die als Dichterin zu ihrer Zeit vielgefeierte Ginevra Riseddi.“

Windmüller interessierte sich sehr für diesen Ghislandi, dessen lebensprühende Bildnisse sich zumeist nur in Privatbesitz befinden und damit dem Publikum unzugänglich und fast unbekannt sind, — Bildnisse von einer Plastik und Lebenswahrheit, daß man meint, sie müßten mit den Lippen so zu reden anfangen, wie ihre Augen es sicherlich tun. Aber Windmüller theilte dieses ganz ehrliche Interesse redlich — oder vielmehr unredlich — mit dem Möbel, über welchem das Bild hing, denn er widmete dem letzteren den Löwenanteil seiner Aufmerksamkeit.

Es war dies kein sogenannter Damenschreibtisch, sondern ein großes, kunstvoll eingelegtes Möbel des besten italienischen Rokoko mit prächtigen Bronzebeschlägen und breiter, herabklappbaren, lederbezogenen Platte, die ein hoher Aufsatz mit vielen Schubfächern und Türcchen überragte, welcher nicht nur sehr elegant ausah, sondern auch nach damaliger Sitte gewiß auch viele, wohlversteckte Geheimfächer barg. Daß diese letzteren nach Windmüllers Dafürhalten Papiere enthielten, welche vielleicht den Schlüssel zum Rätsel des Verschwindens der Donna Centa, gewiß aber das Schuldenverzeichnis der Herzogin della Pigna verraten konnten, machte ihm dieses Schreibmöbel ganz besonders anziehend, aber es steckte ein Schlüssel weder in den Schlössern der Fächer noch der Schubladen, und wäre das auch der Fall gewesen, so hätte das jemand, der zum Beispiel das Glück hatte, allein in diesem reizenden Zimmer zu weilen, wenig genutzt, da

solche Geheimfächer sich zumeist ohne Schlüssel öffnen lassen und das Wie eben nur dem Besitzer bekannt ist.

Trotz dieser Betrachtungen des Doktor Windmüller vergaß der Signor Dominico Gatti keineswegs seine Rolle, in welcher er als Kunsthistoriker pflichtgemäß die Autorschaft des Malers des Porträts über dem interessanten Möbel anzuzweifeln hatte. Da das Bild aber „gezeichnet“ war, so ergab sich daraus naturgemäß das Bedenken, ob der Namenszug nicht möglicherweise apokryph sein könnte, und während Dominico Gatti also seine Pflicht als Kunsthistoriker tat, brachte der Diener den starken, schwarzen Mokka, zu dessen Genuß Windmüller seiner liebenswürdigen Wirtin gegenüber Platz nahm und aus ihren vorbildlich schönen, weißen Händen seine Tasse empfing.

„Ist's Ihnen nicht auch schon vorgekommen, Signor, daß Sie sich gegen eine Ihnen noch unbekannte Person ablehnend verhalten haben, ohne zu ahnen, daß dieselbe Person Ihnen dann doch sehr angenehm sein wird?“ fragte die Herzogin mit ihrem reizendsten Lächeln, und als Windmüller nicht gleich antwortete, fuhr sie fort: „Das ist nämlich nichts mehr und nichts weniger, wie ein offenes Geständnis, denn ich habe tatsächlich gegen Ihr Erscheinen heute früh noch starken Protest eingelegt. Sie wurden mir sozusagen über den Kopf weg ins Haus gesetzt, und wenn man darin bis vor kurzem noch die Herrin war, so braucht man Zeit, um sich in die zweite Stelle zu finden. Ich bin sicher, daß Sie mich verstehen werden. Nun aber bin ich ebenso offen und ehrlich froh, daß mein Protest gegen Ihre Gegenwart ein so ohnmächtiger war, denn ich habe in Ihnen die intellektuelle Gesellschaft gefunden, nach der ich mich längst schon vergeblich sehnt.“

Die reizende, kindlich-naive Art, in welcher die Herzogin ihr ‚Geständnis‘ vorbrachte, hätte gewiß mit vollem Rechte jeden anderen harmlosen Gast bezaubert

und begeistert, und wenn dies ihre Absicht war, so hatte sie diese bei Dominico Gatti fraglos erreicht, denn dieser steife Nobile stellte seine Mokkatasse hin, um die weiße Hand, die sich ihm wie im schüchternen Zögern halb und halb entgegenstreckte, zu ergreifen und sie mit großer Inbrunst an die Lippen zu führen, während der Windmüller in ihm sozusagen beide Ohren spitzte.

„Eccellenza sind sehr — ja, mehr als gnädig“, versicherte er mit wunderbar gemimtem Ausdruck sichtlichen Geschmeicheltseins. „Die Urteilsfähigkeit der Kreise, die wir unsere ‚Gesellschaft‘ nennen, ist im allgemeinen eine so mangelhafte und geringe, daß es doppelt angenehm berührt, wenn der scharfe Blick von zwei tiefen und klaren Frauenaugen den wahren Kern in einem erfäßt und erkennt. Ich danke Ihnen aus dem Grunde meiner Seele dafür, Eccellenza!“

Windmüller hatte diese Phrase mit der ganzen kolossalen Überhebung ihrer Meinung in einem Ton steigen lassen, der eine ganze Welt von Anmaßung und bornierter Selbstgefälligkeit mehr noch verriet, als die Worte selbst, und mit großer Befriedigung stellte er dabei das flüchtige Lächeln fest, das über den feinen, schmalen Mund der Herzogin huschte, die sich natürlich über den Gimpel belustigte, der so leicht und mühelos in die Falle ging.

„Signor, ich bin aus einem Geschlecht, bei dem die Anerkennung des Geistes und des Genies Tradition ist“, sagte sie, geschickt ihrem Lächeln eine andere Deutung gebend. „Hier in Rom verschmachte ich fast in einer Wüste geistiger Dürre.“

„Welch ein Los für eine Frau von Ihrer geistigen Bedeutung!“ seufzte Windmüller mit Gefühl, trotzdem er von geistiger Dürre in Rom noch nichts verspürt hatte, außer, man begab sich eben in die Wüste, die ja allenthalben aufzufinden ist. „Indes“, setzte er harmlos hinzu, „indes werden Eccellenza ja

hier in Ihrem Hause selbst sicherlich die nötige Ansprache finden, denn, wie Doktor Nemi mir mittheilte, soll Donna Centa ja eine geistig ganz hervorragende Dame sein."

"Doktor Nemi hat einen Fetisch —: das Haus Arvali, und was ihm zugehörig ist, gilt dem alten Herrn widerspruchslos als 'hervorragend'", sagte die Herzogin mit einer kleinen Grimasse. "Sie dürfen von Doktor Nemis Worten immer zwei Dritteln abrechnen. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß meine Stieftochter nicht recht nett sei. Oh, beileibe nicht!"

"Wovon ich ja demnächst Gelegenheit haben werde, mich selbst zu überzeugen", murmelte Windmüller, als sie mit einem vielsagenden Achselzucken schloß.

"Gewiß, ja, ja", nickte die Herzogin. "Ich habe nur das Wort 'hervorragend' etwas einschränken wollen, damit Sie nicht enttäuscht werden. Donna Centa ist ja, wie gesagt, recht nett, nur stimmen ihre und meine Interessen nicht ganz überein, und durch den Umstand, daß wir fast gleichalterig sind, ergibt sich in mancher Beziehung ein schiefes Bild. — — — Ich bin ja gewiß die letzte, die etwas gegen meine Stieftochter sagen würde, — das fiele mir nicht im Traume ein, — aber, was wollen Sie? Die Stiefmutter einer erwachsenen Tochter hat ja niemals einen beneidenswerthen Stand — — — man wird als Eindringling behandelt — — man steht isoliert im eigenen Hause, fühlt sich vereinsamt, vernachlässigt, verlassen — — —"

Sie brach ab und drückte das Taschentuch auf die Augen, atmete schwer, und setzte dann mit zuckenden Lippen hinzu: "Darum macht es mich so glücklich, daß Sie, Signor, auf hoffentlich recht lange Zeit bei uns eingezogen sind, denn ich sehe in Ihnen nicht nur den geistig so hochbedeutenden Gelehrten, nein, ich ahne auch in Ihnen eine homogene, schöne Seele!"

Damit reichte sie Windmüller wieder ihre Juwelen-

funkelnde Hand, die er mit den Worten: „Sie haben sich in mir nicht getäuscht, Eccellenza“, abermals an die Lippen führte, worauf er eine eindrucksvolle Pause eintreten ließ.

„Noch eine Tasse Kaffee?“ unterbrach sie das kurze Schweigen dann in verändertem, liebenswürdigem Ton. „Nicht? Nun, dann will ich Sie nicht länger zurückhalten. Sie müssen mir aber versprechen, mich bald wieder in meinem Tusculum zu besuchen, wenn das Licht für den Ghislandi besser ist, als gerade zu dieser Stunde — ich habe Ihnen auch noch ein paar andere Säckelchen zu zeigen, die Sie interessieren werden, zum Beispiel meine Fächer Sammlung. Ich möchte wirklich wissen, ob Sie die Anwendung der Kunst für dieses Spielzeug in Frauenhänden billigen.“

„Das hängt von den Händen ab, in die es gelegt wird“, nälelte Windmüller galant, indem er einen nicht mißzuverstehenden, schwärmerischen Blick auf die der Herzogin warf.

„Als ob ich nach solch einem Kompliment gefischt hätte!“ wehrte sie lachend ab. „Übrigens hat irgend jemand behauptet, daß der Fächer die häßlichste Hand verschönt, wenn sie ihn mit Grazie zu gebrauchen versteht. Meine Sammlung dient aber nicht dem frivolen Zweck der Gefallsucht, sondern ausschließlich der auf den Fächer angewendeten Kunst. Einen Blick müssen Sie meinen Schätzen schon noch gönnen, Signor, ehe Sie gehen, — er soll in Ihnen nur den Wunsch erwecken, sie eingehend zu betrachten.“

Damit sprang sie auf und trat vor ein schmales, hohes Schränkchen, von dessen vielen, niedrigen Schubfächern sie eines herauszog und Windmüller, der ihr gefolgt war, darin zwei halb auseinandergefaltete Fächer sehen ließ, die auf dem mit karminroten Samt ausgeschlagenen Boden lagen.

„Das sind französische Fächer aus der Empirezeit“, erklärte sie im liebenswürdigen Plauderton. „Diesen

rechts hat Isaben für die Kaiserin Josephine gemalt; den anderen schuf Gerard für die Königin Hortense.“

„In der That? Wirklich recht nett, wennschon es kaum zu billigen ist, daß ein Künstler von Ruf sein Genie auf solche Spielereien vergeudet“, sagte Windmüller, der selbst Fächer sammelte, in seiner Rolle als Dominico Gatti. „Darf ich?“ setzte er fragend hinzu, indem er die Hand nach dem ‚Isaben‘ ausstreckte.

„Aber natürlich! Ich wußte es ja, daß meine Sammlung Sie interessieren würde“, rief die Herzogin, indem sie in kindlicher Freude in die Hände klatschte.

Windmüller nahm vorsichtig den bezeichneten Fächer aus dem flachen Schubfach und stieß dabei unwillkürlich ein leises: „Ah — was ist das?“ aus, das aber nicht dem gebrechlichen Gegenstand von Perlmutter, Gold und Seide in seiner Hand galt, sondern einem anderen, der darunter gelegen — nämlich der Scheide eines Dolches oder vielmehr eines jener langen, schmalen Stilette, wie sie in den Händen der vornehmen Herren vergangener Zeiten eine ebenso elegante wie furchtbare Waffe waren. Diese Scheide von schwer vergoldetem Silber war auf das kunstreichste in getriebener Manier gearbeitet und mit vielfarbigen Edelfsteinen reich verziert, — unzweifelhaft ein Meisterwerk italienischer Goldarbeiterkunst.

„Mein Gott — wie kommt denn das Ding hier herein? Ich dachte, — oh, lassen Sie es doch liegen!“ rief die Herzogin mit einem Ton, aus dem es wie Schreck oder Widerwillen, oder wie aus beidem gemischt klang.

Aber Windmüller, dessen Sammlerinteresse einmal angeregt war, hielt die Scheide schon in der Hand.

„Cinquecento, — könnte von Benvenuto Cellini selbst entworfen und gearbeitet sein“, murmelte er mit schlecht maskierter Begeisterung. „Welchen Schatz

verbergen Sie hier, Eccellenza? Das gehört doch, für das Auge sichtbar, in eine Vitrine!"

"Bah, — ein Bruchstück, nichts weiter!" rief die Herzogin mit einem kurzen, harten Lachen. „Ich — ich habe einen Widerwillen gegen das Ding, trotzdem es ein Erbstück meines Hauses ist. Ich wußte gar nicht, daß ich die Scheide hier hereingefan hatte — der Himmel weiß, wo das Stilett dazu hingekommen ist!"

„Oder in welchem Opfer es steckengeblieben ist", meinte Windmüller, scheinbar ganz in den Anblick des kostbaren Gegenstandes in seiner Hand versenkt, über dem er den Fächer in der anderen ganz übersah.

„Puh — welche Phantasie!" schüttelte sich die Herzogin. „Legen Sie das Ding weg, bitte!" setzte sie scharf hinzu.

„Ich bin nicht so zart besaitet, Eccellenza", meinte Windmüller harmlos. „Übrigens interessiert mich diese Scheide insofern noch besonders, als ich in meiner kleinen Sammlung alter Waffen ein Stilett besitze, dessen Griff ihr so ähnlich gearbeitet ist, als ob es dazu gehörte."

„Wahrhaftig?" fragte die Herzogin mit großen Augen, deren Pupillen so erweitert waren, daß sie ganz schwarz ausfahlen. Dann zog sie den Atem scharf ein und rief hastig, sich überstürzend: „Wenn dem so ist, dann tun Sie mir den Gefallen, nicht wahr? und behalten Sie diese Scheide. Es ist kein Geschenk, — bewahre, — es wäre ein Dienst, den Sie mir erweisen. Bitte, bitte, Sie würden mir eine so große Freude mit der Annahme dieses dummen Dinges machen."

„Eccellenza, mir scheint, es wäre richtiger, Ihnen mein Stilett zu der Scheide anzubieten", erwiderte Windmüller ablehnend.

„Das fehlte noch!" lachte sie atemlos. „Wissen Sie denn nicht, daß spitze Dinge die Freundschaft durchbohren, zerschneiden? Aberglauben, sagen Sie natür-

lich, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ich fest daran glaube. Nicht um die Welt würde ich eine Stecknadel von jemand annehmen, dessen Freundschaft ich nicht missen möchte! Nein, nein, — die Scheide ist Ihr Eigentum. Oh, weil's doch ein Erbstück ist? Pah, — ich bin nicht sentimental, wenigstens nicht nach dieser Richtung. Sie würden mich betrüben, kränken würden Sie mich, wenn Sie das wertlose Ding nicht von mir nehmen wollten, — als Unterpfand für unsere Freundschaft."

Windmüller erachtete es für weise, sich nicht länger zu sträuben, trotzdem weder das Anerbieten, noch auch die Annahme eines so kostbaren Gegenstandes von einer der beiden Seiten gerechtfertigt und dem guten Geschmack entsprechend war. Er murmelte etwas von den 'Kapricen' schöner Frauen, die einem Kavaliere Gesetz sein müssen', knüpfte daran einen kurzen Dank, machte ein paar schöne Phrasen, in denen 'ewiges Angedenken' sich anmutig wiederholte, und steckte die Scheide in die Tasche, womit der Zwischenfall erledigt schien.

Nachdem er noch den Habsen gebührend bewundert, empfahl er sich von der Herzogin, die ihm noch „Auf Wiedersehen beim Pranzo!“ mit ihrem reizendsten Lächeln nachrief, und dann stieg er langsam und nachdenklich zu seinen Zimmern in den zweiten Stock hinauf.

Zur Thür hereintretend, fiel sein Blick auf sein Spiegelbild, dem er mit Galgenhumor eine Verbeugung machte.

„Der Kerl dort im Spiegel scheint Glück zu haben“, dachte er mit einem flüchtigen Lächeln. „Natürlich nicht wegen seiner klassischen Schönheit, sondern wegen seiner klassischen Anmaßung, hinter der seine holde Wirtin eine vorklassische Dummheit vermutet. Damit wäre mein Rechenexempel für diese Maske soweit ohne Fehler, — irgendwelche Besorgnis, daß sie

mich darin erkannt hätte, ist überflüssig, sonst hätte sie mir nicht ein von dem gestrigen so grundverschiedenes Lied gesungen. Ja! Gestern war sie die schwesterliche Freundin ihrer theuern Centa, — heut die unterdrückte Stiefmutter. Es ist nur gut, daß mein Beruf es mir längst abgewöhnt hat, über irgend etwas erstaunt zu sein. Und diese Rißreddische Pflanze hat mit dem Kerl dort im Spiegel kokettiert? Wozu das alles? Was will sie von mir? Was auch ihr Plan ist, so war er nicht vorbedacht, — der Entschluß dazu ist ihr erst bei den Orangen gekommen, und die Idee schien ihr eine so gute, daß sie gleich zum Gimpelfang überging — —

Windmüller, immer noch vor seinem Spiegelbild stehend, steckte hier die Hände in die Rocktasche und bekam dabei in der Rechten die Stiletttscheide zu fassen.

„Und hat die neue Freundschaft nach altem Rezept gleich mit einem ‚kleinen Geschenk‘ befestigt!“ setzte er seinen geistigen Rückblick in Gedanken fort, indem er die Scheide vorzog und aufmerksam betrachtete. Ich möchte wissen, ob sie mir den Isabey-Fächer geschenkt hätte, falls der Zufall mir nicht diesen Gegenstand in die Hände spielte. Es war ihr sichtlich unangenehm, daß ich ihn fand — im ersten Augenblick war sie geradezu bestürzt. Es war etwas im Ton ihrer Stimme, was mir die Warnung gab, aufzumerken. Dann hatte ich die gute Idee, der im ersten Moment scheinbaren Ähnlichkeit der Scheide mit dem Griff meines alten Stilettts Worte zu geben — — beide Stücke gehören ganz bestimmt nicht zusammen, wie ich schon beim zweiten Blick sah, denn die Scheide ist älter, wesentlich älter. Wenn ich ‚gute Idee‘ sage, so meine ich nämlich, daß meine im Augenblick ganz absichtslose Bemerkung ihr die gute Idee eingab, mir die Scheide zu schenken, aufzudrängen. Kleine Geschenke — das Ding hier ist ein ganz anständiges kleines Geschenk, und wenn sie es nicht leiden mag, warum hat sie es

nicht zu Gelde zu machen versucht? Weil die paar hundert Lire wahrscheinlich nur ein Tropfen Wasser im Ozean ihrer Schulden gewesen wären? hm — laß mal sehen! Die Arbeit der Scheide ist wirklich wunderbar, mit einer Sorgfalt und einer Feinheit ohnegleichen, die Edelfsteine tadellos, vom reinsten Wasser! Aber das ist Nebensache, Franz Xaver, — die Frage: warum wirft sie solch ein Erbstück an einen total Fremden fort? liegt näher. Sie ist nicht sentimental in solchen Sachen. Das braucht man nicht zu sein und kann doch eine gewisse Verpflichtung fühlen, solche Familienreliquien aufzubewahren. Sie kennt genau den reellen und den ideellen Wert dieses Stückes und muß auch voraussetzen dürfen, daß ich ihn kenne; folglich muß sie eine ganz bestimmte Absicht mit diesem kleinen Geschenk zur Befestigung unserer Freundschaft haben. Zunächst glaube ich nicht an eine spontane Harmlosigkeit dabei, weil die holde Geberin eben die Herzogin della Pigna geborene Contessina Ristreddi ist, die unüberlegt kaum etwas Derartiges tun würde, und dann — dann habe ich ihre Augen gesehen, während sie mir das Geschenk aufdrang. Sie ist einer Inspiration damit gefolgt, — genau, wie meine werthe Person, beziehungsweise mein Alias ihr bei den Orangen die Inspiration eingegeben hat, der die Einladung zum Kaffee in ihr Privatzimmer folgte. Darüber wären wir uns also klar und müssen die historische Entwicklung dieser Komödie ruhig, aber sozusagen gesattelt und gespornt abwarten. Was nun diese Stiletttscheide betrifft — —

Jeder Mensch hat seine schwache Seite, seine Stelle, wo er sterblich ist. Viele verlockt sie dazu, ihre mehr oder minder kostbare Zeit zu verträdeln, verhilft ihnen sogar zum Falle, — aber selbst denen, die ihre schwache Seite zu beherrschen wissen, sich ihr nicht unterjocht haben, gewinnt sie doch hin und wieder ein Abirren von einem augenblicklich gesteckten Ziele

ab. Windmüller war Sammler, und jeder, der es ,auch ist', wird es also begreiflich finden, wenn man einer neuen Nummer für seine Sammlung, selbst auf dem strengen Pfade einer übernommenen Pflicht, einen kleinen Seitenblick widmet. Das ist einfach menschlich, und darum wird es Windmüller auch niemand übelnehmen oder als Zeitvergeudung anrechnen, daß er dem auf so unerwartet und ungerechtfertigterweise in seinen Besitz geratenen Gegenstand von seiner kostbaren Zeit einen kleinen Bruchteil schenkte. Ans Fenster tretend, betrachtete er liebevoll die wunderbare Arbeit der Stiletttscheide und fuhr glättend mit spigem Finger über die Flächen der geschliffenen Edelsteine, die zahlreich und doch mit vollendetem Geschmack und Feingefühl für die künstlerische Wirkung in das getriebene und ziselirte Muster eingelassen waren. Er stellte fest, daß die Innenseite zur Aufnahme der schmalen, dünnen Klinge mit purpurrotem Samt ausgefüttert war, und daß der Griff des Stilettts zum besseren Schutz an der Mündung der Scheide mit einer Feder in Verbindung trat, die beim raschen Ziehen der Waffe diese herausgeschneilt haben mußte, diese selbst aber beim Tragen so fest hielt, daß sie nicht herausfallen konnte. Zwei Ösen für die Ringe, welche die Kette hielten, an der das Stilett am Gürtel des Trägers befestigt wurde, waren an der Scheide vorhanden, und Windmüller stieß, während er das alles feststellte, einen leisen Pfiff aus und brachte die Stelle der Öffnung, wo die Feder sich befand, dem Lichte näher, indem er mit dem Nagel seines Daumens darauf drückte. Die damit verbundene Krastanwendung hätte genügen müssen, die Feder herabzudrücken, aber die Zeit und wahrscheinlich auch dazwischen angehäufter Staub hatten die Federung so stark erschwert, daß sie nicht mehr arbeitete. Daran war an und für sich nichts Auffallendes, und Windmüllers letzter Pfiff galt auch keineswegs der durch irgendeinen natürlichen

Einfluß verklammten Feder, sondern einem nur seinem alles sehenden Auge bemerkbaren Zeichen, daß der Spannkraft der Feder in neuerer oder neuester Zeit gewaltsam nachgeholfen worden war.

Zu Windmüllers unentbehrlichsten Hilfsmitteln gehörte ein sehr scharfes Vergrößerungsglas, das er im ledernen Futteral immer bei sich trug. Seine Linse, die schon so manches Geheimnis enthüllt hatte, bestätigte ihm — Windmüller — sofort die Wahrnehmung seiner an sich scharfen Augen: die Schrammen in dem vergoldeten Silber des ausladenden Mundes der Scheide waren wahrscheinlich durch eine spitze Schere verursacht worden, mit welcher man den Versuch gemacht hatte, die Feder in sehr unsachgemäßer Weise zurückzudrücken, und zwar mußte das in jüngster Zeit geschehen sein, denn die Eindrücke leuchteten in dem erloschenen Glanze der Vergoldung wie hellpolierte Silberfäden.

Jetzt hatte Windmüller sogar Zeit, sich hinzusetzen und zu überlegen. Das Nächstliegende zur Erklärung dieser Entdeckung war, daß jemand — der letzte Besitzer oder ein Neugieriger in seiner, beziehungsweise ihrer Umgebung — die Feder beim Betrachten der Scheide bemerkt und versucht hatte, sie in Bewegung zu setzen, und weil dies durch den Druck mit dem Finger nicht ging, zum Zeitvertreib mit einem zur Hand liegenden Instrument nachzuhelfen bemüht gewesen. Wahrscheinlich war dem so, denn da nach der Angabe der Herzogin das Stilett längst schon nicht mehr vorhanden war, so konnte es auch in letzter Zeit niemand durch gewaltsames Niederdrücken der Feder aus der Scheide gezogen haben. Die Frage war nur die, ob das Stilett auch wirklich ‚längst verloren‘ war? Unwesentlich, wie diese Frage ja nun eigentlich war, konnte Windmüller sie doch nicht unterdrücken, weil er Grund hatte, an der Wahrhaftigkeit der Herzogin zu zweifeln. Es war freilich

nicht recht einzusehen, warum sie einer solchen Lappalie wegen gelogen haben sollte; hatte sie das Stilett selbst verloren, — aber, wo in aller Welt, verliert man denn Dinge, wie eine blanke Waffe von solcher Gefährlichkeit, — so hätte sie das doch ruhig sagen können, denn es war ihr Eigentum, über dessen Schicksal sie keinem Menschen Rechenschaft zu geben brauchte! Mochte dem sein, wie ihm wollte, — die Scheide gab Windmüllers Einbildungskraft nun einmal ein Rätsel auf, das alle Möglichkeiten zu seiner Lösung zuließ; ein Rätsel, das ihm plötzlich seine Perücke als einen unerträglich heiß machenden Gegenstand empfinden ließ.

Franz Xaver, — du fängst an zu spinnen! ermahnte er sich selbst. „Noch ist gar kein Grund dafür vorhanden — nichts, als diese plötzlich ganz schwarz gewordenen, gefährlichen, veilchenblauen Augen. Wir wollen diesen Eindruck, der nichts als ein Beleuchtungseffekt zu sein braucht, einstweilen ins Wartezimmer verweisen, von wo er nach Bedarf aufgerufen oder heimgeschickt werden kann, und keine Zeit damit vertrödeln. Aber wissen möchte ich doch zu gern, warum der Fund dieser Scheide ihr so sichtlich unangenehm, um nicht zu sagen, schreckhaft war, und warum sie ausgerechnet mir das Ding aufgehängt hat!“

Nachdem Windmüller das ihm so unerwartet zugefallene Geschenk sorgfältig verwahrt, nahm er die ihm von Doktor Nemi zugesandten Pläne des Palastes vor und sah sie genau durch. Die Raumverteilung dieses mächtigen Gebäudeblocks war verhältnismäßig einfach und übersichtlich. Im „Piano Mobile“* wie im zweiten Stockwerk war durch Strichlinien im Westflügel — also nach dem Vicolo d’Arvati gelegen — sorgsam die sinnreiche Anlage schmaler, durch die

* Das erste Obergeschoß mit den Prunkräumen.

Dicke der Innenmauern gehender, geheimer Korridore und eingekeilter, kabinettartiger Räume eingezeichnet, die in den unruhigen und unsicheren Tagen der Vergangenheit geradezu Lebensbedingungen waren, denn durch diese verborgenen baulichen Anlagen war sowohl eine rasche Flucht möglich, als auch eine sichere Bergung der Wertgegenstände bei der Gefahr eines ‚Sacco‘.* Der Schrecken des ‚Sacco di Roma‘ durch die Truppen des Connetabels von Bourbon im Jahre 1528 lebt heute noch im Munde des Volkes von Rom fort, noch heut schrecken die Mütter des Borgo ihre ungesügigen Kinder mit dem ‚Bobone‘, und wenn jetzt noch viele, alte, italienische Familien Gold- und Silberschätze, Gemälde und Pretiosen besitzen, so verdanken sie die Erhaltung derselben sicher in erster Linie den Geheimgelassen ihrer Schlösser und Paläste. Daß viele römische Paläste auch sogenannte ‚Dublietten‘ besaßen — und noch besitzen, mittels der man sich in den Tagen der sogenannten ‚guten, alten Zeit‘ mißliebiger Personen entledigte, ist keine Sage, sondern eine Tatsache, die auch in anderen Ländern niemand ableugnen kann.

Falls im Palazzo Arvali diese geheimen Gänge und Gelasse noch vorhanden, das heißt, nicht als nicht mehr zeitgemäß und daher als überflüssig vermauert worden waren, dann führten sie aus beiden Stockwerken — wie Windmüller aus den alten Plänen feststellte — in das Erdgeschoß, beziehungsweise in den Keller unter dem Erdgeschoß, durch dessen eine Tür die Herzogin della Pigna in letzter Nacht das Haus verlassen haben mußte, um in dem geheimnißvollen Automobil davonzufahren. Es war leicht, die Lage des ‚Boudoirs‘ im ersten Stockwerk zu bestimmen; der anstoßende, an der Westseite des Palastes gelegene Raum war jedenfalls das Schlafzimmer der Herzogin, an welches sich,

* Plünderung durch den Feind oder durch das aufrührerische Volk.

nach dem Vicolo gelegen, noch zwei weitere Gemächer anschlossen, deren Verwendung Windmüller nur vermuten konnte. Vielleicht dienten sie als Ankleidezimmer und Garderobe, denn in der Nordecke des zweiten dieser Räume war eine sogenannte ‚Bussola‘ oder weit vorspringende Doppeltür eingezeichnet, die aber vermutlich als Wandschrank diente, doch schlossen sich ihr wiederum Strichlinien an, einen schmalen Gang in der Mauerdicke markierend, der in ein keilförmiges Gelaß neben dem Ballsaal im Nordflügel mündete. Die gleiche Zeichnung zeigte übrigens auch der Plan des zweiten Stockwerks darüber, und hier zeigte eine durch Schattenstriche angedeutete Wendeltreppe eine direkte Verbindung mit dem Keil im ersten Stock an. Aus diesem selbst führte eine in Absätzen zickzackartig eingebaute Treppe in ein großes, mit ‚Fondaco‘* bezeichnetes Gelaß im Erdgeschoß, in welchem eine Falltür nach dem darunter liegenden Keller leitete, in welchem ein ummauerter Kreis eine Zisterne andeutete, wie denn auch die Tür, welche Windmüller in letzter Nacht interessiert und beschäftigt hatte, aus diesem ‚Fondaco‘ in den Vicolo führte. Ob etwa aus diesem Keller oder einem anderen der sich ihm anschließenden ein unterirdischer Gang, wie er in alten Zeiten oft vorkam, heraus und weiter führte, war aus dem Plan nicht zu ersehen. Interessant, wie diese Pläne an sich und im architektonischen Sinne waren, hatten sie für Windmüller gegenwärtig nicht mehr, als einen allgemeinen Orientierungswert, vorausgesetzt auch, daß diese Geheimgelasse noch existierten und zugänglich waren, denn schließlich kam es augenblicklich nicht so darauf an, zu wissen, auf welchem Wege die Herzogin in den Fondaco zu gelangen pflegte, um ihre nächtlichen Ausflüge zu machen. Das Ziel derselben interessierte Windmüller vorläufig viel

* Lagerraum.

mehr, und einer der Briefe, die er heut früh geschrieben, und der an seinen Agenten in Rom gerichtet war, hatte die Einleitung zur Lösung dieses Rätsels zum Zweck. Er bediente sich dieser Hilfskraft, weil er nicht glaubte, darauf rechnen zu dürfen, daß er als Gast des Palazzo Arvali das Haus nachts unbemerkt verlassen könnte, und offen als ‚Nachtschwärmer‘ aufzutreten, wünschte er keineswegs. Endlich hätte auch noch der Besitz der notwendigen Schlüssel dazu gehört, um heimlich ausgehen zu können, und wenn Windmüller auch selbstredend die Mittel besaß, um schlüssellose Türen und Schlösser im Interesse seines Auftrages öffnen zu können, so mußte immerhin damit gerechnet werden, daß die Schlosserkunst vergangener Jahrhunderte dem Dietrich oft größeren Widerstand leistet, wie der allermodernste Arnheim.

Auf alle Fälle ist die Kenntnißnahme dieser Pläne, wenn auch augenblicklich ohne größeren Wert, nicht kurzerhand zu verachten, denn man kann nie wissen, wozu man solch eine topographische Wissenschaft brauchen oder verwerfen kann, überlegte Windmüller, während er die dauerhaften Pergamentblätter wieder zusammenrollte. Das war wohl auch der leitende Gedanke des alten Löwen, als er sie mir anvertraute. Hätte er den Schlüssel zum Vicolo gleich dazugepackt, — aber der ist wohl lange schon im sicheren Gewahrsam meiner holden Gönnerin, und Nemi kann kaum eine Ahnung haben, daß besagter Schlüssel selbst für meine Findigkeit etwas zu hoch hängt. Ich sehe auch augenblicklich keinen Grund, mich seiner zu bemächtigen; ehrlich gesagt, ich sehe wirklich keinen. Denn was der Pranzo heut abend mir etwa bringen könnte, ist ja vorläufig noch gar nicht zu übersehen. Vorsichtig muß und will ich vorgehen, jeden sich bietenden Vorteil ebenso, aber gründlich ausnützen, denn — *ceterum censeo*: die Lösung des Rätsels vom Verschwinden der Donna Centa ist hier im Hause zu suchen und zu finden, und

der Schlüssel dazu ist die Herzogin della Pigna. Das ist meine feste Überzeugung.'

Ein Blick auf seine Uhr belehrte Windmüller, daß es Zeit sei, auszugehen. Hut und Stock ergreifend, verließ er sein Zimmer und den Palast, ohne jemand zu begegnen, schlenderte, sich vor dem Portal nach links wendend, an der Ostseite entlang der Nordfront zu, und gelangte bald durch die schmale, düstere Gasse der *'Botteghe oscure'* zum Palazzo Venezia, dem Sitz der Oesterreich-Ungarischen Gesandtschaft beim Vatikan, neben welchem, dem Eingang zum Corso Umberto gegenüber, nun die gänzlich verfehlte, weiße Marmor-masse des *'Nationaldenkmals'* mit der ebenso geschmacklosen, vergoldeten Reiterstatue Victor Emanuels II. inmitten ihrem Wirrwarr von Säulen, Treppen und Statuen sich mit Erfolg bemüht, das alte, malerische Bild dieses Stadtteils zu erdrücken und zu verschieben. Denn diesem ungeheuern und ungeheuerlichen Denkmal eines barbarischen Geschmacks, das an einer anderen Stelle möglicherweise ganz imposant gewirkt hätte, mußte der herrliche, alte Glockenturm von Araceli und das malerische Stück antiker Wasserleitung zum Opfer fallen, mußte der graziöse Palazzetto neben dem Palazzo Venezia, eines der schönsten und edelsten Baudenkmäler Roms, abgetragen und an die Westecke des Palastes *'versehrt'* werden, — also beschlossen und führten es aus die Vandalen, die vom Capitol aus die Ewige Stadt verschandeln. An der Ecke des *'rekonstruierten'* Palazzetto — als ob zum Beispiel das Colosseum, an einer anderen Stelle *'rekonstruiert'*, noch dasselbe wäre! — steht jetzt auf niederem Sockel das Fragment der Statue einer römischen Matrone der Kaiserzeit, vom Volke *'Madame Lucrezia'* genannt; sie wechselte früher mit einer gleichfalls verstümmelten Statue, *'Abbate Luigi'* geheißten, beißende und lustige Epigramme, wie der-einst der berühmte *'Pasquillo'* mit dem *'Marforio'*, —

das heißt, witzige Köpfe hefteten an diese Statuen ihre oft recht niederträchtigen Kritiken über römische Zustände und Personen, zur Ergötzung und Schadenfreude des Volkes. Der ‚Pasquillo‘ steht heute noch an seiner alten Stelle an der Ecke des Palazzo Braschi, — jetzt das Ministerium des Innern, — sein Widerpart, der ‚Marforio‘, eine liegende Brunnenstatue des Neptun, wurde zur Beendigung der Pasquilladen in den Hof des Statuenmuseums auf dem Capitol gebracht, der ‚Abbate Luigi‘ in den Palazzo Vidoni verbannt, und die ‚Madame Lucrezia‘ ist verstummt vor dem niederschmetternden Anblick des Nationaldenkmals, das zwar schon gegen vierzig Millionen Lire verschlungen hat, aber immer noch nicht fertig ist und den Beweis liefert, daß der ‚Cäsarenwahnsinn‘ des alten Rom, über dessen Denkmalswut sich heut noch die Historiker aufregen, eine ganz bescheidene Selbstberäucherung war, deren Spuren wenigstens das Herz der Kunstfreunde erfreuen. — Den Platz vor dem Nationaldenkmal überschreitend, wozu allerdings bei dem dort allzeit herrschenden Herensabbath von Trams, Autos und Fuhrwerken aller Art eine gewisse Virtuosität gehört, erreichte Windmüller den Schatten des Palazzo Bonaparte, in welchem Madame Lefizia, Napoleon I. Mutter, ihre Tage beschloß, und mit ihm den bewegten, verkehrreichen Corso Umberto, die ‚Via Lata‘ des antiken Rom. Er warf einen gewohnheitsmäßigen, aber immer wieder neu entzückten Blick in den köstlichen, säulengetragenen, palmengeschmückten Hof des enormen Palazzo Doria-Pamphilij, an den sich der edle Portikus der Kirche Santa Maria in Via Lata, dereinst S. Ciriaco genannt, lehnt, und kam weiterschreitend an San Marcello vorüber, über dessen Portal die Leiche des vordem vergötterten, letzten Tribunen Roms, Cola di Rienzo, von dem launischen Volk mit Steinen geworfen und geschmäht wurde.

Bald erreichte Windmüller die Piazza Colonna

und bog, die herrliche Säule Marc Aurels links liegen lassend, rechts in der Richtung der Via Claudia ein, und damit ein hübsches Stück Wegs abschneidend, gelangte er auf den Platz von San Silvestro in Capite, dessen ehemaliges Kloster, in dem Vittoria Colonna gewohnt, heut das Gebäude der Hauptpost von Rom ist.

Der Schalter für die postlagernden Briefe, den Windmüller unter den Arkaden des Innenhofes aufsuchte, war eben weniger wie sonst belagert; die wenigen Personen, die vor ihm standen, wurden rasch abgefertigt, und ein junger Mann, der auch dort gestanden, trat höflich zur Seite und entfernte sich mit einem langen Blick und einem unverhohlenen Grinsen, als Windmüller laut und deutlich nach Briefen für „Signor Dominico Gatti aus Turin“ fragte.

Nachdem dieser einen Brief in Empfang genommen, ihn sofort geöffnet und die wenigen, darin enthaltenen Zeilen überflogen hatte, verließ er die Hauptpost wieder und schlenderte rechts herum zum Portal der Kirche von San Silvestro in Capite, die, den katholischen Engländern zum Gebrauch überlassen, eines der prächtigsten Gotteshäuser von Rom ist und ihren Beinamen von der darin verwahrten Reliquie des Hauptes Sankt Johannes des Täufers trägt. Zwischen dem Portal und dem eigentlichen Eingang der Kirche befindet sich ein kleiner Vorhof, in welchem allerlei Rudera des älteren Gebäudes und antike Fragmente aufgestapelt sind, und hier stand der junge Mann, der Windmüller vorhin am Postschalter so höflich Platz gemacht, und studierte mit anscheinend großem Eifer eine lateinische Inschrift. Schritte hinter sich hörend, wendete er sich jedoch um, und kam Windmüller mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Ah, Signor Gatti, — sehr erfreut, Sie in Rom zu sehen!“ rief er zum Benefiz der alten Bettlerin am Tor und des großen, schwarzen Katers, der sich waschend, auf den Stufen der Kirchentreppe saß, und

fuhr leise, in deutscher Sprache fort: „Hätten Sie mir nicht geschrieben, daß Sie dieser Gatti sind, der um vier Uhr am Ferma-in-posta-Schalter einen Brief abholen würde, — ich hätte eine solche Metamorphose überhaupt nicht für möglich gehalten. Ihre eigene Mutter würde Sie verleugnen! Aber Sie sehen einfach großartig aus.“

„Freut mich, zu hören, lieber Seeber“, erwiderte Windmüller in seiner natürlichen Stimme dem jungen Manne, seinem Agenten. „Pfifferling hat mir zwar schon das Kompliment gemacht, daß ich wie ein ‚Patentfahke‘ aussehe, aber Ihre Bestätigung ist mir doch recht wertvoll. Doch nun zu unseren Geschäften, die wir während der Betrachtung dieses Cypus gut erledigen können. Erstens: Sie haben die Beschreibung der Juwelen erhalten, die ich Ihnen schickte?“

„Gewiß; aber es ist bisher nichts davon zu entdecken gewesen“, berichtete Seeber, indem er sich mit Windmüller über das antike Fragment beugte. „Erst habe ich meinen Freund vom Juwelendepartement im Monte di Pietà aufgesucht und befragt; Schmuckstücke, wie Ihr Verzeichnis sie angibt, sind in den letzten drei Tagen auf dem Leihamt nicht verfehlt worden. Lose Steine, ja, aber darunter keine graue Perle, auch keine muschelig geschliffenen Saphire. Dann bin ich in etwa einem Duzend Geschäften gewesen, die Juwelen ankaufen, bin aber überall auf Verneinung gestoßen. Natürlich ist die Liste damit bei weitem noch nicht erschöpft.“

„Sie haben diese Nachfragen amtlich gemacht?“

„Gewiß; sonst wär's verlorene Liebesmüh' gewesen. Der entliehene Ausweis zog.“

„Gut. Setzen Sie also Ihre Nachforschungen fort. Und nun zum zweiten Punkt: Das Automobil.“

„Ist besorgt. Ich habe einen guten Bekannten, der mir sein Auto, ein kleines, zweifitziges, sehr behendes, rasch wendendes und fast lautlos gehendes

Fahrzeug, zur Verfügung gestellt hat. Ich selbst habe es schon einige Male gefahren."

„Sehr gut. Also, mit diesem Auto werden Sie heut, kurz vor Mitternacht, in der Via del Vino, wenig Häuser vor dem Palazzo Arvali, halten, aber möglichst so, daß man Sie von dort aus nicht gleich bemerkt, — am besten mit dem Rücken gegen den Palast. Vermutlich wird dann, am Eingang zu den Botteghe oscure, ein großes, rotes, seine Lichter verdunkelndes Auto anfahren, eine Dame wird einsteigen und damit davonsfahren. Alles, was Sie zu tun haben, ist, diesem Auto unauffällig zu folgen und festzustellen, wo es hält, beziehungsweise, wo die Dame aussteigt. Ist das klar?"

„Vollkommen, Herr Doktor. Und wohin sende ich meinen Bericht?"

„An Signor Dominico Gatti im Palazzo Arvali. Sie können den Brief am besten selbst morgen früh beim Portier abgeben, oder sich einfach bei dem Adressaten melden lassen, was vielleicht das beste und sicherste ist. So, nun bleiben Sie noch ein Weilchen hier bei Ihren archäologischen Studien, während ich mich entferne. Auf Wiedersehen, lieber Seeber!"

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor!"

Den stark belebten Platz nach dem Corso zu kreuzend, klopfte Windmüller mit der Hand auf seine Briefftasche, in welcher er den auf der Post abgeholten Brief verwahrt hatte, holte ihn hervor und prüfte den Aufgabestempel.

Zwischen zwölf und ein Uhr mittags also hatte man durch die Polizei noch keine Spur von Donna Centa entdeckt, stellte er fest. Die Juwelen, — von denen die Polizei, nota bene, nichts weiß, und das Charakteristische dabei ist, daß sie auch gar nicht gefragt hat, ob die Vermisste welche an sich trug, — diese Juwelen also sind an soundso viel Stellen zum Verkauf oder zum Beleihen nicht angeboten worden, womit vor-

läufig noch nichts gesagt zu sein braucht. Hat nun die Frau des Sor Luigi richtig gesehen, dann hat also nicht Donna Centa, sondern die Herzogin die Karte in den Postkasten gesteckt, und damit wäre auch erklärt, weshalb der Mantel, den Donna Centa bei ihrem Ausgange getragen haben soll, nach der Angabe der Portiersfrau ungewöhnlich lang war. Das ist der Frau ja natürlich aufgefallen, und sie hat sich ihren Vers darauf gemacht, jedoch nur vage Andeutungen darüber zu machen gewagt, und diese umgehend zurückgezogen, wie es so die Art dieser Leute ist. Ergo: Donna Centa hat das Haus entweder zielbewußt durch einen anderen Ausgang, oder überhaupt nicht verlassen, und mit dem vollen Einverständnis, mit der Beihilfe und der Mitwisserschaft der Herzogin die sonderbare Komödie in Szene gesetzt, die ja wohl einen bestimmten Zweck verfolgt. Schön, — aber welchen? Der alte Nemi schwört zwar in vollständiger Übereinstimmung mit dem Conte Sassonero und der Marchesa auf die Unmöglichkeit einer freiwilligen Entfernung, was gewiß ins Gewicht fällt, und zwar zugunsten der Vermißten; aber sollte ihm nicht doch vielleicht nachträglich irgendein Verdacht gekommen sein, der ihn veranlaßte, mir die Pläne des Palastes zu schicken? Heißt das soviel wie: ‚Such’ sie im Bereich ihrer eigenen vier Wände?‘ Das hatte ich ohnedem im Sinn, das heißt, ich hoffe dort ganz bestimmt eine sichere Spur von dieser erratischen Donna Centa zu finden. Ich bin sogar fest überzeugt, daß ich sie dort finden werde. Ich wollte, der alte Nemi rückte lieber klipp und klar mit der Sprache heraus, statt ‚Blindekuh‘ mit mir zu spielen — — o, scusi!

Dieser Ausruf galt einer stockfremden Person, mit der Windmüller, in seine Gedanken versunken, an der Ecke des Corso zusammengerannt war. Er kreuzte, so schnell es eben ging, diese zur Stunde von Menschen und Fuhrwerken einfach wimmelnde Straße und

ging quer über die Piazza Colonna seinem Ziel, dem Palazzo Arvali, nur der Abwechslung wegen auf einem anderen Wege entgegen. Auch auf diesem war der Verkehr sehr lebhaft und steigerte sich namentlich um das Pantheon, an dessen beiden Längsseiten fortwährend Trams vorüberrollen, während sich in den engen Straßen, die auf den Platz davor münden, Vehikel aller Art oft geradezu beängstigender Weise stauen. Diesen Zustand fand Windmüller denn auch zu dieser besonders belebten Nachmittagsstunde an dem Knie vor, das die Straße kurz vor dem Platze des Pantheon beschreibt, und hier, wo der Weg durch einen Lastwagen, der ein Rad verloren hatte, wirkungsvoll auch für Fußgänger blockiert war, standen die Wagen, welche weder vor- noch rückwärts konnten, in langer Reihe wartend aufgebaut, und wer große Eile hatte, tat besser, eine andere Straße zu wählen, denn diese hat, wie die meisten alten Straßen Roms, keinen Bürgersteig, und es ist im Falle einer solchen, nicht ungewöhnlichen Blockade einfach unmöglich, sich an den Wagen durchzuschlängeln, die bis dicht an die Häuser heran stehen. Vor einem Laden mit elektrischen Beleuchtungsartikeln aber stand eine elegante Victoria mit zwei prächtigen Rappen bespannt, in deren mit dunkelblauem Tuch bezogenen Sitz, Windmüller den Rücken kehrend, die Herzogin della Pigna saß, und sich mit einem neben dem Wagen stehenden Herrn unterhielt.

Da Windmüller sich nicht vordrängen wollte, wobei er hätte grüßen müssen, so trat er in den Laden und ließ sich elektrische Batterien für Taschenlaternen vorlegen. Während der Verkäufer zunächst einen schon im Laden befindlichen Kunden abfertigte und dann die Batterien herbeiholte, konnte Windmüller durch die halb geöffnete Tür, hinter welcher er stand, ohne Mühe hören, was die Herzogin mit dem Herrn neben ihrem Wagen, und zwar in der bei der italienischen Gesellschaft

bevorzugten französischen Sprache, redete. Es waren nur ganz persönliche und gleichgültige Bemerkungen, welche beide miteinander wechselten, und erst, als ein Vorrücken der Wagen sich bemerkbar machte, und der Windmüller unbekannter Herr laut: „Donc, au révoir, Duchesse!“ ausrief, horchte der erstere auf, denn die Herzogin erwiderte leiser, aber doch deutlich vernehmbar: „Au révoir, cette nuit à l'heure habituelle!“

„Ah!“ dachte Windmüller, zum Ladentisch tretend, wo der Verkäufer eben die Batterien zur Wahl auslegte. Damit wissen wir erstens, daß Seeber heut nacht nicht umsonst warten wird, und zweitens, daß die Herzogin mich nicht bemerkt hat, als ich in den Laden trat, sonst hätte sie diese Worte schwerlich gesprochen, schon um keine Neugierde bei mir zu erregen. Wenn ich jetzt noch wüßte — aha, da ist er ja! Dieser innerliche Ausruf galt dem Eintreten des Herrn, mit welchem die Herzogin eben gesprochen hatte. Auch er verlangte eine Taschenlaternenbatterie einer bestimmten Marke, welche aber zum höflichen Bedauern des Verkäufers gerade nicht vorhanden war, worauf der Herr sich wieder entfernte.

Windmüller hatte inzwischen seine Batterie gewählt und fragte beim Bezahlen, wer wohl der Herr gewesen sei, — er käme ihm so bekannt vor.

„Das war der Marchese Brancalone“, war die bereitwillige Antwort.

„Ach ja, richtig!“ machte Windmüller, der in der That dem Betreffenden schon in größeren Gesellschaften begegnet war, sich aber seines Namens nicht erinnern konnte, der sizilianischen Ursprungs war. Den Laden wieder verlassend, suchte er sich zu erinnern, was er wohl jemals über den eleganten Träger dieses alten, ehedem sogar großen Namens gehört haben konnte; jedenfalls mußte es nichts Besonderes sein, denn Windmüllers Gedächtnis war gut. Da dieser Marchese, ein noch annähernd jugendlicher Mann,

jedoch mit den nächtlichen Ausflügen der Herzogin delle Pigna in näherem Zusammenhange zu stehen schien, so konnte Windmüller sich mit der mageren Wissenschaft des Namens allein nicht begnügen, fand es also ganz der Mühe wert, wieder umzukehren und den Weg zum Hauptpostamt noch einmal zurückzulegen, wo er in das Kabinett des Fernsprecher-Automaten eintrat und sich mit dem Polizeipräsidenten verbinden ließ.

„Ja“, beantwortete er die seiner Namensnennung folgende Frage, ob der Brief von heute mittag in seinen Händen sei. „Ich habe ihn eben in Empfang genommen. Vielen Dank. Seitdem nichts Neues über Donna Centa Urvali? Nichts? Wie merkwürdig! Ja, nebenbei: Kennen Sie den Marchese Brancalone?“

„Natürlich, — wer kennt ihn nicht?“ lautete die Antwort. „Er grassiert ja einfach bei allen Empfängen, Bällen, Tees, im Theater, auf den Rennplätzen, bei den Fuchs- und Hatzjagden. Junggeselle natürlich, oder vielmehr merkwürdigerweise, da er bei allen reichen Erbsinnen des In- und Auslandes anhält und deswegen den reizenden Übernamen ‚Omnibus‘ führt. Besagte Erbsinnen können sich anscheinend aber nicht entschließen, seinen alten Namen nebst Titel mit ihren Reichthümern zu erwerben — — — Armer Teufel? Nun ja, so ungefähr. Brancalone gehört zu den Lilien des Feldes, die weder spinnen noch ernten, und die der beste Schneider doch mit seinen besten Stoffen bekleidet. Schulden? Hm, nein, die sind ihm nicht nachzuweisen; ist auch dem Vermieter seiner eleganten Wohnung in der Via Nazionale nichts schuldig, trotzdem er nachweislich kein Vermögen hat und auch keine Einkünfte — — — Ob polizeilich gegen ihn etwas vorliegt? Lieber Doktor — — ah, Sie fragen im Beruf! Nun, von ‚Vorliegen‘ kann man kaum reden, aber wir sehen ihm auf die Finger, denn irgend-

woher muß der Mammon bei ihm doch kommen. Daß die Quelle keine einwandfreie wäre, ist bisher nicht nachzuweisen gewesen. Am Totalisator hat er gewonnen, aber auch schon verloren, und das ist wirklich alles, was ich Ihnen sagen kann. Bitte, gern geschehen, — bedarf keines Dankes. Durchaus nicht. Auf Wiedersehen! Schluß!”

„Das ist doch wieder mal ‚echt!‘“ brummte Windmüller abläutend. „Wir sehen ihm auf die Finger! Wenn ich das vorhätte, wüßte ich längst, aus welcher Quelle die Mittel des Herrn Marchese stammen. Wahrscheinlich werde ich diese Neugierde auch noch befriedigen müssen, womit ich meinen verehrten Kollegen von der ‚heiligen Hermandad‘ gelegentlich mal einen kleinen Gegendienst erweisen kann, — nach dem Grundsatz, daß eine Hand die andere wäscht. Wenn einer, der den besten Schneider in Nahrung setzt, elegant wohnt und alles mitmacht, ‚nachweislich‘ kein Vermögen hat und auch keine Schulden, dann wird die Quelle, aus welcher er schöpft, wohl des Ansehens wert sein. So, nun wollen wir uns eine Droschke genehmigen, die wir uns durch den guten Gedanken vorhin, übers Pantheon zurückzugehen, reichlich verdient haben.“

Als Windmüller wenige Minuten vor halb acht Uhr am Abend im tadellosen ‚Smoking‘ den Salon im Piano Nobile des Palazzo Arvali betrat, wurde er von der Herzogin della Pigna mit einer so strahlenden Liebenswürdigkeit begrüßt, als ob er ein längst mit Ungeduld erwarteter alter Freund gewesen wäre. Da er infolge seiner reichen Menschenkenntnis zu dem — mit allem Vorbehalt gefaßten Schlusse gekommen war, die Herzogin für unzuverlässig, wankelmütig und unaufrichtig zu halten, so war er vollständig darauf vorbereitet gewesen, plötzlich wieder kühl und zurückhaltend behandelt zu werden; wenn sie es also für gut fand, in der heut mittag entwickelten Stimmung ihm

gegenüber zu bleiben, und diese noch um einiges zu erhöhen, so war das für Windmüller ein Warnungszeichen zu doppelter Vorsicht. Ob es gerechtfertigt war, dieser reizenden Sirene zuzutrauen, daß sie sich nicht ohne einen tieferen Grund, ohne einen egoistischen Zweck mit ihren Liebenswürdigkeiten verausgaben würde, mochte dahingestellt bleiben; aber wenn eine Dame ihrer Lebensstellung einem ungebetenen und schließlich doch auch ganz unbekannten Gast die unumgänglichen Formen der Höflichkeit und der guten Erziehung zuteil werden läßt, so hat sie damit auch alles getan, was dieser Gast billigerweise erwarten durfte. Das ‚Mehr‘, besser gesagt, das ‚Zuviel‘ war’s jedoch, was Windmüller mißtrauischer machte, wie es ohnedem seine Pflicht war zu sein; seine Aufgabe bestand nur darin, sich davon nichts merken zu lassen und zu tun, als ob die Auszeichnung des p. p. Gatti das Allernatürlichste von der Welt sei, um die Herzogin in ihrem ferneren Benehmen um so sicherer zu machen.

Aber auch das durfte in keiner Weise übertrieben werden, denn Windmüller fühlte in der Herzogin einen fast ebenbürtigen Gegner, dessen schwache Seite er noch nicht kannte. Was man dafür hätte nehmen können, nämlich ihre sich widersprechenden Ansichten über den Grund von Donna Centas Verschwinden, brauchte es nicht zu sein, vielmehr nur eine Taktik zur bewußten Irreführung. Denn die Herzogin war eben eine Riffreddi, der die Intrige im Blute lag, — eine Eigenschaft, die zu unterschätzen ein gröberer Fehler gewesen wäre, wie das Gegenteil; das letztere läßt sich berichtigen, das erstere nie, oder doch nur zum Nachteil des anderen. Windmüller war also mit allen seinen Sinnen auf der Hut, und dank dieser Fähigkeit entging es ihm im Verlauf der feierlichen Mahlzeit nicht, daß die Herzogin hin und wieder ein maliziösbelaustigtes Lächeln nicht unterdrücken konnte, wenn er in seiner Rolle des arroganten, mit geistigem Hoch-

mit gesättigten Kunstgelehrten eine besonders dick aufgetragene Schmeichelei mit größter Selbstverständlichkeit und befriedigter Genugthuung herabschluckte. Dieses gar nicht einmal so versteckte Lächeln aber belehrte Windmüller besser über den Zweck der Übung, als ein verlängertes Charakterstudium es vermocht hätte.

Nach dem Pranzo machte er Miene, sich zu empfehlen, wie es der gute Ton von ihm, dem Fremden, erforderte. Da jedoch während der Mahlzeit wegen der ständigen Anwesenheit der aufwartenden Diener das Gespräch sich nur auf ganz allgemeinen Gebieten bewegt hatte, Windmüller aber ziemlich sicher zu sein glaubte, daß die Herzogin mit ihrer durchaus nicht sparsam eingestreuten Bewunderung seines Geistes und seines Wissens einen ganz bestimmten Zweck verfolgte, so hätte es ihn überrascht, keine Aufforderung zum Bleiben zu erhalten.

„Oh, Sie werden mich doch nicht schon allein lassen wollen?“ rief sie auch wirklich, als er sich nach aufgehobener Tafel und einigen nichts sagenden Phrasen im Salon mit korrekter Verbeugung empfehlen wollte. „Falls Sie nichts Besonderes heut abend vorhaben, wäre es wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir noch ein Stündchen Gesellschaft leisten wollten.“

„Ihr Wunsch ist mir nicht nur Befehl, Eccellenza, er ist mir eine besondere Ehre“, versicherte Windmüller galant. „Ich habe nichts Besonderes vor, — aber wäre dies der Fall, so müßte es selbstredend dem ‚ganz Besonderen‘ weichen.“

„Wie schön gesagt“, lachte sie fröhlich — für unbefangene Ohren, während die feinen einen kaum verschleierten Hohn daraus zu hören glaubten. Ganz natürlich, — die Herzogin della Pigna war's gewöhnt, von ganz anderen Leuten, als von einem obskuren Herrn Gatti, solche Komplimente zu hören. „Ich schlage vor, wir gehen wieder in mein Boudoir, —

es ist dort viel gemüthlicher, wie hier im Salon, nicht wahr?"

Damit ging sie ihm voraus, und bald saß er ihr gegenüber in dem reizenden und prächtigen Gemach, das, von rosig verschleierten elektrischen Lampen beleuchtet, in einem magischen, halben Dämmerlicht lag, und die ihm angebotene Zigarette anzündend, wartete er gespannt auf den ersten Blick in die Karten dieser modernen Circe. „Ich finde, die Stunde nach dem Pranzo sollte man nie allein sein, — sie ist die gegebene zum freieren Austausch der Gedanken“, plauderte sie, mit ihrer eigenen Zigarette tändelnd. „Mittags, nach dem Gabelfrühstück, ist das Licht noch zu hart, um den wirklichen Wunsch nach Gesellschaft dringend zu machen. Die Sonne ladet zu Beschäftigungen ein, die man ohne sie nicht gut vollbringen kann, aber wenn die Nacht herabsinkt und die Lichter entzündet sind, möchte man sich mit Gleichgestimmten unterhalten. Jetzt, da meine Stieftochter — verreist ist, bin ich ganz mutterseelenallein, denn mein, unser Trauerjahr ist noch nicht um, und wir sehen nur selten intime Gäste bei uns. Wenn man ja auch schließlich die Musik hat, um die tiefe Stille um einen zu unterbrechen, die wirklich manchmal lastend werden kann, so möchte man — ich gestehe das offen ein —, wenigstens doch einen Zuhörer dafür haben. Dabei fällt mir ein, daß ich Ihnen ja versprochen habe, etwas auf meiner Harfe vorzuspielen. Wenn Sie also in der Stimmung sind, zu hören — —“

„Der bloße Anblick der Künstlerin schafft diese Stimmung“, näselte Windmüller mit einem feurigen Blick auf die Herzogin, und diese stand mit einem leisen Lachen, das diesen Blick quittierte, auf und setzte sich an die Harfe, über deren Saiten sie zunächst zur Prüfung der Stimmung die Finger irren ließ, und dann begann sie zu spielen.

Windmüller, der imstande war, unabhängig von seinen Zwecken und Zielen, ästhetisch zu empfinden, und das Schöne, wo er es fand, im abstrakten Sinne zu bewundern, spendete in Gedanken dem Bilde der Spielerin ungetheilten Beifall, und in der That war auch der Anblick, den sie gewährte, ein ganz entzückender.

Die Harfe in ihrem reichvergoldeten, kunstvoll geschnitzten, mit einem Cherubskopfe gekrönten Rahmen stand zur besseren Tonentwicklung auf einem niederen Podium vor einem Vorhang von blaßmeergrüner, golddurchwirkter Seide, und von diesem, mit raffinierter Berechnung gewähltem Hintergrund hob sich die zarte, schlanke Gestalt der Herzogin in einer durchscheinenden Robe von schwarzem Chiffon, mit ihrer krausen Fülle goldblonder Haare, ihrem gemmenartigen, schmalen Gesicht mit den sternengleichen, großen, veilchenblauen Augen mit wunderbarer Plastik ab. Das Instrument in den Armen, glitten ihre weißen, wunderschönen Hände mit vollkommener Beherrschung über die Saiten und entlockten ihnen Akkorde vom reinsten, süßen und sonoren Wohlklang.

Die Harfe ist heutzutage — mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — kein Modeinstrument mehr, dabei aber durchaus nicht leicht zu erlernen und zu spielen. Vielleicht lohnt es nicht die Mühe, die zur Erreichung einer gewissen Virtuosität erforderlich ist, denn reizvoll, wie sie anfänglich wirken kann, wird sie leicht einkönig und als Soloinstrument ermüdend, woran die dem Spieler durch die ganze Konstruktion auferlegte Beschränkung mehr die Schuld trägt, als dieser selbst. Die Pedalharfe hat zudem noch durch das unablässige Hin- und Herfahren der Füße des Spielers den Nachteil, den Hörer, oder besser gesagt, den Zuschauer auf die Dauer nervös zu machen, was indes durch die freilich noch wenig eingebürgerte, kreuzsaitige Harfe, welche das Anschlagen der halben

Töne ohne Pedale erlaubt, vermieden wird, und einen volleren, edleren Ton erzeugt.

Die Herzogin della Pigna beherrschte dieses doppelt schwierige Instrument mit voller, zweifelloser Meisterschaft; sie wußte ihm so süße, schmelzende Töne zu entlocken, daß ihre Hörer gewohnt waren, sie ‚seelenvoll‘ zu nennen, und auch Windmüller, der aufmerksam zuhörend, dabei die Spielerin beobachtete, hätte das Gegenteil nicht zu behaupten vermocht, schon weil ihr Spiel durchaus musikalisch war und Fähigkeiten verriet, die eines anderen, vollkommeneren Instrumentes würdig gewesen wären. Zum Beispiel der Anschlag, der Saiten und Tasten den Klang entlockt, den man ‚singend‘ nennt, und durchaus nicht jedem, nicht einmal Künstlern von Beruf eigen ist, denn er kann nie erlernt werden, weil er eine natürliche Gabe ist. Aber seelenvoll hätte Windmüller das Spiel der Herzogin ebenjowenig nennen können, weil er, wie alle besonders fein Besaiteten, darunter etwas anderes verstand, als eine raffinierte Beherrschung des Materials, — und doch hätte er auch für das, was zwischen beiden lag, den rechten Namen nicht finden können. Es war etwas ungreifbar Subtiles, das dem Ausdruck ihrer Augen entsprach, als sie ihm heut nachmittag die leere Stilettseide schenkte, aufdrang, als sie darüber lächelte, wie er beim Pranzo ihre Schmeicheleien hinzunehmen vorgab, als sie vorhin lachte, als er die Künstlerin stimmungsmachend pries und sie dabei ansah.

Daß die reizende, von der ‚Gesellschaft‘ verwöhnte Herzogin della Pigna sich aus purer Liebenswürdigkeit herabließ, dem p. p. Gatti nach dem Pranzo auf der Harfe vorzuspielen, war so unwahrscheinlich und so lächerlich anzunehmen, daß Windmüller nun wirklich mit höchster Spannung auf die Enthüllung des eigentlichen Zweckes wartete; es galt jetzt darum auch, seine Rolle gut, das heißt, überzeugend zu spielen, um den

p. p. Gaffi in ihre Hände und sie damit in die Hände Windmüllers zu liefern. Die Miene vollkommener Verückung, während die süßen Harfentöne erklangen, ohne Ubertreibung zu mimen, fiel diesem physiognomischen Meister nicht schwer; einige tiefe, sparsam, aber effektiv ausgestoßene Seufzer unterstützten wirkungsvoll die gegenseitige Komödie.

Als der letzte Akkord wie ein Hauch im zartesten Pianissimo durch den in rosiges Licht getauchten Raum verhallt war, und die Herzogin, die Harfe aufrecht stellend, in ihrer ganzen, vollendeten Lieblichkeit noch davor sitzen blieb, wie um den Eindruck des eigenen Spiels in sich verklingen zu lassen, da blieb auch Windmüller, gleichsam weltentrückt, die Hand vor den Augen, noch eine Weile regungslos sitzen. Erst als die Herzogin sich erhob und leichten Schrittes von dem Podium herabtrat, schien er wie aus einem Traum zu erwachen.

„Eccellenza, was machen Sie aus dem Menschen mit Ihrer Musik?“ fragte er leise, doch ohne aus dem Tone des p. p. Gaffi zu fallen. „Es ist lange her, daß ich mich so der Erde entrückt gefühlt habe! Lassen Sie mich Ihnen nur das eine Wort: Dank, tausend Dank sagen. Sollten Sie mir noch einmal das Glück gewähren, zu spielen, für mich armen Sterblichen zu spielen, dann werde ich mir, wie Odysseus beim Gesange der Sirenen, die Ohren mit Wachs verstopfen müssen, denn sonst machen Sie ein ganz willenloses Geschöpf aus mir.“

Die Herzogin sah ihn scharf an.

„Die Harfe hat einen schönen Ton, nicht wahr?“ sagte sie leicht. Es war ein Wink, den Enthusiasten auf seinen Platz zu verweisen, und der „Enthusiast“, der gar nicht gewillt war, irgendeine Grenze zu überschreiten, lächelte, — aber innerlich.

„Herrlich“, bestätigte er harmlos. „Aber mit Ihrer Kunst, Eccellenza, bedürfen Sie doch sicher nicht

menschlicher Gesellschaft, — es wird und muß Ihnen eine solche reichlich und besser ersetzen.“

„Welch ein Idealist Sie sind, Signor!“ lächelte die Herzogin, indem sie sich eine neue Zigarette ansteckte. „O ja, die Musik macht mir Freude, — aber, um es offen zu sagen, die menschliche Gesellschaft ersetzt sie denn doch nicht ganz, wenn man noch jung ist. Sie haben ja auch Ihr Kunststudium, und doch möchte ich wekken, daß Sie manchmal die Lust verspüren, etwas zu thun, was damit im geraden Gegensatz steht. Ich zum Beispiel habe oft das Verlangen nach irgendeiner recht törichten, kindischen Beschäftigung, bei welcher man sich harmlos erholen kann.“

„Variatio delectat“, murmelte Windmüller. „Es ist ja ganz zweifellos, daß Gegensätze das Gleichgewicht herstellen. Neugierig wäre ich aber doch, zu erfahren, was Eccellenza unter einer ‚törichten, kindischen Beschäftigung‘ verstehen. Ich habe nämlich die feste Überzeugung, daß etwas Derartiges, von Ihnen angewendet, einen tiefen Sinn haben muß.“

„Lieber Himmel, das läßt sich in das Wort ‚Zeitvertreib‘ zusammenfassen“, erwiderte sie lachend. „Ich fürchte sehr, in Ihrer Wertschätzung zu sinken, wenn ich Ihnen, trotz Ihrer guten Meinung über mich, das Geständnis mache, daß ich manchmal solch einen Zeitvertreib zur Anregung der Nerven brauche.“

„Und das wäre —?“ fragte Windmüller, wirklich gespannt.

„Ach, wissen Sie — etwas, wobei man nicht weiter zu denken braucht, und das einen dabei doch in eine gewisse Aufregung versetzt“, lachte die Herzogin mit kindlicher Fröhlichkeit, und mit schelmischer Geheimtuerei setzte sie hinzu: „Etwas, das man trotz aller Harmlosigkeit nicht an die große Glocke zu hängen braucht, damit die steifleinenden Pedanten und Bettschwestern nicht gleich ‚Anathema!‘ über einen schreien. Nun raten Sie einmal, was das ist! Ein nettes,

kleines, unschuldiges Spielchen. Mögen Sie das zuweilen nicht auch ganz gern?"

„Ah!“ machte Windmüller, der nie eine Karte anrührte, nie auf eine Nummer setzte, vielsagend, indem er sich fragte: „Warum erzählt sie mir das?“

„Ah — natürlich!“ wiederholte sie mit kindlichem Triumph, indem sie in die Hände klatschte. „Ich bilde mir ein, daß der tiefste Denker, der größte Gelehrte manchmal solch einer Zerstreuung bedarf. Und ich finde es gerade so reizvoll, wenn man dazu nicht dahin läuft, wo alle Welt sich amüsiert, — es macht mir einen diebischen Spaß, auch einmal ‚auszureißen‘ und der lieben, langweiligen Dame Etikette ein Schnippchen zu schlagen. Und wenn Sie hübsch artig sind und mir versprechen wollen, nicht zu plaudern, dann dürfen Sie mich sogar einmal begleiten!“

„Ich plaudere nie!“ versicherte Windmüller, getreu seiner Rolle, mit etwas pikierter Steifheit, was wieder ein Lächeln auf den lieblichen Mund seiner Wirtin zauberte. „Wenn Eccellenza mir erlauben, Sie zu begleiten, wohin es immer auch sei, so werde ich mir das zur besonderen Ehre anrechnen.“

„Famos! Also wir zwei Verbündete machen gemeinsame Sache!“ jubelte die Herzogin wie ein Kind. „Köstlich! Sie glauben gar nicht, welchen Spaß es mir macht, einmal zu tun, was nicht von einem erwartet wird! Wenn man den ganzen Tag auf einem gesellschaftlichen Piedestal zu stehen hat, muß man sich auch einmal strecken dürfen, und wenn man das eben nicht darf, so tut man's heimlich. Wann gehen wir? Heut nacht?“

„Eccellenza haben zu befehlen“, erwiderte Windmüller gravitätisch.

„Bravo! Nein, was für ein netter Mensch Sie sind“, rief sie. „Also heut nacht. Wir sind nämlich ein kleiner, gleichgesinnter Kreis, der sich bei einer gemeinsamen Freundin zusammensindet und sich harm-

los, wenn auch nicht gerade hochintellektuell belustigt, — mit einem Worte: ein kleines Spielchen macht, ohne daß es die ganze Stadt weiß. Natürlich lasse ich dazu nicht anspannen, — ich werde abgeholt, und Sie kommen dann mit. Das machen wir ganz wunderschön geheimnisvoll, was ja eigentlich gar nicht nötig wäre, aber es ist so reizend und romantisch, sich in tiefer Nacht aus dem Hause zu stehlen! Sie glauben gar nicht, welches Vergnügen das macht, und wie spaßhaft es ist.“

„Eccellenza machen mich ganz begierig darauf“, näselte Windmüller. „In meiner Jugend — wo ist sie hin? — pflegte ich auch solche romantische Geheimniskrämereien zu lieben, doch die höheren Ziele meines Berufes haben mich natürlich darüber hinausgehoben. Nun aber fühle ich mich durch die verlockende Schilderung von Eccellenza wirklich so angeregt, daß ich die Stunde des Ausflugs kaum erwarten kann. Ich bin Ihnen dankbar für diese Erfrischung. Befehlen Sie ganz über mich. Nebenbei eine wahrscheinlich sehr törichte Frage: Wie stiehlt man sich aus einem Hause heraus, dessen Thür ein Zerberus, vulgo Portier bewacht?“

Diese anscheinend wirklich sehr naive Frage machte die Herzogin lachen.

„Ich wette, daß dieser Zerberus um elf Uhr in allen möglichen und unmöglichen Tonarten schnarcht“, rief sie in anscheinend bester Laune. „Aber darauf brauchen wir uns nicht zu verlassen. Ich schlage Ihnen vor, kurz vor Mitternacht, einfach den Scalone, die Haupttreppe bis in die Halle herabzusteigen; wir haben automatische Treppenbeleuchtung, aber vielleicht besitzen Sie eine Taschenlaterne. — — Sehr gut. Am Fuß der Treppe unten in der Halle angelangt, wenden Sie sich einfach nach links unter die Loggien des Cortile, in welche an dieser Stelle ein Gang mündet, der geradeswegs zu der Seitentür führt, durch die

man direkt in den Vicolo de' Arvati gelangt. In dem Schlosse dieser Thür steckt der Schlüssel, mit dem Sie aufschließen, ihn dann abziehen und die Thür damit von außen wieder abschließen. Dann gehen Sie den Vicolo herab nach der Nordfront des Palastes, und warten dort auf mich, — das ist alles."

Windmüller machte ein merkwürdig dummes Gesicht.

"Das scheint sehr einfach", sagte er mit herausfordernder Verständnißlosigkeit. "Wenn ich aber den Schlüssel abziehe, wie wollen Eccellenza dann das Haus verlassen?"

"Oh, zum Beispiel durch das Schlüsselloch", erwiderte sie mit schlecht verschleiertem Hohn. "Oder vielleicht hat das Haus noch andere Thüren, — Sie brauchen sich darüber keine Sorgen machen. Übrigens sind Sie natürlich nicht gebunden, Signor. Finde ich Sie vor dem Nordportal nicht vor, dann nehme ich an, daß Sie sich's anders überlegt haben, oder daß Sie eingeschlafen sind —"

"Als ob ein Mensch — ein Mann einschlafen könnte, wenn er weiß, daß er die Ehre haben soll, an Ihrer Seite einen Ausflug ins Unbekannte zu machen! Oh, oh, Eccellenza, das war ein graufames Wort!" verwahrte sich Windmüller im besten Stil des p. p. Gatti mit schöner, sittlicher Entrüstung, was ein helles Lachen bei der Herzogin auslöste.

"Nun, nun, man kann nie wissen, — wir sind ja alle nur Menschen", sagte sie begütigend, indem sie sich erhob. "Auf Wiedersehen denn, Signor, um Mitternacht vor dem Nordportal!"

"Ich werde pünktlich zur Stelle sein", beteuerte der also kurz Entlassene, indem auch er sich erhob, eine tiefe Verbeugung machte, und mit dem Wunsch, das Gesicht der Herzogin nach seinem Abgang sehen zu können, das Zimmer verließ und nach seiner Wohnung hinauffstieg.

Dort angelangt, steckte er sich eine Zigarre an und setzte sich damit ans offene Fenster, durch das die frische Nachtbrise erquickend hereinwehte.

„Also hätte dieser Abend doch eine Überraschung gebracht“, dachte er. „Und was für eine! Ob sie sich zwar in einem Zusammenhange mit meiner Aufgabe, Donna Centa wiederzufinden, befindet, muß sich erst zeigen. Bisher wäre meine Anwesenheit in diesem Hause nach dieser Richtung noch nicht sehr erleuchtend gewesen, aber ich habe auch gar nicht erwartet, des Räthfels Lösung in den ersten Stunden schon zu finden. Ich nicht. Denn die Frau Herzogin della Pigna ist kein Gegner, der sich so ohne weiteres in die Karten sehen läßt, — sie hat's heute abend bewiesen. Sie hat mich gar nicht dazu kommen lassen, ihr eine Falle zu stellen! hm — es hat eher den Anschein, als ob sie mir eine gestellt hätte, das heißt, dem Dominico Gatti. Was hat sie mit dem vor? Tja — ein Pranzo allererster Güte, bertückende Liebenswürdigkeit, gegen die Circe ein Waisenmädchen gewesen sein muß, — Harfenspiel, — Vertraulichkeiten, — und zuletzt das Netz um den armen Gimpel Gatti durch die Einladung, ihre ‚romantische Eskapade‘ zu dem harmlosen Spielchen mitzumachen! Das Spielchen dürfte ja wahrscheinlich des Räthfels Lösung für die Schulden dieser lieben Herzogin bedeuten, — warum aber, in aller Welt, will sie mich zum Mitwisser ihrer harmlosen Vergnügungen machen? Von der Bildseite betrachtet, ist diese Einladung, zu der sie mich durch ein Geschenk vorbereitet und mich ihr verpflichtet hat, eine fast sinnlose Unvorsichtigkeit, durch die sie sich einem total Fremden, von dem sie ja gar nichts weiß, in die Hände gibt; aber ich mußte ein Tor, und zwar der größere sein, wenn ich die Herzogin dessen für fähig hielt. Aber diese, wie jede andere Medaille hat nicht nur eine Bild-, sondern auch eine Rehrseite, und diese ist's, auf der wir den tieferen Sinn, die verborgene

Meinung einer scheinbaren Torheit zu suchen haben. Vorläufig besteht diese aber noch aus unleserlichen Runen für mich, die ich zu entziffern habe, — eine Geheimschrift, zu der ich den Schlüssel erst suchen muß. Weiß sie, wer ich eigentlich bin, und will sie mich in eine Falle locken? Ich wüßte zwar nicht, wie sie zu dieser Wissenschaft gelangt sein sollte, denn soweit man überhaupt eines Menschen sicher sein kann, so fest bin ich von Pfifferlings Unbestechlichkeit überzeugt. Und zum Judas hat er schon gar nicht das Zeug. Darauf kommt es zur Stunde auch nicht an, denn unvorbereitet werde ich diesen nächtlichen Ausflug mit meiner holden Führerin ja nicht machen, — gilt es eine Überumpelung, dann soll man keinen ganz harmlosen Europäer in mir finden. Die Leute behaupten ja, daß ich vier Ohren und zwei Paar Augen habe, — es wäre unweise, sie davon zu überzeugen, daß ich wirklich nur ein Mensch bin, wie alle anderen, nur eben einer, der seine fünf Sinne besser geschult hat, war vielleicht ein anderer. Bin ich aber für diese reizende Herzogin wirklich nur der Dominico Gatti schlechtweg, hat meine gelehrf-arrogante Gimpelmiene sie überzeugt, — was hat sie dann mit mir vor? Offen gesagt, ich finde noch keine Antwort auf diese Frage, womit ich der geborenen Riffreddi aber doch nicht raten möchte, sich darauf zu verlassen, daß mich ihre Liebenswürdigkeit, ihre herzige Kindereinfalt und ihr Harfenspiel auch nur für einen kurzen Augenblick bezaubert, verwirrt oder getäuscht hätte. Besonders, nachdem ich ihr fatales Lächeln gesehen, den Hohn aus ihrer melodischen Stimme herausgehört habe. Wenn ich diese Sirene nur getäuscht und in Sicherheit gewiegt habe, — das ist die Hauptsache. Hoffen wir, daß dies der Fall ist, — mit ihrem Ziel wird sie schon früh genug herausrücken. Und nun — halt! noch eins: Sie hat mit keiner Silbe erwähnt, daß sie mich heute nachmittag hinter ihrem Wagen gesehen und erkannt hätte.

woraus die Frage entspringt, ob sie mich darum auch wirklich nicht bemerkt hat? War der Eintritt des Marchese Brancalone in den Laden, in dem ich mich befand, vielleicht nicht unabsichtlich, um nicht in näheren Augenschein zu nehmen? Denn, nachdem ich die Verabredung für heute nacht gehört und selbst eine Einladung dazu erhalten habe, liegt es nahe, anzunehmen, daß die letztere nicht bloß eine plötzliche Eingebung war, sondern überlegt und verabredet ist. Man bringt doch nicht den ersten besten, total Unbekannten einfach mit, wenn man in solch köstlich-romantischer Weise, harmlose, kleine Zerstreuungen im Kreise gleichgesinnter, netter Leute, noch dazu nach Mitternacht, aufsucht? Hält sie mich wirklich ehrlich für solch einen Esel, der diesen Gallimathias glaubt? Dann müßte ich meine Rolle wirklich sehr gut gespielt haben. Forse si, forse no, — wie man hierzulande sagt, Nehmen wir aber mal an, daß es mir gelungen ist, die Herzogin zu täuschen, dann wäre mein Erfolg ja gesichert, dann würde ich morgen schon in der Lage sein, das Räthsel des Verschwindens der Donna Centa unter dem Hochdruck meiner unanfechtbaren Wissenschaft vom Ziele der nächtlichen Ausflüge des 'schönen Traums' lösen zu können. Würde, sage ich, um nicht in den Fehler des berühmten Milchmädchens in der Fabel zu verfallen. Und nun, Franz Xaver, gönne dir noch ein paar Augen voll Schlaf, denn du wirst voraussichtlich nötig haben, mit all deinen Sinnen frisch und ausgeruht diese nächtliche Vergnügungsfahrt anzutreten.

Damit warf Windmüller seine Zigarre aus dem Fenster, stellte den Wecker seines Taschenchronometers auf halb zwölf Uhr ein, zog den Alarm auf, und war fünf Minuten später auf dem Sofa fest eingeschlafen.

Wohl dem, der über einen Schlaf auf Wunsch verfügt. Traumlos bringt er den Nerven die nötige Erholung, erfrischt er das Gehirn und ruht es aus; das

aber ist's, worüber der Wille zum Schlaf nicht gebieten kann. Man kann es sicherlich systematisch durchsetzen, die Gedanken auszuschalten und damit dem Schlaf leichteren Zutritt zu gewähren; steht man aber erst in seinem Bann, dann hat man auch die Gewalt über das Gehirn, beziehungsweise über seine reflektive Tätigkeit verloren, und der Traum tritt in seine Rechte ein. Diese Erklärung klingt ganz einfach und auf den ersten Blick auch glaublich; trotzdem aber ist sie nur eine Täuschung, nichts als eine Hypothese, ein Vorschlag zur Lösung der Frage: Was ist der Traum? Auch die vielfach verbreitete Annahme, daß die Träume Folgen eines überfüllten Magens sind, ist nichts als eine gedankenlos nachgesprochene Redensart, denn es gibt viele Leute, die nach einem sehr frugalen Nachtmahl erst Stunden danach zur Ruhe gehen und doch schwer und anhaltend träumen. In diesem Falle ist der 'Erklärer' auch flink zur Hand: Die Nerven, die Beschäftigung sind schuld daran. Möglich, daß dem so ist, aber wer will's beweisen? Einen lebenden Menschen kann man im Schlafe, wenn er augenscheinlich träumt, nicht sezieren, um festzustellen, welche Tätigkeit das Gehirn dabei ausübt; mehr noch, man wird das niemals können, und der Traum wird ein Geheimnis bleiben, solange die Welt besteht, denn alle sogenannten 'Erklärungen' werfen nicht das leiseste Licht in dieses Dunkel, das als eine der Grenzen der Wissenschaft betrachtet werden muß.

Während Windmüller sitzend auf dem Sofa schlief, träumte er, daß seine Zimmertür, die er gewohnheitsmäßig verriegelt hatte, aufging, und eine fremde Dame bei ihm eintrat, die sich auf den Stuhl auf der anderen Seite des Tisches nieder setzte und mit ihm zu reden anfangte. Die Dame kam ihm nicht unbekannt vor, aber er war ganz sicher, daß er sie nie gesehen hatte, und er zerbrach sich den Kopf, wo er eigentlich einmal an ihr vorübergegangen sein konnte. Sie

trug ein weißes Kleid vom Schnitt des damals gerade wieder modern gewordenen Empirestils, hoch am Hals schließend, — ein total beschmutztes, mit häßlichen Flecken bedecktes Kleid. Dennoch aber war es Windmüller gar nicht zweifelhaft, daß sie wirklich eine Dame, eine junge Dame war, deren hübsche, freundliche Züge eine seltsame Rasse Mischung zeigten. Sie sprach auch in mehreren Sprachen durcheinander, aber was sie redete, prallte, gehört zwar, aber unverstanden vor der zuständigen, jedoch festverschlossenen Zelle seines Gehirnes ab. Man ist sich dieser eigentümlichen Erscheinung mitten im Traum vollständig bewußt, aber machtlos dagegen. Die Dame, deren Gesicht Windmüller an einen nordischen Typus erinnerte, gestikulirte, während sie sprach, in echt südländischer Weise mit den Händen, deren Form zwar schön war, aber auch sie waren ganz mit einem grünlichen, schlammartigen Schmutz bedeckt. Mit diesen Händen, die keinerlei Ringschmuck hatten, wies sie nach der Thür, zeigte sie auf ihr Kleid, auf ihr hellbraunes, stark in Unordnung geratenes Haar, und endlich auf einen sonderbaren Schmuck, den sie trug. Windmüller war sich's im Traume bewußt, daß dieser Schmuck ihm gleich aufgefallen war; er hatte so ungefähr die Form eines Kreuzes, dem der untere Balken fehlte, und sie trug ihn etwas unter der Höhe der linken Schulter, wie um das faltige Arrangement des Stoffes ihres Kleides damit zusammenzuraffen. In dem elektrischen Licht, das über dem Sofatisch in einer Hängelampe unter einem grünen Schleier brannte, konnte Windmüller die Juwelen funkeln sehen, mit denen dieser sonderbare Goldschmuck reich besetzt war; er unterschied einen Smaragden, einen Amethyst, zwei Aquamarine und mehrere Rubine, und die Zeichnung erinnert ihn an etwas, das er auch schon irgendwo gesehen zu haben vermeinte. Und die Dame sprach und sprach, Lippen und Hände bewegend, und dabei sahen

ihre goldbraunen Augen, die ihr an sich nicht regelmässiges Gesicht sehr verschönten, ihn unablässig an. Und plötzlich hörte er auch etwas klirren und rasseln, und zwar so energisch, daß Windmüller davon erwachte und sich die Augen rieb.

Der Wecker — es war halb zwölf Uhr! Noch ehe die kleine Höllenmaschine ihre schlafmordende Tätigkeit erschöpft hatte, war ihr Besitzer völlig ermuntert und auf den Füßen. Er warf einen langen Blick auf den leeren Stuhl vor dem Tisch, ehe er an den Spiegel trat und seine Maske einer genauen Prüfung auf etwaige im Schlaf entstandene Verschiebungen und Fehler unterwarf, steckte dann ein geladenes Browningpistol ein, zog einen leichten Überzieher über seinen Abendanzug und verließ das Zimmer, indem er dem Stuhl einen leichten Schlag im Vorübergehen versetzte.

„Wie man nur so lebhaft träumen kann“, brummte er kopfschüttelnd, und vorsichtig die Zimmertür auf- und zumachend, begab er sich nach abwärts.

Es war wirklich ganz leicht, die von der Herzogin bezeichnete Seitenspforte zu finden, um so mehr, als die Durchsicht der Pläne Windmüller mit der Topographie des Palastes schon einigermaßen vertraut gemacht hatte, und in kurzer Zeit stand er draußen in dem Vicolo. Es schlug von den benachbarten Uhrtürmen gerade das Viertel vor Mitternacht, als er die Nordfassade des Hauses erreichte, wie er es vorhatte, denn der mit seinem kleinen Auto wartende Seeber mußte vor dem Erscheinen der Herzogin noch verständigt werden.

Aus dem Vicolo heraustretend, sah Windmüller, daß das große Automobil mit den abgeblendeten Lichtern noch nicht da war, worauf er gerechnet hatte, denn der Führer dieses Kraftwagens durfte aus naheliegenden Gründen nicht sehen, daß er mit dem des anderen Fahrzeuges sprach, welches er linksab am

der Straßenkurve schon wartend vorfand. Rasch darauf zugehend, rief er halblaut wie im Vorübergehen: „Seeber!“

„Ich bin's, Herr Doktor!“ kam es ebenso hinter dem hoch emporgeschlagenen Kragen des Führers hervor. „Gegenorder?“

„Nein“, sagte Windmüller, neben dem Fahrzeug stehenbleibend. „Im Gegenteil. Sie werden mich mit in das Auto dort an der Ecke, das jeden Augenblick kommen muß, einsteigen sehen, und dann, wie verabredet, vorsichtig folgen. Nur werden Sie am Bestimmungsort warten. Falls das Auto, nach vielleicht stundenlangem Warten, davonsfährt, ohne daß ein Taschentuch — das meine nämlich — aus dem Fenster geworfen wird, dann benachrichtigen Sie sofort die Polizei. Bisca!* Verlieren Sie keine Zeit, denn wenn das Taschentuch nicht fällt, dann bedarf ich dringend der Hilfe, oder — bin jenseits derselben. Im letzterem Fall, den ich aber nicht voraussetzen möchte, sollen Sie die Polizei darauf aufmerksam machen, daß die Herzogin della Pigna dem Verschwinden ihrer Stieftochter sehr nahestehe dürfte. Verstanden?“

„Deutlich genug ist's ja“, brummte Seeber grimmig. „Allheil denn!“

„Danke. Halt, — mir scheint, das Auto kommt!“ flüsterte Windmüller, und ging rasch über die Straße, von wo er sich langsam zu der Nordfront des Palastes zurückbegab.

Er hatte mit seinen geübten Ohren recht gehört; das Auto kam durch die Botteghe oscure herauf und machte genau dieselben Manöver, wie in letzter Nacht.

Nachdem Windmüller, vor dem Nordportal des Palastes auf und ab wandelnd, etwa zehn Minuten

* Spielhölle.

gewartet hatte, huschte die Herzogin um die Ecke des Vicolo.

„Sehen Sie, wie schön ich durchs Schlüsselloch fahren kann?“ tuschelte sie ihm mit leisem Lachen zu. „Kommen Sie, — kommen Sie!“

Schneller, wie man es beschreiben könnte, saß er neben ihr in dem ledergepolsterten, geräumigen Auto, dessen Fenster mit rotseidenen Vorhängen verhüllt waren, und da es ihm, als nach der Dame Eingestiegenen, oblag, die Tür zu schließen, so konnte er sich dabei der Mechanik des Schlosses versichern — immerhin keine überflüssige Vorsicht; der Führer, der eine maskenartige Brille trug, hatte sich beim Besteigen der Maschine nicht einmal umgedreht, was Windmüller aber nicht verhinderte, das gleichfalls verhängte Fenster hinter ihm und den Schatten seiner schönen Begleiterin an seiner Seite gleichzeitig scharf im Auge zu behalten.

Nachdem das Auto, genau wie in der vergangenen Nacht, langsam angefahren und etwa dreißig Meter zurückgelegt hatte, fielen die Schirme der Laternen, deren Licht stark genug war, um den Innenraum trotz der Vorhänge genügend zu erhellen.

„Ist es nicht wunderbar romantisch, so davonzufahren?“ kicherte die Herzogin, behaglich in ihre Ecke zurückgelehnt.

„Wunderbar, Eccellenza“, bestätigte Windmüller trocken. „Wenn ich mir indes ein kleines ‚Aber‘ erlauben dürfte; die Luft ist hier sehr schlecht. Könnte man nicht vielleicht eines der Fenster öffnen?“

„Aber nein, — es ist ja gerade das Hübsche, so geheimnisvoll verhüllt davonzufahren“, widersprach die Herzogin ein wenig scharf. „Die paar Minuten werden Sie es schon so aushalten.“

Windmüller bezweifelte durchaus nicht, daß er es konnte, aber er hätte gern gesehen, wohin die Fahrt ging. Da es aber augenscheinlich nicht in der Absicht

der Herzogin lag, ihn dies wissen zu lassen, so blieb ihm nichts übrig, als dem Gefühl nach jeder Wendung der Maschine zu folgen, und danach ungefähr zu bestimmen, wo man sich befand, was bei seiner genauen Kenntniss Roms annähernd möglich war. Die Richtung ging zunächst geradeaus; dann belehrten Windmüller durch die Vorhänge erkennbare, hohe Beleuchtungskörper, daß man über die Piazza Venezia hinüberfuhr, und zwar unter dem Nationaldenkmal dem Trajansforum zu, und eine scharfe Biegung nach links das Auto in die kurze Verbindungsstraße brachte, welche von Santa Maria di Loreto zum Präsekturpalaste führt. Da dem Gefühle nach das Auto über die Tramgleise der Via Nazionale, die sich vor dem Palast hinzieht, hinwegfuhr und dabei geradeaus blieb, so war damit ein ziemlich deutlicher Fingerzeig der eingeschlagenen Richtung gegeben: sie ging über die Piazza de' Santi Apostoli hinweg, an deren Ostende vor dem Palazzo Balestra, in welchem der nie zum Thron gelangte Stuartkönig, Jakob III., und seine Gemahlin Elementina Sobiska ihr Leben beschloßen, eine Rechtswendung der Maschine eine Steigung auferlegte, nach deren Überwindung es links abschwunkte, ein kurzes, scharfes Signal gab, und abermals nach links in einen halbdunklen Tunnel einbog, den Windmüller sehr richtig auf die Einfahrt eines Hauses schätzte, denn hier wurde gehalten, und ein Diener in dunkler Livree öffnete den Schlag.

Die ganze Fahrt hatte wirklich wenig mehr als fünf Minuten gedauert und Windmüller durchaus nicht im unklaren über ihr Ziel gelassen: man befand sich in der Via de' Pelotti, deren linke Seite, der Kirche von Santa Maria de' Lucchesi gegenüber, ganz mit alten, hermetisch geschlossenen Palästen eingefast ist. In wessen Haus er sich aber befand, war natürlich mehr, als er sagen konnte; die prächtige, teppichbelegte, wohlerleuchtete, mit antiken Statuen und

Fragmenten geschmückte Treppe aber, die er an der Seite der Herzogin emporstieg, ließ keinen Zweifel, daß er sich in einem Privathause befand.

„Darf ich fragen, wo und bei wem wir uns hier befinden, Eccellenza?“ erkundigte sich Windmüller halblaut.

„Wir sind bei einer „Strega senza nome“,* gab sie lachend zurück.

„Sehr interessant“, näselte er. „Wie redet man diese Dame an?“

„Ihre Freunde nennen sie ‚La Strega‘, — Sie sagen natürlich am besten ‚Signora‘ zu ihr!“ belehrte ihn die Herzogin nach kurzem Besinnen.

„Altro“, machte Windmüller pikiert. „Die Auskunft ist allerdings erschöpfend. Es kommt aber nicht darauf an, da ich Hegen grundsätzlich keine Intimitäten zugestehende, eine Lehre, die ich aus dem Homer, Kapitel ‚Circe‘, gezogen habe.“

„Womit Sie wahrscheinlich einzig dastehen“, gab die Herzogin lachend zurück, aber sie warf dabei einen scharfen Blick auf ihren Begleiter, als mißtraute sie ihm. Inzwischen waren sie im Piano Nobile angelangt und traten aus dem Vestibül in ein geräumiges Vorzimmer, in welchem Diener ihnen die Mäntel abnahmen, worauf die Herzogin Windmüller ein Zeichen machte, ihr zu folgen und ihn in einen Salon führte, in welchem etwa ein halbes Duzend Personen, darunter zwei Damen, versammelt waren. Die eine dieser Damen, eine nicht mehr ganz junge, aber auffallend schöne Frau, sprang von dem Flügel, vor dem sie mit dem Marchese Brancalone plaudernd gesessen, auf und ging der Herzogin mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Willkommen, Lucia mia!“ rief sie mit etwas schriller Stimme. „Welches Glück, daß du kommst,

* Here ohne Namen.

denn wir werden voraussichtlich für einige Zeit zum letzten Male zusammen sein. Che tragedia, — nicht wahr?"

„Eine Tragödie? Nein, eine Katastrophe ist's!" fiel Brancaloneone ein.

„Mit einem Worte: Dein Mann ist in Sicht, Strega?" fragte die Herzogin mit einem Lachen, das nichts Lustiges hatte.

„Du hast's erraten — Gigi kommt!" rief La Strega mit tragisch gerungenen Händen.

„Wie gut, daß du für deinen letzten Besuch ein Amulett gefunden hast!"

„Ach ja, — hoffentlich hilft's!" sagte die Herzogin achselzuckend, und sich nach Windmüller umwendend, stellte sie ihn vor: „Signor Gat — wollte sagen, Signor Mascot, da wir ja hier inkognito sind. Signor, dies ist unsere liebenswürdige Wirtin, die ‚Signora Strega‘, und dies ist ihr Hofstaat."

Windmüller verbeugte sich ein halbes Duzendmal und schüttelte ebensoviel Hände mit unendlich steifer Würde und einem Ausdruck, der seinen Protest gegen die Formlosigkeit der Vorstellung und der Unterdrückung seines berühmten Namens durchaus überzeugend markierte, wie er aus dem leichten Lächeln der ihn Musternden mit Befriedigung entnehmen konnte. Natürlich hatte niemand aus diesem Kreise eine Ahnung, daß er genau wußte, bei wem und mit wem er sich hier befand, denn er hatte die Herrin des Hauses sofort wiedererkannt als die Gattin eines römischen Patriziers, die ebenso sehr den Ruf einer anerkannten Schönheit, wie den einer hocheleganten, skrupellosen, koketten und extravaganen Salonlöwin genoß. Da ihre nur dem Außerlichen zugekehrte Lebensführung mit den gelehrten Neigungen ihres Gatten in einem allzu schroffen Gegensatz standen, so zog dieser vor, den größten Teil des Jahres seinen Studien fern von Rom zu widmen, das heißt, er

lebte ständig getrennt von seiner Frau, und tauchte nur gelegentlich einmal auf kurze Zeit in seinem Palast in der Via Pellotti auf. Von den übrigen fünf Personen waren vier Windmüller von Ansehen bekannt, — sie waren samt und sonders Träger bekannter aristokratischer Namen.

Die Anspielung der ‚Strega‘ auf das von der Herzogin gefundene Amulett hatte Windmüller natürlich nicht verstanden; erst als sie ihn als ‚Signor Mascot‘ vorstellte, begriff er sie, denn ‚Mascot‘ bedeutet Amulett, Glücksbringer, und es schien, als hätte sie ihn unter dieser Flagge in den Kreis der ‚Strega‘ gebracht, der übrigens noch durch zwei weitere Personen, einen Herrn und eine Dame, vergrößert wurde, die er auch dem Namen nach kannte. Daß alle diese Personen, die mit Ausnahme des Marchesa Brancalene verheiratet waren, ohne ihre Männer und Frauen erschienen, gab dieser Versammlung eine ganz eigene Note.

Seine Erleuchtung, den ‚Mascot‘ betreffend, wurde Windmüller übrigens noch offiziell bestätigt, denn die Herzogin erklärte der zuletzt gekommenen Dame, die ihn mit offener Neugier betrachtete, laut und vernehmlich, daß sie in diesem Gast des Palazzo Arvali glückbringende Eigenschaften entdeckt und ihn darum bewogen habe, sie zu begleiten; aber wenn ihm dieser Spieleraberglaube auch bekannt war, der gewissen Personen glückbringende magnetische Einflüsse zuschreibt, so überzeugte ihn dieser ausgesprochene Grund zur Einführung seiner bescheidenen Person in diesen exklusiven Kreis keineswegs: das Motiv der Herzogin mußte ein anderes, tieferliegendes sein, denn der p. p. Gatti war doch schließlich, trotz Doktor Nemis Bürgschaft und Empfehlung, eine unbekannte Größe, und der Zweck dieses Kreises einer, den man nicht der Diskretion des ersten besten Hereingeschnitten ohne jede Garantie anvertraut. Zudem war der Ton dieses

Kreises ein so vertraulicher, daß der Signor Gatti darin als völlig Außenstehender eine wenig beneidenswerte Rolle spielte. Daß die zeitweilige Rückkehr des Herrn dieses Hauses offen und ohne Rückhalt als eine ‚Katastrophe‘ besprochen und beklagt wurde, bezog sich, — wie Windmüller durch aufmerksames Hinhorchen feststellte, nicht nur auf das damit bedingte Aussetzen der Versammlungen dieses Kreises, es wurde auch als eine Unterbrechung der Chancen für das treulose Glück der Herzogin beklagt, welche gleichfalls rückhaltlos die ungerechtfertigte Sehnsucht ‚Gigis‘* nach seinen heimatlichen Penaten für eine ‚persönliche Ranküne‘ erklärte.

Nachdem der Tee gereicht und dazu ein kalter Imbiß genommen worden war, gab die ‚Strega‘ das Lösungswort: ‚An die Arbeit!‘ aus, indem sie die Thür zu einem nach dem Hofe zu gelegenen Salon öffnete.

„Halt, noch eins, ehe ich’s vergesse!“ rief sie, schon auf der Schwelle stehend. „Welche von den Damen hat hier bei unserer letzten oder vorletzten Zusammenkunft ihren — Mantel vergessen?“

„Ihren — was?“ lachte die Herzogin laut auf. „Wie kann man denn seinen Mantel vergessen und unverhüllt davonsahren, ohne daß man es merkt? Tini, das bist du nur imstande!“ wandte sie sich an die zuletzt gekommene Dame, die allerdings wenig geistreich aussah.

Tini erhob sofort einen schrillen Protest, der durch ihre schon mehr als durchsichtige Kleidung die stärkste Wahrscheinlichkeit für sich hatte, denn in der scharfen Kühle des römischen Tagesanbruchs hätte sich bei ihr das Fehlen einer wärmenden Hülle stark fühlbar gemacht. Auch die anderen Damen leugneten entschieden solch eine unmögliche Vergeßlichkeit.

* Abkürzung für Giorgio.

„Ja, wem gehört denn dann aber dieser in Gedanken hängen gebliebene Mantel?“ fragte die Strega‘ erstaunt. „Besuche, die ihre Garderobe abgelegt hatten, habe ich in den letzten Tagen nicht gehabt; auch ein Empfang hat bei mir in dieser Zeit nicht stattgefunden. Meine Diener sagten mir, der Mantel sei in dem Vorzimmer hängen geblieben, und fragten mich, bei wem sie ihn abgeben sollten.“

„Wie sieht er denn aus?“ erkundigte sich Tini neugierig.

„Als ob das uns etwas anginge!“ rief die Herzogin ungeduldig. „Mir gehört er nicht, dir nicht, uns allen nicht, — also laßt uns die schöne Zeit doch nicht mit einem fremden Mantel vertrödeln!“

„Der Gedanke, eine Minute zu spät zu deinem ungetreuen Glücke zu kommen, hat dich ja ganz blaß gemacht!“ neckte Tini nicht ohne eine tüchtige Dosis Schadenfreude, und in der That, — die Herzogin war wirklich blaß geworden, aschgrau vielmehr, doch trieb die taktlose Neckerei ihrer Freundin‘ eine heiße Blutwelle in ihr Gesicht.

„Deine Bemerkungen sind, wie immer, geschmacklos und kindisch!“ zischte sie wie eine gereizte Schlange die erschrockene Tini an, und ehe diese noch etwas erwidern konnte, was ihr gerade nicht einfiel, erschien ein Diener, den die Strega‘ inzwischen beauftragt hatte, mit der sonderbaren Relikte auf dem Arm, die von den anwesenden Damen indes auch jetzt nicht als Eigentum anerkannt wurde. Es war dieser Mantel aber ein eleganter, jedenfalls sehr theures Garderobestück von matter, starkgerippter, schwarzer Seide und weichem, weißen Seidenfutter, das aber, als der Diener es zur näheren Besichtigung ausbreitete, unten am Saum häßliche, verwischte Schmutzstellen aufwies, die auf der Rückseite sogar bis hoch oben heraufreichten, gerade, als sei die unbekannte Besitzerin damit auf

den Rücken gefallen. Und einer dieser Flecken hatte die Form einer Sohle.

Ob jemand von den Anwesenden, außer Windmüller, diese Beobachtung gemacht, war schwer zu sagen; Worte wurden ihr jedenfalls nicht gegeben. Überhaupt war, während der Diener den Mantel zur Besichtigung mit erhobenen Armen hinhielt, ein kurzes Stillschweigen über den Kreis der zehn Personen gefallen, — eine von jenen Pausen, von denen das Sprichwort sagt: „Ein Engel fliegt durchs Zimmer“, — aber während sie meist einen komischen Eindruck hinterlassen und gewöhnlich von einer um so größeren Sprechthätigkeit gefolgt werden, machte diese — auf Windmüller wenigstens — einen ganz eigenen, lähmenden Eindruck, als ob der durch dieses Zimmer fliegende Engel schwarze Flügel hätte, deren unhörbares Rauschen sich beklemmend auf die Gemüter legte, und als die Herzogin unmotiviert schrill, ja hysterisch auf-lachte, wirkte es wie ein Peitschenschlag, unter dem die anderen zusammenzuckten.

„Also, fragen Sie den Mantel wieder heraus!“ befahl die ‚Strega‘ ungeduldig, fast heftig. „Die Eigentümerin wird sich schon noch melden.“ Und als der Diener verschwand, sagte sie achselzuckend: „Der dumme Mensch behauptete steif und fest, es sei dein Mantel, Lucia!“

„Welche Idee!“ rief die Herzogin mit überflüssiger Entrüstung. „Mein Mantel hat Kimonosasson und ist kniehoch mit Krepp besetzt!“

„Ich kenne ihn“, bestätigte die ‚Strega‘, „du trägst ihn ja immer, wenn du zu mir kommst.“ Dann lachte sie kurz auf und setzte hinzu: „Ich sagte heute erst zu meiner Cammeriera, sie dürfte diesen mysteriösen, herrenlosen Mantel behalten, wenn sich nach einer Woche eine Eigentümerin nicht gemeldet haben sollte, und wißt ihr, was sie mir erwiderte? Sie möchte ihn lieber nicht haben, er sei — unheimlich!“

Ein pflichtschuldiges Lachen beantwortete diese Mittheilung, und wie aus einem Bann erlöst, beeilte sich der kleine Kreis, in den Salon zu kommen, dessen Thür die ‚Strega‘ nach dem Zwischenfall freigab.

Dieser Raum von wesentlich kleineren Dimensionen als der, in welchem sich der Kreis versammelt, diente ersichtlich der Familie als Speisezimmer, wenn sie allein war, denn eine Kredenz neben der Thür und ein großer, ovaler Tisch in der Mitte wiesen auf diesen Zweck hin; letzteres Möbel hier zu finden, hatte Windmüller durchaus hier zu sehen erwartet, noch bevor die Thür geöffnet wurde. Darum überraschte es ihn auch keineswegs, daß man sofort begann, von der glänzend polierten Mahagonifläche der Platte die darauf herumliegenden Zeitungen und Journale herabzuräumen, und noch weniger, daß zwei der Herren die Platte des Tisches dann ohne Schwierigkeit abhoben, umdrehen und ihre mit grünem Tuch überzogene Kehrseite, auf der in der Mitte ein Roulettspiel eingelassen war, auf den mit Doppelboden versehenen Rahmen legten.

Windmüller hatte in seinem Verufe mehr als eine ‚Bisca‘ oder Spielhölle entdecken und aufheben helfen, — nach den vorbereitenden Mittheilungen der Herzogin hätte es ihn überrascht, den maskierten Spieltisch nicht erscheinen zu sehen.

Auch, daß der Marchese Brancalone das Amt des Croupiers übernahm, wunderte Windmüller nicht; das Rätsel von der Goldquelle dieser ‚Lilie des Feldes‘, das der hohen Polizeibehörde Kopfzerbrechen machte, war dadurch restlos gelöst. Was ihn immer nur noch wunderte, war, ob die Herzogin den p. p. Gatti wirklich für so dumm hielt, an die Harmlosigkeit des kleinen, nervenanregenden Spielchens in einem netten, gleichgestimmten Kreise zu glauben. War dies wirklich ihre Meinung, dann mußte ihre eigene Intelligenz allerdings auf einer wesentlich tieferen Stufe stehen, als

Windmüller sie eingeschätzt, und daran mochte er nicht recht glauben; womit aber die Frage: Wozu das alles, welche Absicht liegt hier zugrunde?, ihrer Beantwortung um nichts nähergerückt ward.

Die Herzogin bestand darauf, daß ihr Gast seinen Platz am „grünen Tische“ neben ihr einnahm, damit er ihr Glück bringe. Er tat, als ob er sich geschmeichelt fühlte und stammelte eine mit Absicht ungeschickte Entschuldigung über seine eigene beschränkte Beteiligung an dem Spiele, indem er einige Phrasen über seine grundsätzliche Einhaltung bestimmter Sätze näselte, die insofern auch ganz ehrlich gemeint waren, als er wirklich nicht die Absicht hatte, diese Leute sein Geld gewinnen zu lassen, noch auch das ihrige in die Tasche zu stecken. Seine Erklärung wurde mit offenem Erstaunen angehört; nur die Herzogin versicherte hastig, „daß sich das von selbst verstünde, — es stehe hier jedem frei, so viel oder so wenig zu setzen, wie es ihm beliebte, und seine Rolle sei nur die ihres ‚Mascot‘. Im Anfang schien es wirklich, als ob Windmüller sich dazu eignete, denn die Herzogin, die gleich rücksichtslos hoch setzte, gewann, und wurde dadurch in eine strahlende Laune versetzt. Indes wandte sich ihr Glück schnell genug, und bald wurde sie genötigt, mit hastig auf Visitenkarten gekritzelten Summen das Spiel fortzusetzen, was ja das Rätsel ihrer Schulden für Windmüller endgültig löste, ihm aber doch auch neue Fragen aufdrängte. Ubrigens interessierte ihn das Spiel selbst nur in sehr geringem Maße, weil diese geheimen Übertretungen des Gesetzes zu sehr zur Tagesordnung gehören, — die Neuentdeckung einer solchen ‚Bisca‘ der eleganten Welt war für ihn nichts weiter, als eine Nummer in dieser Reihe.

Auch die Rolle eines gut bezahlten Croupiers durch einen Mann von Rang, wie den Marchese Brancalione, spielen zu sehen, der sich dadurch ein reichliches Einkommen schuf, war durchaus an der Tagesordnung,

— wahrscheinlich hatte sogar schon der vielgenannte Ben Alkiba dabei „nichts Neues“ gefunden.

Windmüller hätte sogar das geisttötende Rollen der schwarzen und roten Kugeln und die stereotypen Phrasen des Croupiers ganz außerordentlich langweilig gefunden, wenn seine Gedanken nicht anderweitig beschäftigt gewesen wären, und zwar drehten sie sich um ein weibliches Kleidungsstück, — um den vergessenen oder verleugneten Mantel. Die Herzogin della Pigna hatte seines Erachtens ganz recht, als sie sagte: „Wie kann man seinen Mantel vergessen! „Gewiß, diesen Gipfel der Zerstretheit hätte höchstens der typische Professor der Witzblätter zuwege gebracht, nicht aber eine Dame in leichter Abendtoilette, selbst vorausgesetzt, daß die Nacht sehr warm war, was aber in Rom zu dieser Jahreszeit noch nicht der Fall ist, da in den ersten Morgenstunden gewöhnlich ein empfindlich kühler Hauch von den schneebedeckten Abruzzen herüberweht. Und diese Morgenbrise ist doppelt empfindlich, wenn man aus einem überwarmen Raum ins Freie kommt, weshalb auch kein Römer verfehlen wird, sich gut einzuhüllen. Also, daß der Mantel „vergessen“ worden war, durfte getrost ausgeschaltet werden, ebenso die Bezeichnung herrenlos, denn Kleidungsstücke treiben sich bekanntlich auf eigene Faust nicht herum, wenn man den Zaubermantel im Märchen ausnimmt, und für diesen war der hier zurückgebliebene entschieden viel zu modern. Es blieb also von der ganzen Geschichte nur die Annahme übrig, daß der Mantel absichtlich verleugnet wurde, — von wem und zu welchem Zweck, das war eine Frage, die Windmüller einstweilen noch in den Hintergrund stellte.

Man sollte vielleicht denken, daß er andere Dinge im Kopfe hatte, die ihn näher angingen, als das Problem eines unreklamierten Kleidungsstückes, aber den Vorwurf eines überflüssigen Seitensprungs darf man auf einem Windmüller nicht sitzen lassen: der Mantel

kam ihm nämlich bekannt vor. Nicht, daß er ihn je zuvor gesehen hätte, aber die Beschreibung der Cammeriera der Herzogin von dem Mantel, den Donna Centa bei ihrem letzten Ausgange am Abend ihres Verschwindens getragen hatte, stimmte merkwürdig mit der eleganten Hülle überein, die draußen im Vorzimmer dieser aristokratischen Spielhölle hing. Es mochte ja natürlich hunderte solcher Mäntel geben, die sich vielleicht nur im Stoff voneinander unterschieden; darüber konnte nur jemand das entscheidende Wort sprechen, der die Garderobe der Donna Centa genau kannte, wie zum Beispiel die Cammeriera Giusseppina. Oder die Herzogin. Diese hatte aber vor dem ganzen Kreise den Mantel nicht erkannt oder doch nur einem anderen ähnlich gefunden, — oder sie hatte ihre Gründe, das nicht zu tun. Gehörte der Mantel aber wirklich der Donna Centa, dann mußte sie auch hier gewesen sein und ihn absichtlich zurückgelassen haben. Den momentan in ihm aufsteigenden Verdacht, die junge Erbin könnte vielleicht von diesem Hause aus verschwunden sein oder in ihm ihr Schicksal gefunden haben, ließ er gleich wieder als unbegründet fallen, denn dann hätte die ‚Strega‘ dieses Korpusdelikti längst beiseite geschafft und ihn ganz bestimmt nicht ihrem Kreis zur Wiedererkennung vorgezeigt. Damit war natürlich nicht auch gesagt, daß Donna Centa nicht trotzdem hier gewesen zu sein brauchte; das Wunderliche wäre dann nur, daß weder die Strega noch einer ihrer Gäste auf sie als die mögliche Besitzerin gekommen sein sollten. Oder hatte man nur vermieden, vor Windmüller, dem Fremden, Außenstehenden, Nichtwissenden den Namen zu nennen? Dazu hätte freilich eine Art von Verabredung gehört, die schon darum nicht wahrscheinlich war, als sein Erscheinen in diesem Kreise ein theilweis unvorbereitetes war; überdies hatte er die reichlich törichte ‚Tini‘ im Verdacht, daß sie den Mund sicher nicht gehalten hätte, wäre der

Mantel von ihr erkannt worden. Dumme Menschen sind meist sehr wertvolle, unfreiwillige Zeugen.

Wenn die Cammeriera der Strega den Mantel als „unheimlich“ bezeichnet, und seine eventuelle Besitznahme damit abgelehnt hatte, so befand sie sich damit im Widerspruch mit Windmüller, in dem diese Hülle einen unwiderstehlichen Wunsch nach seinem Besitz auslöste. Da er ihn aber nicht gut als sein Eigentum oder das einer fingierten Person reklamieren konnte, so beschäftigte der Wunsch nach einer illegitimen Besitzergreifung mit außerordentlicher Lebhaftigkeit sein Gehirn, während er mit dem Ausdrucke offenkundigen Gelangweiltseins Lirastücke neben das Gold seiner Mitspieler der Göttin Fortuna opferte; mit einem Worte, er überlegte alle Möglichkeiten, diesen Mantel zu stehlen. Mittel und Wege dazu fehlten ja für einen erfinderischen Kopf, wie den seinen, nicht, nur welches der sicherste war, darüber war er nicht einig mit sich. Indes, Zeit war auch nicht zu verlieren, darum fing er an, auffällig nach seinem Taschentuch zu suchen, und bat, als er es augenscheinlich in allen Taschen nicht zu finden vermochte, ihn einen Augenblick zu entschuldigen, da er dieses notwendige Wäschestück im Paletot vergessen habe, worauf er ungehindert aufstand und das Spielzimmer durch die Thür verließ, welche direkt in das Vorzimmer führte, wie man ihn gefällig darauf aufmerksam machte. Indem er diese Thür hinter sich schloß, konnte er sich's genau vorstellen, wie die zurückgebliebene Gesellschaft die Herzogin mit ihrem Gast aufzogen, der in diesem Kreise mit Lira-
stücken setzte, — die Antwort der Herzogin hätte er gern gehört; aber der Mensch kann leider nicht alles haben, was er wünscht, und der Mantel stand vorläufig im Vordergrund seiner Wünsche.

Im Vorzimmer war niemand, und wenn Windmüller auch auf die Anwesenheit eines Dieners vorbereitet war, so begrüßte er die Abwesenheit eines

solchen doch als einen besonderen Glücksfall, besonders, da er das fragliche Kleidungsstück, nachlässig über einen Stuhl geworfen, sofort erblickte. Er hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, den Mantel überhaupt nicht mehr in diesem Raume zu finden, denn es lag nahe, anzunehmen, daß der Diener ihn irgendwo weggeschlossen hatte, in welchem Falle das vergessene Taschentuch eine vergebliche Maßregel gewesen wäre. Mit einem langen Schritte stand Windmüller vor dem Stuhl und befaßte prüfend den Mantel, der zwar respektabel lang, eng, und vermöge der verarbeiteten weichen Stoffe gut zusammengelegt, nur ein mäßig auftragendes Paket ergeben konnte. Langes Überlegen war Windmüllers Sache nicht, denn in seinem Beruf hängt ja so vieles vom raschen Denken und noch schnelleren Handeln ab. Im nächsten Augenblick hatte er den Mantel, die Ärmel nach innen, in drei Teile zusammengelegt, dann in ebensoviele zusammengeschlagen, und während er damit noch beschäftigt war, auch schon seinen eigenen, hellen Überzieher erreicht, der einträchtiglich neben dem Abendmantel der Herzogin an dem Kleiderrechen hing, der an der Wand neben der Thür stand. Schneller, wie man es beschreiben kann, hatte Windmüller, seinen Raub unter dem Arm, zwei Sicherheitsnadeln, ohne die er nie ausging, aus dem hellgrauen Futter seines Überziehers herausgezogen, und mit diesen befestigte er den fremden Mantel innen an den beiden Ärmelausschnitten seiner eigenen, leichten Frühjahrschülle, schlug die Vordertheile sorgsam darüber, und vertraute den Rest der Entführung den Umständen und seinem Glück an.

Dann holte er sein natürlich unvergessenes Taschentuch hervor, und ging, es wiederholt an seine Stirn pressend, in den Spielsaal zurück, wo man seine Rückkehr in der Hitze des Gefechtes kaum beachtete. Er ließ sich neben der Herzogin schwer auf einen Stuhl fallen, setzte von der Rolle von Lirastrücken vor seinem

Platz großartig eines auf irgendeine Nummer und begann dann, sich heftig mit dem Taschentuche zuzufächeln, was er solange unermüdlich fortsetzte, bis es die Strega bemerkte und ihn gutmütig lachend fragte, ob er denn gar so heiß habe.

„Das weniger, Signora“, erwiderte er matt, „aber ich fürchte, ich werde mich Ihrer Gesellschaft leider entziehen müssen. Mir ist schlecht, — in der That recht schlecht“, setzte er aufstehend hinzu. „Ich hoffe, die frische Luft wird den Anfall, dem ich leider nur zu oft unterworfen bin, bald vorübergehen lassen, — bitte, sich durchaus nicht stören zu lassen und meine Entschuldigung gnädigst gelten zu lassen — —“

Die Strega wechselte mit den anderen einen Blick.

„Wollen Sie sich nicht lieber etwas ins Nebenzimmer zurückziehen? Ich werde Ihnen ein Glas Wein besorgen“, sagte sie freundlich, aber doch mit einer gewissen Härte im Ton, die Windmüller nicht entging.

„Danke tausendmal, — ich kenne diesen Zustand zu genau und entferne mich besser damit ganz“, näselte Windmüller unter heftigem Fächeln mit dem Taschentuch. „Nur keine Störung meinerwegen, bitte, — ich finde den Weg schon heraus.“

Wieder wechselten die anderen Blicke; eine kleine Pause entstand, und dann sprang die Herzogin von ihrem Stuhle auf.

„Da mein Mascot so glänzend versagt hat, so kann ich ja gleich mit ihm heimkehren“, rief sie mit einem unsterben, erzwungenen Lachen. „Ausgeplündert bin ich ja überhaupt für heute zur Genüge, und wenn's auch nicht gerade sehr korrekt ist, die Flucht zu ergreifen, wenn man verloren hat, — korrekter, wie mit einem Gewinn ‚kalte Füße‘ zu bekommen, ist's immer noch. Bitte, bestelle das Auto, Strega!“

„Aber Sie werden doch nicht etwa meinerwegen —“ begann Windmüller mit mattem Protest.

„Ihretwegen!“ wiederholte die Herzogin mit schneidendem Hohn, besann sich aber und sagte noch einmal liebenswürdig: „Ihretwegen! Sie sind doch mein Gast, Signor! Ich hoffe, meine Pflicht zu kennen. Das Auto, Strega!“

Die Aufgerufene erhob sich ohne weiteres, läutete und ging dann ins Nebenzimmer, dessen Thür sie fest hinter sich zuzog. In kürzester Zeit, während welcher im Spielsaal kaum ein Wort gewechselt wurde, kam sie mit der Meldung wieder, daß das Automobil bereit sei, und nachdem die Herzogin sich kurz verabschiedet und sich jede Begleitung verboten hatte, um das Spiel nicht länger zu unterbrechen, winkte sie Windmüller mit dem Kopf und ging ihm voraus in den Vorsaal, in welchem der Diener eben ihren Mantel vom Rechen nahm.

Nun hatte Windmüller freilich nur mit einem Sechstel mit der Möglichkeit gerechnet, allein fortgelassen zu werden, und auch dieses als höchst unwahrscheinlich angenommen, da er ja augenscheinlich nicht wissen sollte, wo und bei wem er sich befand; die Wahrscheinlichkeit, daß er unter Begleitung fortgebracht werden würde, war die wesentlich größere. Auch der Gedanke an die Anwendung sanfter Gewalt, ihn zurückzuhalten und mit einem Glase Wein zu einem unfreiwilligen Schlummer gezwungen zu werden, lag ja recht nahe, aber auf die prompte Begleitung der Herzogin hatte er am wenigsten gerechnet, und tadelte sich scharf, nicht ausgehalten zu haben, um unter dem Schutze eines allgemeinen Ausbruchs den geraubten Mantel leichter fortzuschaffen zu können. Indes, es muß auch so gehen, — und es ging. Während der Diener der Herzogin in ihre Hülle half, nahm er selbst ohne Hast seinen Überzieher vom Rechen und legte ihn so über seinen linken Arm, daß er das verstärkte Volumen fest an sich drücken konnte, während er den Hut in dieselbe Hand nahm und mit der Rechten das Spiel

mit dem Taschentuch unentwegt fortsetzte. Der wohl-erzogene Diener drehte sich, nachdem er die Herzogin bedient, nach dem Rechen um, doch den Paletot des fremden Herrn auf dessen Arm sehend, machte er keinen Versuch, beim Anlegen desselben zu helfen, sondern ging ohne weiteres die Treppe herab dem Paar voraus, um den Schlag des Autos zu öffnen.

Als dieses dann durch die geöffnete Einfahrt herausglitt und die Rechtswendung auf die Straße machte, öffnete Windmüller die Tür an seiner Seite und warf rasch wie der Blitz sein Taschentuch heraus, worauf ein kleines Automobil, das weiter oben, nach der Kirche zu, gehalten, umdrehte und nach der entgegengesetzten Richtung davonfuhr.

„Was tun Sie da? Warum öffnen Sie den Schlag?“ rief die Herzogin scharf, die, sich von der anderen Seite, nach der sie geblickt hatte, umwendend, eben noch das Schließen der Tür bemerkte.

„Ich hatte meinen Überzieher eingeklemmt“, erklärte Windmüller ruhig, und fuhr, die Frage als ganz nebensächlich betrachtend, fort: „Ich bin wirklich tief zerknirscht, Eccellenza, daß mein Unwohlsein Sie mitten aus Ihrem Vergnügen gerissen hat. Glauben Sie mir —“

„Schönes Vergnügen!“ fiel sie bitter ein. „Es soll nicht etwa herz- und gemüßlos klingen, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie mir mit Ihrem Unwohlsein den größten Dienst erwiesen haben. Bei dem Unglück, das mich heute wieder verfolgte, hätte ich ja das letzte Kleid vom Leibe verloren.“

„Oder alles und darüber zurückgewonnen!“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wenn man einmal im Unglück ist, wie ich in letzter Zeit — — doch darüber erzähle ich Ihnen schon noch ein anderes Mal.“

„Es ist nur gut, daß meine Einführung als ‚Mascof‘ in diesem Kreise nur ein gnädiger Scherz von Eccellenza war, sonst müßte ich ja in den Tiefen des

Erdbodens verschwinden“, meinte Windmüller nach einer kleinen Pause.

„Oh, es war halb Scherz, halb Ernst“, erwiderte die Herzogin. „Möglich wär's immerhin gewesen, daß Sie mir Glück bringen konnten. Solch einen kleinen Aberglauben haben wir schließlich alle, nicht wahr? Und dann wollte ich Sie ja auch nicht unter Ihrem Namen vorstellen, da wir ja ausgemacht haben, uns in diesem Kreise nur mit unseren Vor- oder Übernamen zu nennen.“

„Sehr originell. Nun, ein harmloser Scherz paßt ja auch wohl zu einem harmlosen Vergnügen“, bemerkte Windmüller mit herablassender Nachsicht.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie mißtrauisch.

„Wie ich das meine?“ wiederholte er erstaunt. „Ich bediene mich nur der Worte von Eccellenza, als Sie mir Ihre gnädige Einladung zu diesem Ausfluge zukommen ließen. Harmlos ist überdies immer, was einem selbst so scheint, und wenn erwachsene Menschen Vergnügen daran finden, um Gold statt um Pfeffernüsse spielen zu wollen, so ist das ihre Sache, folglich auch harmlos für den, der, wie ich, mit Liraftücken daran teilnehmen durfte.“

„Hm, ja, — ist das nicht Sophistik, Signor Gatti?“

„Es ist der Kompromiß zwischen der Tatsache und dem persönlichen Wunsch, Eccellenza.“

„Wessen Wunsch? Dem Ihrigen oder dem meinen?“

„Ich dachte an die Allgemeinheit, da ich nicht glaube, das Recht zu haben, persönlich zu werden.“

Sie erwiderte darauf nichts, oder sie war müde, denn er hörte sie gähnen.

Nach wenigen Minuten hielt das Automobil an der Ecke der Botteghe oscure, und gleichzeitig hatte die Herzogin auch schon den Schlag an ihrer Seite selbst geöffnet. „Ich gehe voraus“, sagte sie kurz. „Folgen Sie mir nach fünf Minuten. Nicht eher!“

„Wie Sie befehlen“, erwiderte Windmüller, dem

nichts gelegener kommen wollte, da ihm nichts daran lag, mit seinem bündelartig angeschwollenen Überzieher die Aufmerksamkeit der Herzogin zu erregen. Er blieb also ruhig sitzen, bis die fünf Minuten abgelaufen waren, stieg dann aus und rief dem Führer ‚Pronto!‘ zu, worauf die Maschine sofort wendete und davonfuhr.

‚So!‘ überlegte er eine Viertelstunde später, während er sich bei sorgfältig verriegelten Türen für den Rest der Nacht — denn es hatte eben drei Uhr geschlagen — seiner Maske entledigte. ‚So! Meine Besitztümer mehren sich um eine geschenkte Stilett-scheide, drei beim Spiel gewonnene Lire und um einen gestohlenen Mantel. Wir wollen ihn jetzt mal näher betrachten, der meine Habsucht so sehr erregt hat, daß ich's riskieren mußte, vor dieser Spielerbande als Dieb entlarvt zu werden. Ein elegantes Stück, das sicher ein hübsches Stämmchen gekostet hat, — leicht wie eine Feder, weich und mollig. Und unten herum das weiß-seidene Futter so elend beschmutzt — mit einer sonderbaren Sorte von Schmutz entstellt. Vermoderter Staub, möchte ich sagen, und von demselben Stoff ist auch dieser in der gerippten Seide des Oberstoffes so fest haftende Abdruck der Sohle, mit der evident darauf getreten worden ist. Eine schmale, auffallend schmale Schuhsohle, vorn zugespitzt, mit hohem, französischem Absatz. Ein Schuh, wie für einen Kinderfuß, der Fuß der Besitzerin dieses Mantels? Hm — seine Länge würde auf eine größere Schuhnummer schließen lassen, sollte ich meinen. Sieht aus, als ob ein anderer, zu diesem Mantel nicht gehöriger Fuß darauf getreten wäre, nachdem die schon etwas abgenutzte Sohle den Staub, diesen sonderbaren Staub gründlich aufgenommen. Ganz natürlich: neue Sohlen sind geglättet; sie stoßen den Staub ab. Ich muß diesen Abdruck sehr sorgsam zu erhalten suchen, — welches Glück, daß die Faulpelze von Dienern bei der ‚Strega‘ nicht auf den

Gedanken gekommen sind, den Mantel zu reinigen. Verbohren wir uns aber nicht in vorzeitige Schlüsse, denn noch habe ich nicht den geringsten Beweis, daß dies der Mantel ist, in welchem Donna Centa das Haus verlassen haben soll. Es kann hundert solcher Mäntel geben. Und da kein Mensch bei der Strega ihn kennt, oder auf den Gedanken gekommen zu sein scheint, daß er Donna Centa gehören könnte, — was das Wunderbare dabei ist, — so dürfte man eigentlich die Annahme, daß sie es war, die ihn dort vergessen hat, um möglicherweise ihre Spur zu verwischen, endgültig fallen lassen. Da er andererseits doch aber auf irgendeine Weise ins Haus der Strega gekommen, beziehungsweise eingeschmuggelt sein muß, so ergibt sich die Annahme, daß es eines von denen ist, in welchen Donna Centa nicht verkehrt, kurz, ein Ort, an welchem man eine sichere Spur von ihr nicht suchen würde. Es lohnt sich also, herauszubekommen, ob sie zu den ständigen oder gelegentlichen Gästen der Strega gehört, was nicht schwer sein dürfte. Wer diesen Mantel mit Bestimmtheit erkennen würde — da die Herzogin es nicht vermochte oder wenigstens sich den Anschein gab, es nicht zu können —, weiß ich wohl: vor allen die Giuseppina. Wie aber ihrer hier in meinem Zimmer habhaft werden, da ich mit dem Mantel auf dem Arm doch nicht gut im Palast herumlaufen und sie suchen kann? Nun, ich werde mir das jetzt beschlafen, um morgen, — vielmehr heut frisch zu sein. Wenn ich nur wüßte, wo ich diese Sorte vermoderten Staubes oder verrotteter Erde schon gesehen habe!

Diese Frage vertraute Windmüller schon seinem Kopfkissen an und war eine Minute später eingeschlafen.

Genau drei Stunden später — es schlug halb sieben von den nahen Kirchtürmen — stieg er, natürlich wieder in der Verkleidung als Signor Gatti, die große Treppe des Palastes herab und überraschte den Por-

tier bei seiner Arbeit des Ausfegens von Hof und Halle. Damit hatte er bei seiner Kenntnis von Land und Leuten gerechnet, denn der Italiener der arbeitenden Klassen ist ein Frühaufsteher, trotzdem er spät schlafen geht. Der Reisende, der frühestens um neun Uhr sein Hotel oder seine Pension verläßt, um die Museen zu durchhegen, pflegt dann das Volk nach den Müßiggängern und Bettlern, die auf ihn lauern, zu beurteilen; wer sich aber die Mühe nimmt, eine italienische Großstadt zu durchstreifen, wenn die Bäcker und Milchwagen unterwegs sind, — also etwa früh sechs Uhr, — der findet den kleinen Handwerker schon fleißig bei der Arbeit und die tagsüber so pompös gekleideten Portiers der Paläste eifrig bei der Reinigung ihrer monumentalen Domänen, während die zahlreichen Gemüsehändler ihre taufrische Ware mit dem malerischen Schönheitsgefühl aufbauen, das von dem wilden, unappetitlichen Durcheinander der Grünzeuggeschäfte anderer Länder so wohlthuend absticht.

Der Portier des Palazzo Arvali grüßte den gestern eingetroffenen fremden Gast des Hauses respektvoll und beeilte sich, ihm das Tor zu öffnen.

„Signor stehen früh auf“, erlaubte er sich dabei mit der höflichen Vertraulichkeit des langjährigen, bewährten Dieners zu bemerken.

„Die frühe Morgenstunde ist die beste zum Spaziergange“, erwiderte Windmüller freundlich, aber im Stimmklange seines Alias. „Nach dem Frühstück muß ich an meine Arbeit gehen. Zu meinem Bedauern höre ich, daß Donna Centa Arvali verreist ist, — sie wird hoffentlich bald zurückkehren.“

„Hoffentlich, Signor“, nickte der Portier mit einem Seufzer.

„Sie muß eine gute Herrin sein, weil Sie das so sehnsüchtig sagen“, meinte Windmüller.

„Das ist sie, Signor. Eine bessere wird man weit und breit nicht finden.“

Nach einem kurzen Zögern ging Windmüller seiner Wege, und nach einer halben Stunde erreichte er, frisch zuschreitend, sein eigenes Haus, vor dessen Thür Pfifferling pfeifend und mit großer Energie setzte. Trotzdem er seinen Herrn in seiner gegenwärtigen Gestalt, beziehungsweise Verkleidung schon gesehen, stufte er zu Windmüllers Befriedigung beim Nahen desselben, und dann flog beim Erkennen ein Strahl ehrlicher Freude über sein Spitzmausgesicht.

„Gott sei Dank, daß der Herr Doktor endlich zurückkommen“, murmelte er inbrünstig, indem er den Besen wie ein Gewehr schulterte.

„Ich komme nur fragen, ob's was Neues gibt“, erwiderte Windmüller freundlich.

„Wenn der gewohnte Haufen Briefe und ein halbes Duzend Leute, die hergerannt sind und alle den Herrn Doktor notwendig sprechen wollten, was Neues sind, dann — zu Befehl“, versetzte Pfifferling strahlend. „Dann hat gestern abend, so von sieben Uhr ab, der Herr Leutnant Sasso — Sassobianco, — nee doch, Sassonero ununterbrochen angeklingelt, ob der Herr Doktor noch immer nicht daheim seien, denn er hätte was importantissimo mitzuteilen. Importantissimo ist's ja bei allen. Ich konnte nur sagen, daß der Herr Doktor noch nicht zurück seien, und ich auch Ihre werthe Adresse nicht wußte. Und dann hab' ich gestern abend wieder beim Sor Luigi gegessen und mir von der Sora Faustina vormunkeln lassen, daß es im Palazzo gegenüber einen Krach gegeben haben soll. Befehl, Herr Doktor, einen Krach zwischen der Donna Centa und der schönen jungen Stiefmama, worauf die Donna Centa ohne Koffer und Reisetasche herausmarschiert sei und bis dato nicht wiedergekommen ist. Auch ist gestern ein fremder Herr zum Besuch dort angekommen, aber wie er heißt und woher er ist, wußten die Sor Luigischen Eheleute nicht.“

„Woher wollten denn die Leute wissen, daß es im

Palazzo Arvali einen Krach gegeben hat?" erkundigte sich Windmüller, ohne von dem fremden Herrn Notiz zu nehmen, weil er über diesen ja besser Bescheid wußte.

„Eins der Zimmermädchen hat's der Wirtin erzählt, Herr Doktor.“

„So, so. Ja, nun, es war das Unvermeidliche, der Dienstoffentratsch“, murmelte Windmüller. „Interessant dabei ist nur die Version des ‚Krachs‘. Ist das nur eine aus der Luft gegriffene Erklärung für das Unbegreifliche, oder haben die Schlüssellöcher wieder einmal Ohren gehabt?“

„Herr Doktor befehlen —?“ fragte Pfifferling mit gespitzten Ohren.

„Wie heißt das Zimmermädchen?“

„Mariuccia, Herr Doktor.“

„Gut. Gehen Sie nur beim Sor Luigi wieder Mittag essen“, nickte Windmüller. „Ich werde jetzt mal die Briefe durchsehen, und inzwischen telephonieren Sie nach einem Auto, denn ich fahre gleich wieder fort. Sollte die Auguste mich sehen oder schon gesehen haben, dann sagen Sie ihr nur, daß ich, der fremde Herr, im Auftrag des Herrn Doktor hier etwas nachsehen soll. Verstanden?“

Pfifferling stellte seinen Besen in die Ecke und band sich die Arbeitsschürze ab.

„Und für mich haben der Herr Doktor nichts zu tun?“ fragte er flehend.

„Doch. Sie nehmen hier für mich, wie bisher, Briefe und Telephonrufe in Empfang“, erwiderte Windmüller, worauf er sich in sein Arbeitszimmer begab und den auf dem Schreibtisch aufgestapelten Haufen Briefe einer flüchtigen Durchsicht unterzog, und die notwendig zu beantwortenden in den Taschen seines Überziehers verteilte. Während er damit noch beschäftigt war, wurde er ans Telephon gerufen.

„Sind Sie's, Herr Doktor?“ hörte er die Stimme

Sassoneros fragen. „Gott sei Dank! Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen und komme gleich zu Ihnen —“

„Unmöglich, lieber Graf, Sie würden mich hier nicht mehr finden, denn ich bin nur für wenige Minuten zurückgekehrt und muß gleich wieder zur Verfolgung einer Spur fort“, unterbrach Windmüller den Sprechenden. Was haben Sie mir zu sagen?“

„Das kann ich nicht in drei Worte fassen“, rief Sassonero zurück. „Da ich Ihrer gestern abend nicht mehr habhaft werden konnte, habe ich das, was ich eine Spur nennen muß, aufgeschrieben und wollte eben fragen, ob ich den Bericht bei Ihnen abgeben soll, oder wohin ich ihn nachsenden könnte.“

„Bravo, — so ist's recht!“ lobte Windmüller befriedigt. „Bringen Sie Ihren Bericht sofort selbst dem Doktor Nemi, — Sie kennen ihn doch? Gut. Und sollten Sie mir später wieder etwas zu sagen haben, so wenden Sie sich solange an ihn, bis ich mich wieder direkt mit Ihnen in Verbindung setzen kann, — wie? Ob ich tatsächlich eine Spur habe? Ich hoffe es, — Gewißheit darüber werden mir die nächsten Stunden bringen. Ja, und noch eine Frage: Kennt Donna Centa die Comtessa di Santa Rosa?“

„Die — die Strega?“

„Dieselbe. Ich meine, steht Donna Centa im engeren Verkehr mit ihr?“

„Meine Braut kennt die Comtessa natürlich, aber die Strega ist nicht ihr Genre; über den Visitenfuß hinaus geht ihr Verkehr mit dieser Dame nicht; jedenfalls ist von einem intimen Verkehr nicht die Rede.“

„Sie sind dessen sicher?“

„Ganz sicher, denn meine Braut hat die Sache mit mir besprochen, und ich kann ihr nur recht geben, wenn sie die Contessa ablehnt. Sie steht damit im Gegensatz zu der Herzogin, aber schließlich ist diese entfernt mit der Strega verwandt und kann sich von

ihr nicht gut ganz zurückziehen, was Centa einsieht, trotzdem aber vorzieht, ihre eigenen Wege zu gehen.“

„Ich verstehe. Dank für die Auskunft. Bitte also Ihren Bericht gleich bei Doktor Nemi in seine eigenen Hände abzugeben. Schluß.“

Windmüller stand, nachdem er den Hörer eingehängt, in tiefes Nachdenken auf demselben Plage, bis Pfifferling die Ankunft des Automobils meldete. Ohne der Haushälterin begegnet zu sein, die in der Küche den Kaffee kochte, verließ er das Haus und war mit seinem Vehikel bald auf der Piazza Cairoli angelangt, wo er ausstieg und den kurzen Weg zum Palazzo Arvati zu Fuß zurücklegte.

In seinem Vorzimmer fand er den Tisch schon für das erste Frühstück gedeckt, das ihm der Diener Pietro alsbald auftrug und ihm gleichzeitig meldete, daß auf Befehl der Frau Herzogin dem Signor zu seinen Studien die Reihe der Gesellschaftsräume im Piano Nobile aufgeschlossen werden sollten. Da nun diese ‚Studien‘ der äußere Grund für seine Anwesenheit im Palazzo Arvati waren, und diese Rolle unter allen Umständen gespielt werden mußte, so blieb Windmüller nichts übrig, als ihr einen Teil seiner Zeit zu widmen; auch durfte ein Herauschieben dieser Spiegelfechterei nicht den Anschein erwecken, als ob dem Signor Gatti die übernommene Arbeit Nebensache und der Aufenthalt als Gast des Hauses Hauptsache sei.

Windmüller stieg also gegen neun Uhr mit einem dicken Schreibheft und einer Füllfeder bewaffnet, zum Piano Nobile herab und wurde gleich in die östliche Reihe der Empfangsräume geführt, die in langer Flucht bis zum großen Ballsaal des Nordtraktes liefen und eine ganz respektable Sammlung alter und neuerer Gemälde enthielten, von den verstreut aufgestellten Skulpturen und einer kostbaren Sammlung alten Porzellans in vergoldeten Vitrinen zu schweigen.

Windmüller, der selbst Sammler war und für alle

diese schönen und gewählten Dinge das größte Interesse hatte, übersah mit geübtem Blick, daß ein wirklicher Dominico Gatti hier für viele Wochen Arbeit in Hülle und Fülle gehabt hätte, was für seinen eigentlichen Zweck ebenso überflüssig, wie hindernd war. Indes mußte er doch den Anschein wahren, als ob die Arbeit des künftigen Katalogs von ihm mit Feuereifer in Angriff genommen würde, und er begann mit einem Rundgange, währenddessen er mit Muße die nächsten Schritte, welche er in der 'Arbeitspause' unternehmen wollte, überlegen konnte. Sein gewohntes Glück blieb ihm auch bei diesem Kunstgenuß wider Willen treu, denn er besand sich noch keine zehn Minuten in den prächtigen Räumen, als er Schritte hinter sich hörte, und sich umsehend, stand er der Person gegenüber, die zu sprechen er sehnsvoll trachtete — der Cammeriera Giusseppina.

„Frau Herzogin, die natürlich noch schlafen, haben mir gestern abend befohlen, dem Signor die Zimmer von Donna Centa Arvali zu öffnen, falls es dem Signor belieben sollte, die Gemälde dort während der Abwesenheit von Donna Centa aufzuschreiben“, meldete sie eintönig und ohne den Fremden mit besonderem Interesse zu betrachten, dem es auffiel, daß Giusseppina übermäßig und elend aussah, und ihre Augen noch unruhiger, wie beim ersten Male.

„O ja, — gewiß“, erwiderte Windmüller zögernd, trotzdem es ja gerade das war, was er gewollt. „Kann ich gleich mit Ihnen gehen? Ja? Also wird wohl Donna Centa demnächst zurückerkwartet?“

„Ich kann dem Signor darüber leider keine Auskunft geben, — ich weiß es nicht“, versetzte Giusseppina nach einer kleinen Pause.

„Lieber Himmel, man muß doch hier im Hause wissen, wenn die Herrin desselben von einer Reise heimkehren wird!“ rief Windmüller erstaunt, und als Giusseppina darauf nichts zu sagen wußte, setzte er hin-

zu: „Ich bin von Donna Centa eingeladen worden, herzukommen, und es ist für mich natürlich sehr peinlich, sie nicht anwesend zu finden. Sie werden das gewiß verstehen.“

„Gewiß, ich kann das leicht begreifen“, gab die Cammeriera ohne Zögern zu, „Donna Centa wird täglich — stündlich zurückerwartet.“

„So, so. Nun, wenn die Frau Herzogin meint, es sei besser, wenn ich während der Abwesenheit Donna Centas die Gemälde in ihren Zimmern aufschreibe, so zeigen Sie mir, bitte, den Weg dahin. Es ist ja vielleicht wirklich auch besser, wenn ich Donna Centa in ihrer Anwesenheit damit nicht zu belästigen brauche“, meinte Windmüller und folgte dann der vorangehenden Cammeriera herauf nach dem zweiten Stock, in dessen Südostecke die Reihe der Gemächer lag, welche die junge Herrin des Hauses für ihren Privatgebrauch benutzte, und die zudem hart an die Räume anstießen, die Windmüller angewiesen waren; ein Umstand, der ihm sehr willkommen war, da die Lage einer Privatudforschung sehr günstig schien. Die Lage der Wohnung Donna Centas erklärte ihm auch, warum sie sich ihren Mantel zum Ausgang nach dem Pranzo in den Vorfaal des Speisezimmers hatte bringen lassen, denn es ersparte ihr das den Aufstieg zum zweiten Stockwerk.

Daß der Salon und das Wohnzimmer, in welche Giuseppina den ‚Signor‘ führte, reich und elegant ausgestattet waren, verstand sich zwar für eine der reichsten Erbinnen des Königreichs ganz von selbst, aber sie hatten bei allem Luxus doch ihre eigene, ganz persönliche Note, welche Windmüller warm und wohlthuend berührte. Hier hatte der ‚Dekorateur‘ nichts mit der Einrichtung zu tun gehabt, die ganz einen eigenen und guten Geschmack verriet, der einen leichten Stich ins Herbe hatte und gänzlich das Schwüle, Treibhausluftatmende vermissen ließ, das zum Beispiel

über dem Boudoir der Herzogin lag. Dazu trug ja auch freilich die höhere, freiere Lage bei, trotzdem aber hatte Windmüller den Eindruck, als ob die helle, reine Luft dieser von keinen schweren, verdunkelnden Vorhängen verdüsterten Räume ein Teil von ihr war, die diese lichten Räume so räthselhaft und unerwartet verlassen, ihres Geistes reinen Hauch jedoch darin zurückgelassen hatte, der mit dem leisen, diskreten Duft der vielen, frisch gefüllten Blumengefäße hier zu weilen schien.

„Die frischen Blumen verraten allerdings, daß Donna Centa stündlich zurück erwartet wird“, bemerkte Windmüller. „Jedenfalls eine zarte Aufmerksamkeit der Frau Herzogin, nicht wahr?“

„Es — es war mein Gedanke, die Blumen hier frisch zu erhalten, sie täglich zu erneuern, Signor“, erwiderte Giusseppina abgewandt, um ihre umflorten Augen nicht sehen zu lassen. „Ich habe in letzter Zeit die zu ihrer erkrankten Mutter verreiste Kammerzofe Donna Centas vertreten dürfen, und weiß, daß sie Blumen, viele, viele Blumen in ihren Zimmern liebt. Und weil Donna Centa immer so gütig zu mir war —“

„So wollten Sie ihr bei der Heimkehr eine Freude machen“, vollendete Windmüller, als die Cammeriera mit einem Ton einhielt, der wie ein verhaltenes Schluchzen klang. „Das ehrt Sie und Donna Centa“, setzte er so herzlich hinzu, als es die näselnde Stimme des Dominico Gatti erlaubte, und der mußte beibehalten werden, damit in Giusseppina keine Erinnerung wachgerufen werden konnte. „Oh, und da Sie eine so gefällige Seele zu sein scheinen, so möchte ich fragen, ob Sie mir wohl einen kleinen Dienst erweisen könnten, mit dem ich die Frau Herzogin nicht gern belästigen möchte, deren Kammerfrau Sie ja wohl sind?“

„Gewiß, Signor, — wenn es etwas ist, das sich mit meinem Dienst vereinbaren läßt, gern“, erwiderte Giusseppina bereitwilligst.

„Es wird Sie keine fünf Minuten in Anspruch nehmen“, versicherte Windmüller. „Es handelt sich um Ihr besseres, zuständigeres Urtheil über ein Garderobenstück, das ich im Auftrage einer nahen Verwandten auf dem Lande hier in Rom zu besorgen hatte. Ein Herr ist für solche Dinge immerhin eine zweifelhafte Autorität, wenn man ja auch sehen kann, ob eine Sache elegant und hübsch ist. Ich möchte nur wissen, ob ich nicht zu teuer eingekauft habe, und das werden Sie mir gewiß sagen können.“

„Nun ja, das könnte ich schon beurtheilen“, erklärte Giusioppina mit einem leisen Lächeln. „Haben der Signor das Kleid hier?“

„Es ist in meinem Zimmer“, bestätigte Windmüller eifrig. „Übrigens ist es kein Kleid, sondern ein Mantel, den ich nicht neu, sondern aus zweiter Hand gekauft habe. Meine Verwandte sagte mir, daß solche Konfektionsartikel, kaum ein paarmal getragen, oft sehr vorteilhaft zu kaufen wären, und gab mir dafür einige Adressen in Rom, wo solche getragene Garderobe zu haben ist. Ich wußte gar nicht, daß man in dieser Weise Einkäufe machen kann“, fuhr er naiv fort, worüber Giusioppina wieder lächeln mußte.

„O ja“, meinte sie. „Den großen Damen gefällt oft eine Sache schon nicht mehr, wenn sie abgeliefert wird, oder sie tragen sie ein- oder zweimal und wollen darin nicht mehr gesehen werden, und wir Kammerfrauen tragen sie dann zu den Leuten, welche solche Garderobe gern kaufen, was sie den Wiederkäufern ja auch wesentlich wohlfeiler macht und uns Kammerfrauen eine hübsche Zulage gewährt. Wenn ich den Mantel jetzt vielleicht schon sehen könnte, so wäre das am besten, denn vor zehn Uhr läuft die Frau Herzogin mir nicht, dann aber bin ich vollauf beschäftigt und weiß nicht, wenn ich abkommen kann.“

Da dies es ja gerade war, was Windmüller wollte, so erklärte er sich sofort bereit und ging mit Giusioppina

pina in sein Wohnzimmer, dessen Thür der Salon der Donna Centa benachbart war. Er lud sie ein, sich auf das Sofa zu setzen, und ging in sein Schlafzimmer, um den in letzter Nacht so geschickt entführten Mantel zu holen, den er sorgsam in seinen Koffer eingeschlossen hatte. Indem er ihn so über den Arm hing, daß die besleckte Stelle nicht zu sehen war, rief er durch die halb offene Thür: „So, nun bin ich wirklich begierig, von Ihnen zu hören, ob ich gut und preiswert eingekauft habe!“ — worauf er rasch, die Augen fest auf die Cammeriera gerichtet, in das Wohnzimmer eintrat.

Der beabsichtigte Effekt war stärker, als er voraussehen konnte, denn Giuseppina flog beim Anblick des Mantels in die Höhe und fiel ebenso rasch mit aschbleichem Gesicht auf das Sofa zurück — sie war ohnmächtig geworden.

Es war aber kein langes Aussetzen der Lebensgeister, denn Windmüller, den Mantel auf den Tisch legend, hatte das darauffstehende Glas noch nicht mit dem Wasser aus der Karaffe gefüllt, als sie die Augen schon wieder aufschlug und nach einem kleinen Schluck aus dem ihr gereichten Glase kehrte ihre natürliche, gelbliche Gesichtsfarbe wieder zurück.

„Es ist nichts, Signor“, murmelte sie. „Wirklich nichts, — nur das Herz. Es geht mir öfter so, — kommt plötzlich über mich und vergeht rasch. Verzeihen Sie mir den Schreck, den ich Ihnen verursacht habe.“

Diese Erklärung wäre eine ganz glaubhafte gewesen, nur Windmüller wollte sie nicht ganz einleuchten, trotzdem Giuseppinas Aussehen sicher nicht das einer gesunden Person war. Denn abgesehen von ihrem Ausdruck bei seinem Eintritt, schien sie überhaupt nichts anderes zu sehen, als den Mantel, auf den ihre Augen mit einem Blick des Entsetzens und der Furcht haften blieben, den sie wahrscheinlich mit bestem Willen nicht verbergen konnte, wie sehr sie sich auch sonst zu

beherrschen versuchte, während sie den Mantel mit kalten, zitternden Fingern berührte und dabei wie von ungefähr den Schalkragen umdrehte. Und dort, wo das Futter in der hinteren Mitte über den umgeschlagenen Rand des Oberstoffes trat, sah Windmüller ein mit weißem Seidenfaden kunstlos mit wenig Stichen eingenähtes Zeichen, die lateinischen Buchstaben C. A.

Hastig schlugen die bebenden Finger der Cammeriera den Kragen wieder um und strichen prüfend über den matten, stark gerippten Seidenstoff.

„Das ist ein schönes Stück, Signor“, sagte Giuseppina, heiser und mühsam die Worte hervorbringend. „Was haben Sie dafür bezahlt?“

„Oh, — fünfzig Lire. Ist das zu teuer?“ sagte Windmüller aufs Geratewohl.

„Teuer? Diamine! Der Mantel hat dreihundert gekostet!“ rief die Cammeriera in höchster Ekstase. „Und keine viermal getragen! Fünfzig Lire! Und dieser Stoff, — dick wie ein Brett und weich wie Flanell, mit dem reinseidenen weißen Duchesefutter und der prachtvollen Posamenterieborte auf den Aufschlägen! Ja, wer konnte Ihnen denn diesen Mantel für fünfzig Lire verkaufen?“

„Haha! Dann hätte ich ja ein vortreffliches Geschäft gemacht!“ lachte Windmüller, scheinbar sehr befriedigt und ergötzt, und doch schlug ihm das Herz bis zum Hals heraus, denn in ihrem Eifer und in ihrer Entrüstung über den Spottpreis hatte Giuseppina sich unbewußt und vollständig verraten: sie hatte das Futter des Mantels beschrieben, das sie, zusammengelegt, wie er vor ihr auf dem Tische lag, gar nicht sehen konnte, hatte den Preis genannt!

Die Summe des letzteren konnte ja schließlich nur eine ungefähre Schätzung des wahren Wertes sein, wie sich Windmüller sofort sagte, aber wenn man die Farbe und den Stoff eines Futters nennt, das man noch gar nicht gesehen hat, so mußte wohl das kleine

Zeichen an der Innenseite des Kragens entscheidend für Giuseppina gewesen sein.

„Nun, dann danke ich Ihnen herzlich für Ihr freundliches Gutachten“, fuhr er fort, indem er tat, als hätte er die Entgleisung ihrer Zunge gar nicht beachtet, und ein goldenes Zehnlirestück aus der Westentasche ziehend, reichte er es ihr als klingenden Lohn für die Gefälligkeit hin. Sie aber sprang empor und wehrte seine Hand mit der opulenten „mancia“ ab.

„Nein, dafür nehme ich nichts, Signor, dafür nichts!“ rief sie wie erstickt. „Es würde mich brennen wie Feuer, — ich meine, für den geringen Dienst. Aber ich danke Ihnen von Herzen für die gute Absicht“, setzte sie, sich gewaltsam fassend, hinzu und verließ rasch das Zimmer.

Windmüller aber trug den Mantel erst wieder sorgsam in seinen Koffer zurück, ehe er ihr folgte.

„Wer hat den bei der Strega eingeschmuggelt, wenn Donna Centa dort nicht verkehrt, bestimmt wohl aber nie einem der Spielabende beiwohnte?“ fragte er sich dabei. „Natürlich die Herzogin selbst, um die Spur ihrer Stieftochter zu verwischen, sie damit in eine Sackgasse zu leiten. Insofern diese Annahme richtig ist, woran ich kaum noch zweifeln möchte, hätte ich ja nun freilich eine direkte Spur, aber daß das Dunkel sich damit zu lichten anfinge, kann ich nicht behaupten. Oder sehe ich doch darin schon einen Schimmer?“

In den Salon der Donna Centa zurückkehrend, fand er Giuseppina seiner dort wartend, und konnte nicht umhin, wahrzunehmen, um wie vieles sie schlechter, elender aussah. Aber er bemerkte in ihrem Blick und Betragen keinen Schimmer von Mißtrauen gegen ihn; sie hatte also die Sache mit dem Mantel für bare Münze genommen. Hin und wieder ein gleichgültiges Wort mit ihr wechselnd, ging er ohne Verweilen an die Komödie des Bilderauffschreibens und fand es ganz natürlich und korrekt, daß sie in diesen Privaträumen

dabei blieb und hätte sie sogar gebeten, es zu tun, falls sie Miene gemacht hätte, sich zu entfernen. Was er für seine Zwecke hier zu suchen hatte, mußte für eine günstigere Gelegenheit verschoben werden, und inzwischen konnte er schon jetzt die nötigen Terrainstudien machen. Windmüller hatte seinen Rundgang im Salon noch nicht halbwegs beendet, als er von der Treppe her die dröhnende Bassstimme Doktor Nemis hörte, die nach ihm fragte, und gleich darauf erschien der 'alte Löwe' auf der Schwelle des Salons, dessen Tür Giusseppina mit der Meldung, daß Signor Gatti hier sei, geöffnet hatte.

„Hier also haben Sie Ihre Tätigkeit begonnen, lieber Gatti!“ schrie er Windmüller mit der Gewalt eines Zahnbrechers entgegen. „Haben Sie schon unten in den Empfangsräumen gesucht? Der Pietro meinte, Sie müßten in Ihrem Zimmer sein. — — Ich glaube, Donna Centa würde es vorziehen, Ihnen hier selbst die Honneurs machen zu dürfen. Wie? Was? Die Frau Herzogin hat es befohlen? Nun, dann ist ja weiter nichts mehr darüber zu sagen. Sie können gehen, Giusseppina. Ich werde dem Signor Gesellschaft leisten und aufpassen, daß er sich nicht etwa den metergroßen ‚Perugino‘ mit dem fußbreiten Rahmen in die Westentasche steckt und davonträgt, hahahaha!“

„Verzeihung, Signor, aber die Frau Herzogin hatten befohlen, den Signor zu führen“, sagte Giusseppina betreten.

„Versteht sich ganz von selbst, — war ja nur ein ‚scherzo‘ von mir“, lachte Nemi beschwichtigend. „Jetzt werde ich acht geben, daß der Signor nicht etwas her-einträgt, was meine größte Sorge ist.“

Giusseppina beantwortete den neuen Scherz mit einem Lächeln, das nichts Fröhliches hatte und entfernte sich dann.

Sie war kaum heraus, als Nemi einen verschlosse-

nen Briefumschlag herausholte und Windmüller gab, der ihn, ohne zu öffnen, einsteckte.

„Lesen Sie's lieber gleich, — es steht was Kurioses drin, das Sassonero mir beim Überbringen mit berechtigter Aufregung mittheilte“, sagte der Advokat mit wesentlich gedämpfter Stimme.

„Gleich“, gab Windmüller ebenso zurück. „Bitte, halten Sie freundlichst einen lauten Vortrag, über die Bilder zum Beispiel, während ich die günstige Zeit Ihrer Anwesenheit benütze, um nebenan eine kurze Umschau zu halten.“

Und ehe der Advokat noch nach Warum und Wieso fragen konnte, verschwand er auch schon in dem anstoßenden Raum, von wo er den rasch Begreifenden über den ‚Perugino‘ im Salon eine improvisierte Erläuterung geben hörte.

Windmüller hielt sich in dem Wohnzimmer der Donna Centa nicht auf, — das mußte warten. Die nächste Thür öffnend, befand er sich, wie er vermutet hatte, im Schlafzimmer, in welchem ihm drei weitere Thüren zur Wahl standen. Daß die links gelegene in den Korridor münden mußte, ohne weiteres annehmend, versuchte er es mit der an der linken Seite des freistehenden Bettes gelegenen, die in das Badekabinett führte; er eilte also rasch an die rechte des Bettes befindliche Thür, hinter welcher er richtig das gesuchte Ankleidezimmer fand, welches eine Reihe großer Garderobenschränke enthielt. Da die Schlüssel darin steckten, so stand nichts im Wege, sie zu öffnen, und mit flinken, gewandten und geübten Händen befaßte er die in langen Reihen auf Bügeln aufgehängten Kleidungsstücke und Taschen auf darin etwa vergessene Papiere, — jedoch ohne etwas zu finden, und untersuchte auch Blusen, Taillen und Mäntel nach einem Zeichen, wie es Giuseppina unter dem Kragen des schwarzen Mantels sofort gesucht und gefunden. Und in allen diesen Garderobegegenständen fand er sie, die

beiden lateinischen Buchstaben C. A., mit demselben weißen Seidenfaden eingestickt.

„So, das genügt zur Feststellung“, murmelte er befriedigt. „Welches Glück, daß Donna Centa eine so ordnungsliebende Dame ist, die sogar diese Sachen mit ihren Initialen zeichnen läßt! Tja, — die Giuseppina wußte, wo dieses Zeichen zu finden war, nach dem ich natürlich nicht gesucht. Zwar ein Zweifel bliebe wohl auch kaum mehr auch ohne das beredte C. A. in diesen Kleidungsstücken, aber es ist immer gut, ganz sicher zu sein. — Sie haben mich also gleich wiedererkannt“, fragte er nasehnend, als er gleich darauf in den Salon zurückkam, in welcher Doktor Nemi den vier Wänden immer noch das Blaue vom Himmel über den Perugino erzählte.

„Magari!“ machte Doktor Nemi mit einem Satz nach rückwärts beim Klange dieser unbekannten Stimme. „Beruhigen Sie sich, — Ihre eigene Mutter würde Sie nicht wiedererkennen! Hätte mir die Giuseppina nicht gesagt, daß der Signor Gatti hier sei, und hätten Sie mir vorher nicht anempfohlen, kein erstauutes Gesicht zu machen, — nie hätte ich Sie in dieser Hülle vermutet. Vielleicht war's unvorsichtig, Ihnen den Bericht Sassoneros ohne weiteres auszuliefern, aber Ihre eigene Stimme beruhigt mich darüber. Soll ich noch weiter Kunst dozieren, während Sie lesen?“

„Wir können dazu jetzt ins Nebenzimmer gehen“, meinte Windmüller, indem er voranging. „Es ist nur darum, um einmal beim Schein zu bleiben. Um es vorweg zu sagen: Ich habe eine Spur und mich ihrer eben versichert, — aber —“

„Lesen Sie, und Sie werden wahrscheinlich wieder aber sagen“, fiel Nemi ein, und indem er zum Benefiz etwaiger Hörer draußen auf dem Korridor wieder einen Vortrag über die Bilder in diesem Raume begann, las Windmüller den Bericht des Conte Sassonero, wie folgt:

„Verehrter Herr Doktor! Ich habe gestern auf Ihren Vorschlag einen Klub besucht, in welchem sich zu einer bestimmten Nachmittagsstunde die Mitglieder einzufinden pflegen, um die Zeitungen zu lesen, und weil mir bekannt ist, daß zu diesen regelmäßigen Lesern der Marchese Brancalone gehört, den man getrost die lebendige Chronik der Stadt nennen kann, so hoffe ich von ihm über die von Ihnen angeregte Frage etwas zu erfahren. Der Marchese war richtig anwesend und studierte wie gewöhnlich mit großer Aufmerksamkeit die ausländischen Zeitungen, die gerade in diesem Klub sehr reichhaltig vertreten sind. Wahrscheinlich wird es Ihnen ja bekannt sein, daß man den Marchese für einen politischen Agenten hält; Beweise für diese Annahme kann natürlich niemand beibringen, der Klatzsch jedoch behauptet, daß diese Tätigkeit die Quelle seiner Mittel und seines eleganten Auftretens ist, da er von Hause aus notorisch nichts besitzt.

Es ist für Ihre Zwecke wohl gleichgültig, wie ich es anfang, den Marchese zu einem Gespräch zu veranlassen; es genügt, zu sagen, daß ich es geschickt anfangen mußte, weil ich ihm für gewöhnlich aus dem Wege zu gehen pflege, denn ich habe kein rechtes Verständnis für derlei problematische Existenzen. Um es vorweg zu sagen: Meine Mühe war eine vergebliche. Der sonst so bereitwillig jeden Tratsch und Klatzsch über Personen der Gesellschaft verbreitende und wiederholende Brancalone biß absolut nicht an und tat sogar höchlich erstaunt über ein Gerücht von den Schulden der Herzogin d. P. Ich sage, ‚er tat so‘, denn wenn dieses Gerücht überhaupt im Umlauf ist, — woran durch Ihr Wort, Herr Doktor, nicht gezweifelt werden kann, — so wäre der Marchese der letzte, der nichts davon wissen wollte. Kurz und gut, er gab vor, nichts und nirgends etwas darüber ge-

hört zu haben, erklärte es sogar für sehr unwahrscheinlich, und damit war meine Liebesmühe eine ganz vergebliche gewesen. Um meine Absicht nicht gar zu deutlich zu machen, redete ich mit ihm über gleichgültige Dinge, über Sport und Theater, und dabei fiel mein Blick auf seine linke Hand, angezogen durch das Feuer eines Brillantringes, den er am kleinen Finger trug. Der außerordentliche Glanz der Steine veranlaßte mich, diesen Ring aufmerksamer zu betrachten, — zunächst rein mechanisch, plötzlich aber mit wachsender Spannung, denn der Ring kam mir bekannt vor, — ich glaubte einen ihm außerordentlich ähnlichen an der Hand meiner Braut gesehen zu haben! Nun, Ringe von dieser Form mit drei nebeneinander gefaßten Brillanten sehen einander zu ähnlich, als daß man mit Bestimmtheit gleich behaupten könnte, daß es der sein müßte, den man im Sinn hat; aber der Ring meiner Braut, der ein Geschenk ihres Vaters ist, hat seine besonderen Kennzeichen. Der verstorbene Herzog, der sich durch seine Entwürfe für die Goldschmiedekunst einen Namen gemacht hat, ließ auch jenen Ring für seine Tochter nach seinen Angaben arbeiten; die drei hervorragend feurigen Brillanten vom reinsten Wasser sind durch minutiöse Cherubsköpfe von Platin miteinander verbunden, und der Reif läuft in Lilienkelchen aus, in denen die beiden äußeren, kleineren Steine zu ruhen scheinen. Man muß schon ganz genau hinsehen, um diese wunderbare Arbeit erkennen und würdigen zu können, und da ich sehr gute Augen habe, so meinte ich, mich nicht zu täuschen. Immerhin konnte ja der Goldschmied noch einen zweiten Ring nach derselben Zeichnung angefertigt haben, obschon es kaum anzunehmen war. Der Ring meiner Braut besitzt aber noch ein besonderes Kennzeichen: Sie selbst hat in der Innenseite des Reifens mit der Graviernadel

mit welcher sie wohl umzugehen versteht, eine winzige Garbe, das Wappenbild der Urvali, eingeritzt.

Um das festzustellen, war es nötig, den Ring in die Hand zu bekommen. Ich bewunderte also laut die schönen Brillanten, dann die Fassung, und bat schließlich geradezu, den Ring in der Nähe besehen zu dürfen. Brancaleone, zu dessen linker Hand ich saß, brachte diese sofort mir näher, zog sie aber fast gleichzeitig zurück, um den Ring, ohne daß ich darum ersucht hatte, abzustreifen und ihn in meine Hand zu legen. Ein Blick genügte mir, die kleine, mir wohlbekannte Garbe im Innern zu finden und jeden Zweifel zu beseitigen, — es war tatsächlich der Ring meiner Braut, den der Marchese am Finger trug! Daß es heiß in mir aufstieg, eine verhängnisvolle Frage zu stellen, leugne ich nicht, aber ich darf sagen, daß ich sie, ohne zu zucken, unterdrückte, und den Ring mit ein paar banalen Phrasen über die künstlerische Fassung zurückgab, denn ich erinnerte mich noch zur rechten Zeit, daß die Frage: Wie kommt dieser Ring an die Hand des Marchese Brancaleone? in das Ressort der Aufgabe, deren Lösung ich in Ihre Hände, Herr Doktor, legen durfte, gehört. Saffonero."

"Sehr vernünftiger junger Mann, der Conte", sagte Windmüller anerkennend, indem er den Bericht einsteckte.

"Diesen Eindruck hat er mir längst schon gemacht", bestätigte Nemi trocken. "Ein junger Offizier, der nicht über seine Mittel lebt, darf an sich schon auf das Epitheton ornans 'vernünftig' Anspruch erheben, von anderen Beweisen zu schweigen."

"Sehr richtig. Und der schlagendste dieser Beweise ist eben der, daß er den Marchese Brancaleone über den Besitz dieses Ringes nicht sofort zur Rede gestellt hat", meinte Windmüller schmunzelnd. "Das

zeugt ebensosehr von Selbstbeherrschung wie von einem unerschütterlichen Vertrauen in die Treue seiner Braut. Und außerdem noch in eine nicht hoch genug einzuschätzende Einsicht über die Grenzen seiner Befugnisse — mir gegenüber.“

„Und so weiter!“ fiel Nemi ungeduldig ein. „Es handelt sich, wie mir scheint, jetzt nicht um die Aufzählung der Tugenden des Conte, sondern um die Frage: Wie kommt dieser Mensch, der Brancaleone, zu dem Ringe?“

„Ach, ich denke, das wird sich schon ohne allzu-große Schwierigkeiten aufklären lassen“, behauptete Windmüller seelenruhig. „Schlimmstenfalls unter Anwendung von einigem Hochdruck; aber die Gewißheit, daß er den Ring von Donna Centa selbst nicht erhalten hat, daß er ahnungslos darüber ist, daß sie die Besitzerin ist oder war, vereinfacht die Sache ja schon ganz wesentlich.“

„Oh, wirklich?“ fragte Nemi ironisch. „Nun ja, daß Donna Centa dem Marchese den Ring nicht freiwillig gegeben hat, darüber hege ich auch keinen Zweifel, was Sassonero auch vollkommen einsah, — daß Brancaleone aber nicht wissen sollte, wer ihn vor ihm besessen hat, das hieße doch etwas viel voraus-sehen.“

„Natürlich muß er das wissen, da Ringe ja nicht durch die frische Luft an eines Menschen Finger geflogen kommen“, gab Windmüller sanft zu. „Nur wer ihn vor dem Jemand besessen hat, aus dessen Hand er ihn empfing, — darüber ist der Marchese ganz im unklaren, sonst hätte er den Ring dem Conte nicht zur genauen Besichtigung in die Hand gegeben, denn er weiß doch so gut, wie alle Welt, daß Sassonero mit Donna Centa verlobt ist, nicht wahr? Soviel ich weiß, ist diese Verlobung ein öffentliches Geheimnis. Nun, Bräutigams pflegen den Händen ihrer Bräute natur-gemäß ihre besondere Beachtung zu schenken, mithin

ist nicht anzunehmen, daß ein so eigenartiger Ring dabei unbeachtet geblieben sein sollte, — ich bin überzeugt, daß Brancalone das nicht vergessen haben kann. Auf eine derartige, flagrantе Herausforderung des Conte dürfte es ein so geriebener Kunde, wie der Marchese, kaum abgesehen haben. Folglich hat er den Ring aus zweiter Hand, entweder als ‚Gelegenheitskauf‘, wenn auch nicht gerade im guten Glauben an seine rechtliche Herkunft, so doch einwandfrei erstanden, oder — — nun, um das festzustellen, bin ich ja eben da.“

Nemi fuhr sich mit beiden Händen durch seine weiße Löwenmähne.

„Magari!“ stöhnte er, „Ihr entweder — oder“ läßt nach beiden Seiten wenig Hoffnung übrig, — so verzweifelt wenig, daß man eigentlich ‚keine‘ sagen möchte, wenn nicht — — übrigens, haben Sie die Pläne des Palastes, die ich Ihnen sandte, richtig erhalten?“

„Ja; die Sendung steht also mit Ihrem ‚wenn nicht —‘ und ‚übrigens‘ im Zusammenhange?“ fragte Windmüller scharf.

„Ich habe damit einer plötzlichen, unmotivierten Eingebung gehorcht“, erwiderte Nemi ausweichend. „Der Palast ist groß, sehr groß, und hat Räume, die so gut verborgen sind, daß ein ganzes Bataillon Detektivs monatelang, vielleicht bis in die Ewigkeit darin herumsuchen könnte, ohne sie zu finden.“

„Mit dürrеn Worten: Der Gedanke ist Ihnen gekommen, daß Donna Centa sich hier im Hause versteckt haben könnte —“

„Nein, auf einen solchen dummen Gedanken bin ich bestimmt nicht gekommen“, fiel der alte Advokat energisch ein. „Donna Centa ist nicht die Person, in ihrem eigenen Hause ‚Verstecken‘ zu spielen, — sie nicht! Aber — man kann ja auch wider Willen versteckt werden, nicht wahr?“

„Im eigenen Hause?“ murmelte Windmüller, Nemi scharf ansehend. „Gewiß, auch das ist schon dagewesen. Und doch —“

Ein diskretes Klopfen unterbrach hier die mit gedämpften Stimmen geführte Unterredung, und auf Nemi's lautes „Avanti!“ erschien ein Diener, der einen Besuch für Signor Gatti meldete, der, ohne besondere Eile zu verraten, bat, den „Signor Sebero“ in sein Zimmer zu führen, und dann noch, für den Diener hörbar, Doktor Nemi sagte, der junge Mann sei einer seiner „Schüler“.

„Buchstäblich wahr“, setzte er dann hinzu. „Seeber muß etwas Wichtiges zu melden haben, und wenn Sie es hören wollen, so lassen Sie uns zusammen hinüber zu mir gehen. Es hat keine Eile, denn Seeber muß erst die zwei Treppen heraufsteigen, und es paßt auch besser zu meiner Rolle, mich noch einmal rufen zu lassen.“

Das geschah denn auch nach der normalen Frist, und Windmüller ging in Nemi's Begleitung in sein Zimmer hinüber und verständigte dort den wartenden Agenten, daß er frei vor dem Advokaten reden dürfe.

„Hier haben Sie zunächst Ihr Taschentuch zurück, Herr Doktor“, begann der junge Mann mit dem intelligenten Gesicht, indem er seinem Chef das fragliche Objekt überreichte. „Ich bin nämlich noch einmal umgekehrt, um es aufzuheben, weil ich so heilsfroh war, es aus Ihrem Auto herausflattern zu sehen.“

„Danke, lieber Seeber, — ich habe Ihnen unnötigerweise Ihre schöne Nachtruhe geraubt“, lachte Windmüller. „Es hat keine Fliege Miene gemacht, sich mir auf die Nase zu setzen, geschweige denn, mich zu stechen, was man aber im voraus nicht wissen konnte. Scheinbar ist auch meine Nachtruhe insofern ein unnützes Opfer gewesen, denn ich bin noch total im Dunkeln, zu welchem Zweck ich diesen Ausflug mitmachen mußte, der mich jedoch ganz unerwartet auf

eine wichtige Spur gebracht hat. Ich erkläre Ihnen das nachher, lieber Nemi; vor allem aber wollen wir hören, was Seeber zu berichten hat."

"Ich bin aus der Liste der Schmucksachen einem Ringe auf die Spur gekommen, Herr Doktor", sagte der junge Mann, nicht ohne einen kleinen Triumph zu verraten. „Nachdem der Monte di Pietà und die obskuren Geschäfte versagt hatten, wollte ich es einmal mit den besseren Althändlern versuchen, die sich auch mit der Kommission für ‚Gelegenheitskäufe‘ befassen. Viel Wahrscheinliches sah ja dabei nicht heraus, aber es darf doch eben nichts unversucht bleiben. Ein paar dieser Geschäfte, mit denen ich heut früh gleich anfang, hatten nichts von den Schmucksachen gesehen, baten aber um die Beschreibung; ein drittes auf der Piazza di Spagna machte sich eine Kopie der Liste, und während der Inhaber noch damit beschäftigt war, erschien ein eleganter Herr, der Marchese Brancalone, im Laden, zog, ohne sich durch meine Gegenwart stören zu lassen, einen Brillantring vom kleinen Finger der linken Hand, und fragte den Händler, was er ihm dafür geben wolle. Der Mann nahm die Lupe, betrachtete den Ring, den ich natürlich genau nicht sehen konnte, und erklärte ihn für recht wertvoll; nach einer so oberflächlichen Prüfung sei er jedoch nicht in der Lage, ein Angebot machen zu können, — wenn der Herr Marchese gegen Abend wieder vorsprechen wolle, — und so weiter. Der Herr Marchese war damit sofort einverstanden, empfing eine Quittung für den hinterlegten Ring und ging wieder seiner Wege. Er war kaum zum Laden hinaus, als der Händler mir den Ring zeigte; nun, die Fassung läßt wohl kaum einen Zweifel, daß es der Brillantring der Liste mit der dazugehörigen Zeichnung ist. Der Händler stellte mir anheim, bis zur Wiederkehr des Marchese Erhebungen einzuleiten, und darum eilte ich mit meiner Neuigkeit gleich hier-

her. Ubrigens enthält der Ring, was in der Beschreibung fehlt, noch ein besonderes Merkmal auf der Innenseite des Reifens, nämlich eine mit dem Stichel eingeritzte Figur, die man für eine Garbe halten könnte."

"Die Garbe der Arvali!" rief Doktor Nemi.

"Jawohl, und Brancalone hat keine Ahnung davon, oder hat diese Garbe einfach für ein Goldschmiedszeichen gehalten", nickte Windmüller. "Man kann dem Marchese ja im allgemeinen wohl kaum den Ehrentitel eines 'ahnungslosen Engels' geben, in diesem Falle aber, — nun, wir werden ja sehen! Wie spät ist es? Halb elf Uhr. hm, — um mich nach meiner Wohnung zu verfügen, dazu reicht die Zeit nicht mehr, aber wenn Sie, lieber Nemi, mir behufs einer kleinen Metamorphose Gastfreundschaft gewähren wollen, dann lassen Sie uns unverweilt aufbrechen. Mir liegt daran, pünktlich zur Collazione zurück zu sein, — nicht des Essens wegen, obwohl das ja vortrefflich ist, sondern einmal, weil Pünktlichkeit zu den Pflichten eines Gastes gehört, und besonders, weil die Gesellschaft ganz ungemein anziehend für mich ist." Nachdem Windmüller einige notwendige Requisiten zu sich gesteckt, verließen die drei Herren den Palast; Seeber trennte sich schon an der nächsten Ecke von den anderen beiden, die sich unverweilt in Doktor Nemis Wohnung begaben, welche der Signor Gatti nach einer knappen Viertelfunde als Doktor Windmüller wieder verließ.

Eine vorüberfahrende leere Droschke anhaltend, stieg Windmüller ein und fuhr damit bis zu dem eleganten Miethaus in der Via Nazionale, das ihm als Wohnung des Marchese Brancalone angegeben worden war.

Ein sehr gut gekleideter, älterer Diener öffnete die Thür der Hochparterrewohnung, die das Namensschild des Marchese trug, und da Windmüller nicht erst

fragte, ob Brancaleone daheim sei, sondern einfach die Weisung erteilte, ihn zu melden, so nahm er die ihm gereichte Karte entgegen, und nach wenigen Minuten stand Windmüller in dem elegant und gediegen eingerichteten Wohnzimmer seines Inhabers, der sich beim Eintritt des Besuchers von dem Stuhl vor seinem Schreibtisch erhob.

„Brancaleone“, stellte er sich vor. „Darf ich fragen, was mir die besondere Ehre verschafft —?“

„Es handelt sich nur um eine Auskunft, die ich von Ihnen erbitten möchte, Herr Marchese“, erwiderte Windmüller mit lächelnder Harmlosigkeit. „Ich weiß zwar nicht, ob mein Name Ihnen bekannt ist —“

„Ich bitte Sie, Herr Doktor! Es gehört, möchte ich sagen, fast zur Bildung, Ihren Namen zu kennen!“ rief Brancaleone verbindlich, indem er seinem Gast einen Sessel herbeischoß. „Ihre Einführung läßt mich vermuten, daß Sie im Beruf zu mir kommen, — nun wohl! Jede Auskunft, die in meiner Macht liegt, Ihnen zu geben, steht Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung.“

„Wofür ich Ihnen schon im voraus aufrichtig danke“, versetzte Windmüller, der sich nicht einen Augenblick durch die weltmännische Sicherheit des Marchese täuschen ließ, besonders, da er aus den lebenswürdigen Worten einen Unterton des Mißtrauens herauszuhören meinte. „Sie haben ganz recht vermutet, — mein Besuch bei Ihnen ist ein Schritt im Verufe, in welchem man seine Informationen allerorts zusammensuchen muß, um aus diesen verstreuten Fragmenten ein Ganzes zusammenkitten zu können. Ich möchte aber vorausschicken, daß Sie, Herr Marchese, ganz außerhalb des Falles stehen, der mich gerade beschäftigt, die erbetene Auskunft mit Ihnen selbst also nichts zu tun hat.“

„Unter dieser Voraussetzung habe ich Ihren Besuch angenommen, Herr Doktor“, erwiderte Branca-

leone mit einer Ruhe, an die Windmüller nicht glaubte. „Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten? Nein? Schade, die Marke ist wirklich gut. Wohlan denn, ich bin ganz Ohr.“

„Und ich komme ohne Umschweife zur Sache, da ich mich ja natürlich über den Zusammenhang meiner Frage mit dem eigentlichen Fall nicht aussprechen darf“, begann Windmüller, immer im Ton eines harmlosen Gespräches. „Sie haben heut früh in einem Althändler- und Juweliergeschäft auf der Piazza di Spagna einen Brillantring zum Verkauf angeboten, nicht wahr?“

Brancaleone fuhr auf und lächelte dann.

„Nennen Sie das eine unpersönliche Frage, Herr Doktor?“ erkundigte er sich nicht ohne Humor. „Nun, mir scheint — aber meine Auffassung darüber mag dahingestellt bleiben. Gewiß, ich habe einen solchen Ring bei Viali zum Verkauf gegeben. Daran ist nichts Außergewöhnliches, und da der Ring mein unbestrittenes Eigentum ist —“

„Darüber herrscht gar kein Zweifel, ebensowenig, wie über Ihr gutes Recht, mit Ihrem Eigentum zu tun, was Ihnen beliebt“, fiel Windmüller mit ruhiger Selbstverständlichkeit ein. „Meine Frage ist auch wirklich nicht so persönlich, wie es im ersten Augenblick den Anschein haben mußte, denn sie ist nur die Einleitung zu der erbetenen Auskunft: Von wem Sie diesen Ring gekauft oder erhalten haben.“

Brancaleone antwortete nicht gleich, und Windmüller fuhr fort, ohne die kleine Pause zu beachten:

„Sie werden daraus unschwer erraten, daß der frühere Besitzer des sehr kostbaren und kunstreich gearbeiteten Ringes gesucht — von mir gesucht wird. Es ist dies, wie Sie sehen, eine jener retrospektiven Aufgaben, die Zeit und Geduld erfordern, es wäre daher sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie mir die-

selbe erleichtern wollten, indem Sie mir sagen, von wem Sie den Ring haben.“

„Und wenn ich mich weigere, das zu tun?“ fragte Brancaleone lauernd.

Windmüller zuckte mit den Achseln.

„Das würde für mich nur einen Aufschub bedeuten, — für Sie, Herr Marchese, aber eine Reihe lästiger und überflüssiger Verhöre, Konfrontationen, und was dergleichen polizeiliche und legale Plackereien mehr sind, die ein einziges Wort von Ihnen — mir im Vertrauen gesagt — einfach erübrigt.“

„Ich verstehe!“ murmelte Brancaleone nachdenklich und nach einer kleinen Pause sagte er langsam: „Ich habe den Ring an Stelle einer Schuldzahlung angenommen. Genügt das?“

„Keineswegs“, versicherte Windmüller gelassen, trotzdem er vor Überraschung fast eine Bewegung gemacht hätte, aber auch nur fast. „Es handelt sich ja nicht darum, wie und warum der Ring in Ihren Besitz gekommen ist, sondern aus wessen Hand Sie ihn erhalten haben.“

„Herr Doktor, diese Schuld war eine Ehrenschild. Ich kann den Namen meines Schuldners nicht nennen, ohne einen Vertrauensbruch zu begehen“, rief der Marchese unbehaglich. „Sie werden das ja verstehen —“

„Verzeihung, nein — das verstehe ich in diesem Sonderfalle nicht“, unterbrach ihn Windmüller eindringlich. „Sie aber werden zweifellos begriffen haben, daß es sich von meiner Seite unmöglich um bloße Neugierde handeln kann, sondern daß meine Frage einen sehr triftigen Grund haben muß, denn bekannterweise übernehme ich Lappalien nicht zur Aufklärung. Es ist einfach Ihre Pflicht, mir hier entgegenzukommen, falls Sie die immerhin umständlichen Erhebungen durch die Behörden nicht vorziehen. Eine Ehrenschild kann von einem durchaus ehrenwerten

Menschen kontrahiert werden, und dieser kann den Ring wiederum auf ganz ehrenhaftem Wege erhalten haben. Damit ich aber retrospektiv die früheren Besitzer des Ringes feststellen kann, bis ich auf den stoße, welchen ich suche, so muß ich natürlich auch deren Namen wissen. Sie aber würden schon auf den Vorbesitzer einen Schatten werfen, wenn Sie seinen Namen verschweigen. Das ist klar, nicht?"

Brancalone machte eine Bewegung.

„Herr Doktor, ohne die ausdrückliche Erlaubnis des früheren Besitzers des Ringes kann und darf ich seinen Namen nicht nennen“, sagte er fest. „Es ist — eine Dame.“

„Ah — das war vorauszusehen“, erwiderte Windmüller ruhig. „Wir sind damit aber nur in einem Kreise herumgelaufen, Herr Marchese, denn ich erlaube mir die sehr billige Prophezeiung auszusprechen, daß Sie diese Erlaubnis natürlich nie erlangen werden. Den meisten Damen mangelt in gewissen Rechtsfragen absolut die Fähigkeit der Einsicht. Das soll kein Vorwurf sein, sondern nur die Feststellung einer Tatsache. Sie werden sich also nicht erst zu bemühen brauchen. Im übrigen wiederhole ich, daß ich meine Frage nur aus der Notwendigkeit ihrer tiefen Bedeutung heraus an Sie gerichtet habe.“

„Darüber bin ich mir vollständig im klaren“, gab der Marchese unumwunden zu. „Ich meinerseits frage darum auch nicht erst, wie Sie erfahren haben, daß ich den Ring verkaufen will, der mir übrigens ein solch harmloser Besitz schien, daß ich ihn in der Gegenwart eines Unbekannten, der zufällig auch gerade im Laden Vialis war, dem letzteren anbot und zur Abschätzung auch zurückließ.“

„Dies und noch ein anderer Nebenumstand sind vollgültige Beweise für Ihre Unkenntnis der Sachlage“, versetzte Windmüller trocken. „Wenn ich diese Beweise nicht hätte, so würde ich meine Frage anders

gestellt haben. Aber lassen Sie uns nicht Ihre und meine Zeit mit Strohdreschen vergeuden. Ich hoffe immer noch, daß meine Andeutungen Sie dazu bewegen werden, mir den Namen Ihrer Ehrenschildnerin zu nennen. Echte, ritterliche Diskretion ist gewiß eine schöne Tugend, — niemand kann sie höher schätzen als ich, aber vor einer höheren Notwendigkeit darf sie nicht hartnäckig aufrechterhalten werden, oder sich — zum Deckmantel für das Verbrechen hergeben."

Brancaleone lächelte und sagte dann leicht:

"Ich glaube, Herr Doktor, Sie sind ausnahmsweise einmal auf einen Holzweg geraten. Es kann gar keine Rede davon sein, die frühere Besitzerin mit solchen Ungeheuerlichkeiten zu verquicken. Nachdem Sie die Güte hatten, mir das zu sagen, muß ich um so fester auf meinem Standpunkt absoluter Diskretion bestehen."

Windmüller stand auf und ergriff seinen Hut.

"Dagegen läßt sich nichts weiter sagen, und ich muß eben den Umweg einschlagen", sagte er verbindlich. „Verzeihen Sie also die Störung, Herr Marchese. Ob es gerade weise ist, mich mit einer leeren Phrase heimzuschicken, mag Ihrer Erwägung überlassen bleiben. Schließlich ist es ja auch leicht möglich, daß Sie nicht wissen, wie weit ich meine Kreise ziehen kann — hätten wir Zeit zum Plaudern, so könnte ich Ihnen Dinge erzählen, daß Sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würden. Zum Beispiel bin ich ganz zufällig zur Kenntniß einer „Visca“ in der Via Pelotti gekommen, wo ein Kavaliere, der Träger eines alten, sizilianischen Namens, die Rolle des Croupiers spielt — — oh, bitte, Herr Marchese, bemühen Sie sich nicht, ich kann die Tür ganz allein öffnen“, unterbrach er sich, indem er sich mit einer blißschnellen Bewegung gegen die Tür zum Korridor stellte, ehe Brancaleone sich zwischen sie und ihn werfen konnte.

In dieser Stellung, um keines Schrittes Länge von-

einander entfernt, standen beide Männer einander gegenüber und sahen sich in die Augen; dann zuckte der Marchese mit den Achseln, trat einen Schritt zurück und sagte verbindlich:

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Doktor, — ich habe Sie unterbrochen.“

„Es hat nichts zu sagen, Herr Marchese“, erwiderte Windmüller im gleichen Ton. „Ich hatte nur noch hinzufügen wollen, daß meine Kenntniß der *Visca* eine ganz private ist, denn ich hatte keinerlei Auftrag, sie zu finden. Wäre dies der Fall, dann wäre diese Spielhölle, die sich so geschickt unter der Nase des ahnungslosen Besitzers verbirgt, längst aufgehoben. Und solange ich keinen Auftrag habe, — aber ich verfall' da in den Fehler der Damenbesuche, von denen es böshafterweise heißt: Wenn Frauen auseinandergehen, dann bleiben sie noch lange stehen.“

Brancaleone lachte kurz und hart auf.

„Ich hätte gute Lust, Sie überhaupt nicht mehr gehen zu lassen“, sagte er unter scharfem Einziehen des Atems.

„Ei bewahre, — Sie sind viel zu klug, um eine solche Torheit zu begehen“, versetzte Windmüller lächelnd. „Daß Sie Ihren Browning in die Tasche gesteckt haben, ehe Sie mich empfingen, weiß ich natürlich so gut, als ob ich dabei gewesen wäre, denn ich besitze die Fähigkeit, durch eine Mauer zu sehen; auch wenn sie zufällig kein Loch hat. Derlei Fähigkeiten sind einfache Notwendigkeiten für meinen Beruf, der mich mit notorisch gefährlichen Persönlichkeiten leider so oft zusammenführt. Infolgedessen bin ich auch immer ausreichend versehen, wenn ich zu solchen Leuten gehen muß. Was aber würde bei solch einer Schießerei herauskommen? Erstens würden die beiden Karabinieri, die eben unter Ihrem Fenster auf ihrem Posten stehen, umgehend zur Stelle sein, und selbst wenn die Doppelfenster, die dicken Teppiche, Vorhänge und

Polstermöbel den Schall so dämpften, daß er bei dem Straßenlärm verhallt, so wäre damit noch nichts gewonnen, denn der Cavaliere Doktor Nemi weiß, daß ich bei Ihnen bin. Das sind Vernunftsgründe, nicht wahr?, die aufzuzählen bei einem Kopf, wie dem Ihrigen, eigentlich überflüssig sein sollte. Man sieht daraus, daß selbst Leute, wie Sie, den Kopf verlieren können. Guten Tag, Herr Marchese, und nochmals: Verzeihung für die Störung.“

„Bitte, es war mir ein besonderes Vergnügen“, versicherte Brancaleone mit grimmigem Humor. „Falls Sie aber noch einen Augenblick Zeit hätten — —“

Windmüller zog seine Uhr heraus und sagte dann verbindlich:

„Fünf bis sechs Minuten könnte ich noch bleiben, aber nicht länger, damit Doktor Nemi nicht unruhig wird und mit seinem immer recht hitzigen Temperament gar hierherstürmt. Nein, ich danke, — ich stehe ganz gern.“

„Wie Sie wünschen. Wenn ich recht verstanden habe, Herr Doktor, dann wünschen Sie also den Namen der früheren Besitzerin des verdamnten Ringes als — Preis für Ihr Schweigen zu erfahren.“

„Aber, wo denken Sie hin!“ entgegnete Windmüller kopfschüttelnd. „Ich bin nämlich mit den Gesetzgebern dieses Landes ganz einer Meinung, daß Spielhöllen bekämpft werden müssen, — aus moralischen wie aus wirtschaftlichen Gründen. Die ‚Bisca‘ in der Via Pelotti hat von heut ab Ferien, bis der meist abwesende Besitzer des Hauses abgereist ist, — sie wäre also bis dahin in flagranti nicht zu überraschen. Es ist jedoch gar nicht zu sagen, ob es nicht morgen oder übermorgen schon möglich wäre, denn der Besitzer des Hauses fühlt sich daheim nicht so wohl und entflieht immer so rasch als möglich wieder seinen heimischen Penaten. Immerhin könnte die Zeit seiner Anwesenheit für den Croupier genügen, den klassischen Boden

Roms mit einer hübschen Sommerfrische jenseits der Alpen zu vertauschen, falls er die kostbaren Stunden nicht damit vertrödeln wollte, den Habitues des Spielsalons Warnungen zukommen zu lassen. Weiter habe ich nichts sagen wollen.“

„Ich verstehe!“ murmelte Brancalone, und nach einer kleinen Weile des Nachdenkens fuhr er fort: „Herr Doktor, ich habe der Dame, die mir den Ring anstatt ihrer Schuld in bar gab, versprechen müssen, ihren Namen geheimzuhalten. Eigentlich verstand sich ja das von selbst, aber sie mochte wohl nervös sein und wünschte ganz sicher zu gehen. Ich kann also mein Versprechen ohne besondere Erlaubnis wirklich nicht brechen. Es hat eben ein jeder nach seiner Fassung seine Ehrbegriffe, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen die reine Wahrheit sage, keine Ausflüchte mache, um Zeit zu gewinnen. Meiner Überzeugung nach ist die Dame ahnungslos, daß dieser Ring eine Geschichte hat, gefährlich für den Besitzer ist.“

„Und meiner Überzeugung nach weiß sie das ganz genau, denn sonst hätte sie Ihnen das Versprechen nicht abgenommen, sondern sich einfach auf Ihre Diskretion verlassen“, widersprach Windmüller trocken. „Wie ich schon sagte: sich um die Erlaubnis zu bemühen, wäre schon aus diesem Grunde einfach Zeitverlust.“

„Wenn Sie recht haben, dann wird es wohl so sein, es wäre töricht, Ihnen darin zu widersprechen“, erklärte der Marchese unumwunden. „Dennoch aber fühle ich mich gebunden, — Sie werden das einsehen. Mir aber will es, offen gesagt, nicht recht einleuchten, warum eine große Dame ein Schmuckstück hergegeben haben sollte, an das sich derartige Konsequenzen knüpfen könnten.“

„Die Erleuchtung dieses Dunkels ist ja eben die Ursache meines Besuches bei Ihnen, Herr Marchese“, versetzte Windmüller mit einem Blick auf seine Uhr,

die er in der Hand behalten hatte. „Ich habe noch drei Minuten Zeit, — es wäre unangebracht, sie mit dergleichen Fragen zu vergeuden. Sie meinen, ich müßte die Gründe Ihrer Weigerung einsehen, — nun, das würde ich unter den gewöhnlichen Umständen gewiß thun. Da die Umstände aber eben ungewöhnliche sind, so haben Sie meines Erachtens die Verpflichtung, Ihr Schweigen zu brechen. Wenn Sie aber trotzdem bei Ihrer Meinung beharren wollen, so bleibt mir nichts übrig, als eben zu den extremen Maßregeln zu schreiten, deren Folgen auch für Sie inhaltschwer sein werden, denn der Fall wird vielen Staub aufwirbeln, der um eines großen Namens willen besser unangefastet bliebe. Wenn es Ihnen aber lieber ist, sich vor den Gerichtsschranken über den Besitz eines Ringes auszuweisen, der einer vermißten Person angehörte, so ist das natürlich Ihre Sache. Flucht würde Ihnen nichts mehr nützen, denn dagegen sind alle Vorkehrungen getroffen; indes wiederhole ich nochmals, daß ich von Ihrem guten Glauben, was den Ring betrifft, vollständig überzeugt bin, denn andernfalls würden Sie ihn nicht hier am Ort und intakt zu verkaufen gesucht haben, — Sie nicht!“

Auf Brancaleones Gesicht hatte sich bei Windmüllers letzten Sätzen ein so ungeheucheltes Erstaunen gemalt, daß es bei seinen sonst maskenartig undurchdringlichen Zügen in einem geradezu überraschenden Gegensatz stand.

„Einer vermißten Person?!“ wiederholte er mit einem Ausdruck, den man vulgär mit ‚bass‘ zu bezeichnen pflegt. „Aber das ist doch gar nicht möglich! Ich habe sie ja erst gestern, — heut nacht noch, — Herr Doktor, Sie werden mir doch nicht ernstlich weismachen wollen, daß die Herzogin della Pigna vermißt wird!“

Windmüller steckte seine Taschenuhr mit einer Adlersfeld, Donna Centa

Ruhe ein, die er innerlich ganz und gar nicht empfand.

„Es ist mir überhaupt nicht im Traum eingefallen, Ihnen etwas weismachen zu wollen, Herr Marchese“, sagte er achselzuckend. „Indes, meine Zeit ist um und ich bin leider nicht mehr in der Lage, Ihre irrtümliche Auffassung meiner Worte zu erläutern. Sie war mir im übrigen recht wertvoll. Guten Morgen!“

Der Herr Marchese vergaß, seinem unerwarteten Besuch das Geleit zu geben; vergaß auch, seinen Diener zum Öffnen der Entree für zu läuten, — Windmüller mußte sich selbst aufmachen und saß bald darauf wieder in seiner Droschke, die vor dem Haus auf ihn gewartet hatte.

„So, so!“ machte er für sich, während er durch das Gewirr des Verkehrs in der Via Nazionale zur Wohnung des Doktor Nemi zurückfuhr. „So, so! Der Hochdruck hat bei diesem vielseitigen Nobile nach der Hauptrichtung hin versagt, womit der Beweis erbracht ist, daß auch dunkle Ehrenmänner ihren lichten Ehrenpunkt haben können. Mein letzter Trumpf aber saß, — saß so fest, daß sogar ein Brancalone den Kopf darüber verlor. Ich hätte mir meine Beschwichtigungsfalbadereien danach ganz ersparen können, — sie wären imstande gewesen, den Trumpf selbst abzuschwächen, hätte er nicht eben so glänzend gefessen. Nur immer hübsch ehrlich gegen dich selbst, Franz Xaver. So, so, — also von der Herzogin hat er den Ring — als Zahlung für eine *Ehrenschuld*. Das ist an sich von sekundärer Bedeutung; in erster Reihe steht die Frage: Wie ist sie zu dem Ringe gekommen? Hat sie ihn ihrer Stieftochter abgeschwaht? Ist er eine Gewaltanleihe oder ein freiwilliges Geschenk zur Erhaltung der Freundschaft, oder ein Entgelt für geleistete Dienste? Oder — — nun, es war ganz gut, daß mich die Zeit drängte, um rechtzeitig zur Collazione in den Palazzo Arvali zurückzukehren, denn

dieser liebe Marchese hätte sich ja doch wieder wie eine Schnecke in sein Haus zurückverkrochen. Sm, ja, — ich fürchte, der p. p. Dominico Gatti wird auf Grund des Ausflugs in letzter Nacht seine Taktik ändern und etwas zudringlich werden müssen, falls die Herzogin nicht selbst mit dem Grunde herausrückt, weshalb ich zu diesem unterbrochenen Opferfest mitgeschleift werden mußte.

Eine halbe Stunde später verließ Windmüller die Wohnung des Doktor Nemi wieder in der Gestalt des Dominico Gatti und trat im Palazzo Arvali gerade ein, als der Tamtam das Zeichen zum Gabelfrühstück gab.

Er fand die Herzogin blaß, nervös und mit dunklen Ringen unter den Augen vor; sie begrüßte ihn aber mit jener übertriebenen Liebenswürdigkeit, die unter allen Umständen bei Leuten, die einige Menschenkenntnis besitzen, Mißtrauen auslöst, von einer Dame ihrer Stellung ihrem Gaste gegenüber für Windmüller aber einer Warnungstafel mit roten Lettern gleichkam. Übrigens war diese liebenswürdige, ja familiäre Behandlung eigentlich das größte Kompliment für die Virtuosität, mit welcher er seine Rolle spielte, als die eines von geistigem Hochmut gesättigten und darum im gewissen Sinne beschränkten Menschen, dem die Herablassung der großen Dame in den Kopf stieg und ihn reichlich benebelte.

Natürlich fiel vor und während der Mahlzeit kein Wort, welches auf das Abenteuer der letzten Nacht Bezug gehabt hätte, und Windmüller forderte es auch nicht heraus nach dem napoleonischen Grundsatz, daß die Welt dem entgegenkommt, der zu warten versteht. Die harmlose Unterhaltung drehte sich vor den Ohren der aufwartenden Diener hauptsächlich um die Gemälde in Donna Centas Privatbesitz, und Windmüller dozierte darüber mit soviel Pomp und Überlegenheit, wie seine Rolle es erforderte, um den nötigen Sand

in die sonst so scharfen Augen der Herzogin zu streuen. Mit besonderer Befriedigung stellte er dabei fest, daß sie beflissen war, ihm mit trefflich gespielter Bewunderung seiner Weisheit zuzuhören, und sich unbedingt seinem oft sehr kühn herausfordernden Urtheil anzuschließen, und wenn er auch wußte, warum er den vollendet überhebenden Esel spielte, so fragte er sich dabei doch mit begreiflicher Spannung, weshalb sie ein solch gläubig hingebendes Auditorium für diese Phrasendrescherei münzte.

Windmüller hatte nicht nötig, die von ihm gewünschte Einladung zum Kaffee im Boudoir der Herzogin mit edler Dreistigkeit herauszufordern, wie es gegebenenfalls seine Absicht war, denn er erhielt sie ganz von selbst, und befriedigt, aber mit allen seinen Sinnen auf dem „Quivive“ folgte er seiner vor Liebenswürdigkeit geradezu schmelzenden, schönen Wirtin in ihr Sanktissimum mit der Harfe.

Nachdem der Kaffee aufgetragen und die Zigaretten angezündet waren, folgte die Gefehtseröffnung mit dem üblichen Geplänkel.

„Ich habe Sie noch gar nicht gefragt, Signor, ob Sie sich von Ihrem Unwohlsein in der vergangenen Nacht wieder völlig erholt haben“, begann die Herzogin. „Es war dies aber wirklich eine Teilnahmlosigkeit von mir, da ich gehört, daß Sie sich heut in aller Frühe schon mit vollen Segeln in die Arbeit gestürzt haben.“

„Eccellenza sind zu gütig. Diese Anfälle gehen bei mir immer in wenig Stunden vorüber“, versicherte Windmüller. „Es wäre an mir gewesen, zu fragen, wie Ihnen der späte Ausflug bekommen ist.“

„Oh, danke, — mir recht gut, — meiner Börse schlecht, sehr schlecht. Schlechter, wie ich's geglaubt“, erwiderte die Herzogin mit einer kleinen Grimasse. „Nun, das muß eben mitgenommen werden. Und wie hat Ihnen unser kleiner Kreis gefallen. Netze Leute,

nicht wahr? Es ist doch eigentlich zu dumm, daß man solch harmlose Vergnügungen mit einer derartigen Geheimniskrämerei umgeben muß, wenn man absolut sein Geld — sagen wir, umsetzen will. Was geht das die Polizei an? Aber gar nichts, sage ich. Und doch muß man sich damit verstecken, als ob man ein Verbrechen begehen wollte. Es war eigentlich doch sehr nett von mir, daß ich Sie, lieber Signor Gatti, in diesen intimen Kreis eingeführt habe, — nach unserer noch so kurzen Bekanntschaft obendrein. Nicht wahr?"

Windmüller legte die Rechte mit der Zigarette auf sein Herz.

„Ich werde Ihnen für Ihre Güte mein Leben lang zum tiefsten Dank verpflichtet sein“, näselte er mit bedeutungsvollem Augenaufschlag.

„Nun, ich weiß doch nicht, ob Sie so große Ursache dazu haben“, lächelte sie ihn an. „Der Boden im Hause der Strega, unser Kreis selbst, ist eigentlich ein Glatteis, auf das mein impulsives Temperament Sie geführt, ohne sich die Folgen klarzumachen. Ich habe mir darum schon einige Vorwürfe gemacht, denn schließlich habe ich Sie doch zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht, das nicht ganz ungefährlich ist, — der dummen Geseze wegen, die solch unschuldige Vergnügen so streng verbieten und so unnachsichtig bestrafen. Sie brauchen aber keine Angst zu haben, daß ich zum Beispiel den Spieß umdrehen könnte, wenn es darauf ankäme, und mich als die von Ihnen Verfährte aus der Schlinge ziehen würde. O nein, das würde ich nie tun, nie! Es ist doch eigentlich nett, nicht wahr, daß wir ein solch gefährliches Geheimnis miteinander teilen!“

„Aha!“ dachte Windmüller. „So also läuft der Hase: Sie hat einen Grund gebraucht, mir zu drohen, mich in ihre Gewalt zu bekommen für etwas, das ja wohl nun folgen wird.“ Und laut sagte er mit einer sehr gut gespielten Angstlichkeit: „Gewiß, gewiß,

Eccellenza, — ich bin ganz begeistert, daß Sie mich also mit Ihrem Vertrauen beehrten. Ihre so ungemein gnädige Aufforderung zur Teilnahme an dem Ausfluge der letzten Nacht ließ allerdings nicht vermuten, daß irgendein persönliches Risiko damit verbunden sein könnte — —“

„Als ob Sie ein solch unschuldiges Wickelkind wären, das nicht gleich gemerkt hätte, was die Glocke geschlagen hat!“ fiel die Herzogin lachend ein. „Sie, ein reifer Mann von Welt! Oh, Signor, Sie sind köstlich! Ich will damit nur sagen, daß Sie mich mißverstehen wollten, um meine eigene Naivetät ritterlich zu decken. Das war doch gewiß Ihre Absicht, als Sie meiner Einladung Folge leisteten!“

„Allerdings, — allerdings“, stammelte Windmüller, wunderbar hilflos aussehend. „Ich weiß die Ehre des mir geschenkten Vertrauens in vollstem Umfange zu schätzen — Eccellenza haben mich gewürdigt, in den Kreis Ihrer Intimen eingeführt —“

„Aufgenommen zu werden, lieber Signor Gatti“, fiel die Herzogin ein. „Ich betrachte Sie als Freund!“

„Ich bin es in der That. Stellen Sie mich auf die Probe!“ rief Windmüller mit großartiger Begeisterung, indem er tat, als kuspste er den Angstschweiß von der Stirn. Die Herzogin legte den reizenden Kopf auf die Seite und sah ihren Gast mit den strahlenden Sternenaugen prüfend an, während ihr Mund sein lieblichstes Lächeln spendete.

„Wer weiß, ob ich Sie nicht beim Worte nehme“, meinte sie, die Stirn kraus ziehend. „Ein Freund kann so viel mehr für einen tun, als eine Freundin, — in gewissen Dingen. Sie haben mir ja schon, wenn auch vielleicht unbewußt, einen so großen Dienst durch Ihren Ausbruch in letzter Nacht erwiesen, indem Sie mich dadurch verhinderten, mehr zu verlieren. Ich war wirklich nahe daran, meinen Kopf zu verspielen. Vielleicht halten Sie das für keinen großen Verlust —“

„Oh, oh, oh, Eccellenza!“

„Nein, sparen Sie Ihre galanten Proteste, denn Sie würden ganz recht haben, das zu denken. Aber was wollen Sie? Wenn man einmal in die Leidenschaft hereinkommt, dann weiß man schon nicht mehr, was man tut. Man versucht das Glück, und je mehr man ihm entgegenkommt, je weiter weicht es zurück. Sie würden den Atem verlieren, wenn ich Ihnen sagen wollte, wieviel ich schon verloren, welch schreckliche Spielschulden ich habe. Aber woher das Geld zur Bezahlung nehmen? Sehen Sie, in diesem Dilemma könnten Sie mir vielleicht einen Freundschaftsdienst erweisen.“

Sie stockte und sah Windmüller hilfselehend an.

„Eccellenza!“ räusperte er sich mit gut gespielter Verlegenheit, „verfügen Sie natürlich ganz über mich. Ich bin zwar ein armer Teufel, aber die paar tausend Lire, die ich mir erspart habe — —“

„Aber nein, — ich werde doch einen Gast nicht anborgen!“ wehrte sie mit einem schlecht verbißenen Lachen über eine so große Naivetät ab. „Indes, wenn Sie vielleicht die große Güte haben wollten, einige meiner Schmucksachen für mich zu verkaufen, — — Sie werden begreifen, daß ich selbst das in meiner Stellung schlecht, nein, gar nicht tun kann, denn das würde wie ein Lauffeuer durch ganz Rom gehen. Sie aber, der hier fremd sind —“

„Das läßt sich ganz leicht machen“, versicherte Windmüller, indem er sich dachte: „Na, endlich, — jetzt bekennt sie Farbe, wozu ich ihr gerade gut genug bin. Und damit halte ich dich fest, würdige Tochter des alten Ristreddi!“

„Meinen Sie das wirklich? Oh, wie freundlich von Ihnen!“ rief die Herzogin aufspringend. „Warten Sie, — ich werde Ihnen gleich etwas zeigen, was man vielleicht zu Gelde machen könnte.“

Damit trat sie an ein Tischchen, auf dem eine

prächtige silberne Kassette jedenfalls bereit stand, denn Windmüller erinnerte sich nicht, dieses schöne, alte Stück gestern hier schon gesehen zu haben, — schloß sie mit einem an ihrer Halskette hängenden Schlüssel auf, und nachdem sie darin etwas herumgekrämt, reichte sie Windmüller einen kleinen, goldenen, mit kleinen Opalen und Turmalinen besetzten Rokokoanhänger.

„Ein Erbstück“, erklärte sie sentimental. „Wir haben es immer sehr hoch geschätzt — aber schließlich —, was will man machen?“

„Eccellenza“, näselte Windmüller nach einer kurzen Prüfung mit unverbrüchlichem Ernst. „Dieser Schmuck mag für Sie einen großen ideellen Wert haben, — ich glaube aber nicht, daß er Ihnen beim Verkauf hundert Lire bringen wird. Ich habe mich mit diesen Dingen viel beschäftigt und ein Urtheil in der Schätzung“, setzte er entschuldigend hinzu, dabei aber dachte er: „Sie geht wie die Kaze um den heißen Brei und stellt mich auf die Probe, denn sie weiß ganz genau, daß dieses Ding keine fünfzig Lire wert ist.“

„Wirklich?“ machte sie unschuldig, mit großen Augen. „Oh, ich dachte, — aber freilich, hundert Lire wären kaum ein Tropfen auf den heißen Stein — — nun, um so besser, dann brauche ich mich von dem Erbstück nicht zu trennen. Sind alle Schmucksachen so gering im Verkaufswert? Ich habe da aber eine Perle, von der ich mich leichter trennen könnte, da ich sie nur sehr selten trage, eigentlich gar nicht gerne mag, denn Perlen bedeuten ja Tränen, — sehen Sie, was mag sie wohl wert sein?“

Damit legte sie in Windmüllers Hand eine Brosche, die aus einer einzigen, kirschgroßen, grauen Perle mit rosa Lüster bestand und in einem Reifen linsengroßer Brillanten schaukelte.

„Ein Hochzeitsgeschenk“, erklärte sie nachlässig, wie nebenbei.

„Lüge und Wahrheit in einem Atem“, dachte

Windmüller, seine Erregung unter der aufmerksamen Betrachtung der wunderbaren Perle verbergend, die — falls sie keine Doublette war — zu den Juwelen gehören mußte, die Donna Centa bei ihrem Verschwinden getragen! Und er, der dumme p. p. Gatti, war dazu außersehen, als die „Käsenpfote“ verwendet zu werden, welche die Kastanien aus dem Feuer holen sollte! Nun war sie ja heraus, des Rätsels Lösung, und was davon noch übrigblieb, hing nur mehr an einem seidenen Faden, aus dem sich bei einiger Geschicklichkeit der Fallstrick drehen ließ.

„Ja, Eccellenza, diese Perle ist sehr kostbar, — ich schätze sie unter Brüdern auf zwanzigtausend Lire, von den Brillanten gar nicht zu reden, die ihre fünf- bis zehntausend Lire wert sein dürften“, erklärte Windmüller nach einer Pause. „Es wird freilich nicht leicht sein, ein solches Werkstück im Handumdrehen zu veräußern, — indes will ich mich gern unverweilt dieser Sache widmen, wenn ich auch damit den Zweck meiner Anwesenheit in Ihrem Hause darüber werde etwas vernachlässigen müssen.“

„Oh, damit hat es doch keine Eile“, versicherte die Herzogin lebhaft. „Fünfundzwanzigtausend bis dreißigtausend Lire könnten reichen“, fuhr sie nachdenklich fort. „Wenn Sie diese Summe wirklich erreichen würden, — ich habe übrigens noch einige lose Steine — Saphire, die gewiß recht wertvoll sind, — doch das hat noch Zeit. Und es macht Ihnen wirklich keine Mühe?“

„Reden wir nicht davon, Eccellenza! Freundschaftsdienste kennen das Wort ‚Mühe‘ nicht“, behauptete Windmüller mit einem wohlgelungenen, feurigen Blick, vor dem die Herzogin die Augen niederschlug, während ein Zug des Hohnes um ihren schmalen, aber lieblichen Mund flog und ihm einen Ausdruck verlieh, der dem Mohren, der seine Schuldigkeit getan, so un-

gefähr das Schicksal einer ausgepreßten Zitrone verhielt.

Windmüller sah das alles, verstand es, und — freute sich darüber. Dann schlug auch er mit einem vielsagenden Seufzer die Augen nieder, steckte die Brosche ein, trank seinen Kaffee aus und empfahl sich mit gut gespielter, linkischer Verlegenheit, die zu seinem bisherigen überlegenen Auftreten in vielsagendem Gegensatz stand. Er durfte dann noch, ehe er ging, die schlanke, weiße Hand der Herzogin küssen, und ein liebliches Lächeln wurde ihm noch zwischen Thür und Angel nachgeschickt.

Zwar nicht unter der Einwirkung dieser Gnadenbezeugungen, wie die Herzogin anzunehmen berechtigt war, sondern aus direkt entgegengesetzten Gründen ließ Windmüller wirklich kein Gras unter seinen Füßen wachsen; die notwendig gewordenen Feststellungen erforderten ohnedem schon mehr Zeit, als ihm lieb war. Er stieg nur in sein Zimmer herauf, seinen Hut zu holen, und um die kostbare graue Perle in ein Schächtelchen zu verpacken, und verließ darauf den Palazzo Urvali, um sich abermals schleunigst in Doktor Nemis Wohnung zu begeben, wo er sich zum zweiten Male an diesem Tage in sein eigenes Ich zurückverwandelte. Der „alte Löwe“ mußte sich bei der dabei entwickelten Eile mit der Erklärung dieser Verwandlungskünste in Geduld fassen, und daß diese Probe ihm schwer genug fiel, verhehlte er keineswegs.

Raum hatte sich Windmüller seiner Perücke, seiner Nasenkorrektur und seines falschen Bartes entledigt, als er auch schon wieder fortstürzte und sich eiligst nach dem Palazzo Valombrosa begab, wo das geöffnete Portal und der in der Einfahrt wartende Wagen ihm bewies, daß er keinen Augenblick zu früh gekommen war. Der Portier bedauerte denn auch sehr, jetzt keine Besuche melden zu können, da die Frau Marchesa eben ausfahren wolle, aber Windmüller konnte sich

damit nicht abweisen lassen, und während er noch darauf drang, unverzüglich gemeldet zu werden, kam die junge Herrin des Palastes auch wirklich schon die Treppe herab, und sein Anblick genügte ihr, um in seiner Begleitung wieder umzukehren.

Oben in ihrem Wohnzimmer angelangt, war ihr erstes Wort: „Sie bringen mir Nachricht von Centa?“

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Noch ist sie nicht gefunden, aber ich bin auf ihrer Spur“, beantwortete er die angstvolle Frage. „Ich bin sehr froh, Sie noch angetroffen zu haben, weil ich fast sicher bin, daß Ihr Zeugnis eine Gewißheit verschaffen kann, welche die Wiederfindung Ihrer Freundin in unmittelbare Nähe rückt. Darum eilte ich, Sie vor Ihrer gewohnten Ausfahrt noch anzutreffen.“

„Mein Zeugnis?“ wiederholte die Marchesa und sah erstaunt zu, wie Windmüller ein Pappschächtelchen aus der Westentasche nahm und einen darin befindlichen Gegenstand aus seiner Seidenpapierhülle wickelte. „Centas Perle!“ schrie sie auf, als er ihr wortlos die Brosche zeigte.

„Sind Sie dessen ganz sicher, ganz?“ fragte er eindringlich. „Erkennen Sie diese Perle einwandfrei als das Besizum Ihrer Freundin an?“

Die Marchesa stutzte und blickte mit überquellenden Augen zu ihm auf.

„Wenn — wenn es keine zweite solche Perle gibt, keine, die ebenso gefaßt ist —“ murmelte sie zweifelnd.

„Wenn! Das ist es ja eben!“ rief Windmüller enttäuscht. „Feststellen, daß keine zweite solche Perle in gleicher Fassung existiert, es wäre ja fast eine Sisyphusarbeit. Fast — unmöglich ist's ja nicht, aber wieviel kostbare Zeit ginge darüber verloren. Lassen Sie einmal sehen. Ich kenne hier einen Perlenhändler, dessen Kenntniß seltener Exemplare erstaunlich ist, aber es bleibt doch immer noch recht fraglich — —“

„Es kann nur Centas Perle sein! Wie oft habe

ich sie nicht an ihr bewundert!“ rief die Marchesa, die bange Qual der Zweifel in der Stimme. „Dieses ins Rosa spielende Grau ist ja so ungemein selten. Der verstorbene Herzog selbst, der ja einer der größten Kenner von Juwelen war, nannte die Perle selbst ein Unikum!“

„Vielleicht ist sie eins, vielleicht auch nicht“, sagte Windmüller achselzuckend. „Mit ‚Wenn‘ und ‚Vielleicht‘ ist nichts anzufangen. Und da diese Brosche jedenfalls auch kein besonderes Kennzeichen zu haben scheint, das Ihnen aufgefallen sein könnte — —“

„Es ist mir nie eines aufgefallen“, beantwortete die Marchesa traurig die halbe Frage. „Die Perle ist, wie ich Ihnen schon sagte, ein Geschenk des Schahs von Persien an Centas Mutter, als diese noch ein junges Mädchen war. Die Fassung ist erst später erfolgt, aber wo, kann ich nicht sagen.“

„Sehr viel wäre damit auch nicht gewonnen“, meinte Windmüller. „Nachdem ein Menschenalter darüber hingegangen ist, ist nicht anzunehmen, daß das Geschäft, welches die Fassung besorgte, sich der Arbeit noch erinnert, falls es überhaupt noch besteht. Möglich, daß ein Goldschmiedzeichen — haben Sie ein Vergrößerungsglas zur Hand? Nein, es ist nicht nötig, ich habe das meinige bei mir.“

An das Fenster tretend, betrachtete Windmüller emsig die Rückseite der Brosche durch seine scharfe Lupe, mit der er den goldenen, brillantenbesetzten Reifen, in welchem die Perle lose schaukelte, einer genauen Prüfung unterwarf.

„Kein Zeichen zu finden“, sagte er nach einer Weile enttäuscht. „Nur hier, an dem unteren Rande auf der Innenseite des Reifens, ist eine raue Stelle, wie wenn dort etwas abgebrochen worden wäre —“

„Ich weiß! Ich weiß!“ schrie die Marchesa auf. „Es war ein kleiner Haken dort, den die verstorbene Herzogin anlöten ließ, um ihre Uhrkette hereinzuhän-

gen, wie es damals Mode war. Centa ließ den Haken wieder entfernen, weil er ihr beim Anlegen der Brosche im Wege war und sich immer mit dem Stoff des Stehkragens verfang. Ich hatte das ganz vergessen."

"Es ist gut, daß meine Erwähnung der rauhen Stelle Sie daran erinnerte, denn dieser Umstand ist entscheidend", erwiderte Windmüller mit blühenden Augen, Lupe und Perle wieder zu sich steckend. „Das graue ‚Unikum‘ mit dem rosa Schimmer ist demnach wirklich Donna Centas Perle, die sie an ihrem letzten Abend im Palazzo Arvali trug, — es ist nicht anzunehmen, daß an zwei solchen Broschen ein Uhrkettenhaken angelötet und später wieder entfernt wurde. Der letzte Zweifel ist damit behoben; ich wußte es ja, Frau Marchesa, daß es durch Sie geschehen würde."

"Und sind Sie sicher, daß Centa die Perle an jenem Abend auf dem Wege zu mir trug?" fragte Donna Flaminia.

"Soweit die Aussagen darüber lauten, scheint es so. Aber es kommt jetzt nicht mehr so genau darauf an. Die Hauptsache ist, daß ich tatsächlich die Perle Ihrer Freundin in der Hand habe — —"

Hier wurde Windmüller durch einen Diener unterbrochen, welcher der Marchesa den Besuch des Conte Sassonero meldete, und nach einem kurzen Zögern befahl sie, den jungen Offizier heraufzubitten. Als dieser eintrat, stutzte er beim Anblick Windmüllers und vergaß dabei darüber fast, die Herrin des Hauses zu begrüßen, die ihm ihrerseits, ohne sich mit Begrüßungsphrasen aufzuhalten, mit überstürzenden Worten den Fund der Perle mittheilte.

"Das wäre somit die zweite Spur!" rief er heiser vor Erregung. „Sie haben meinen Bericht doch erhalten, Herr Doktor?"

"Es ist die dritte, unmittelbarste", berichtete Windmüller sachlich. „Ja, ich habe Ihren Bericht erhalten

und die Sache mit dem Ringe bereits aufgeklärt. Brancalone hat in der That keine Ahnung, daß er Donna Centas Eigentum ist — oder war. Sie haben sehr weise gehandelt, sich ihm nicht zu verraten, sich nicht zu Worten hinreißen zu lassen, deren Folgen ja gar nicht zu übersehen gewesen wären. Nein, ich habe den Ring nicht in meinen Händen, aber er ist als Beweisstück nicht mehr zu verlieren, wenn es das ist, was Sie mich fragen wollen. In spätestens vierundzwanzig Stunden hoffe ich diese Frage mit „gefunden“ beantworten zu können“, erwiderte Windmüller ernst.

„So lange noch?“ gab die Marchesa der stummen Bewegung Sassoneros Worte.

„Es ist auch noch ein langer Weg bis zu ihr zurückzulegen“, sagte Windmüller freundlich. „Nicht einer, den man nach Kilometern messen kann, sondern den man, wie beim Fechten, Schritt um Schritt erkämpfen muß, um sicher zu gehen. Und er führt über einen Strom, dessen Tiefe noch nicht zu ermessen ist, über den es nur eine papierne Brücke gibt, bildlich geredet. Haben Sie Geduld und Zuversicht, denn in diesem Labyrinth halte ich den Faden der Ariadne fest in der Hand und wiederhole es: In vierundzwanzig Stunden werden wir Donna Centa gefunden haben.“

„Gefunden!“ wiederholte Sassonero mit einem tiefen Atemzuge. „Lebendig, oder —“ Er hatte es mehr für sich gesagt, denn als eine Frage an Windmüller gerichtet, und dieser war auch geneigt, sie zu überhören, hätte nicht ein flehentlicher Blick der Marchesa ihn moralisch zu einer Antwort gezwungen. Sie hatte solch wunderbar klare, sprechende Augen, diese junge Patrizierin, — es lag in ihrem Ausdruck so unendlich mehr, als ihre eigene große Sorge um die Freundin, solch eine rührende Bitte um ein gutes, hoffnungsvolles Wort für einen, der mehr litt, mehr leiden mußte, als sie selbst, daß Windmüller sich gedrungen

fühlte, eine Antwort zu geben, die er lieber noch nicht ausgesprochen hätte.

„Herr Graf“, sagte er, bemüht, sachlich zu sprechen, aber doch mit schonender Freundlichkeit, „quälen wir uns vorläufig nicht mit Alternativen. Ich selbst halte immer an der Hoffnung fest, solange ich nicht gezwungen bin, sie aufzugeben; noch habe ich diesen Zwang nicht ganz anerkannt — —“

„Nicht ganz!“ fing Sassonero die vorsichtigen Worte mit dem Feingefühl der Seele auf, deren Saiten die Ereignisse zum Springen straff gespannt. „Ich verstehe. Mir hat in letzter Nacht wieder von Centa geträumt. Ich sah sie wiederum im weißen Kleide vor mir, das mit sonderbaren Schmutzflecken bedeckt war — —“

„Es ist ganz natürlich, daß Sie von ihr träumen“, fiel Windmüller hastig ein, dem sein eigener Traum, den er vergessen hatte, wieder einfiel. „Ihr Gehirn ist gereizt, übersättigt, imprägniert von dem einen und einzigen Gedanken an die Vermißte und arbeitet im Schlafe daran weiter. Ich will Ihnen aufrichtig meine Ansicht sagen, auf die Sie ja auch ein Anrecht haben, da Sie mein Auftraggeber sind: ich war vor nicht ganz zwei Stunden noch voll überzeugt, daß Donna Centa unter den Lebenden weilt, und daß ihre Abwesenheit wahrscheinlich eine ganz freiwillige ist. Von dieser letzteren Annahme bin ich seitdem stark zurückgekommen, muß mit der Begründung dafür aber noch zurückhalten, bis sie ganz spruchreif ist. Mit Sicherheit und ehrlicher Überzeugung, daß Donna Centa lebt, vermag ich nicht zu antworten. Ich hoffe es noch, denn ich habe nicht den geringsten Anhalt für das Gegenteil; verstehen Sie wohl: nicht den geringsten, aber es scheint mir doch nicht ausgeschlossen, daß auch mit dieser äußersten Möglichkeit gerechnet werden muß.“

Sassoneros Augen hingen mit einem hungrigen Ausdruck an Windmüllers Munde, während er stramm

und aufrecht zuhörte. Nun machte er mit beiden Händen eine Bewegung, die mehr als Worte ausdrückte, — eine Bewegung, die etwas Endgültiges hatte, und ließ sich dann schwer auf den Sessel niederfallen, neben dem er gestanden.

Da trat die Marchesa leise hinter ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter, während ihr selbst, vielleicht unbewußt, die Tränen unaufhaltsam aus den beredten Augen stürzten. Windmüller aber wandte sich ab und verließ ohne Abschied und unbemerkt das Zimmer, dessen Thür er ganz leise und vorsichtig hinter sich zumachte. „Steht es so mit ihr?“ dachte er, die Treppe hinabeilend. „Lebt Donna Centa noch, dann wird dieses große, treue Herz sich an seiner Entsagung verbluten, und zwar wird es dazu keines Menschenalters bedürfen, oder ich müßte ein schlechterer Seelenkenner sein, als ich mir's einbilde. Ist Donna Centa aber, wie ich anfangs zu fürchten, nur mehr ein Begriff der Vergangenheit, eine Erinnerung, dann ahnt mir ein herrliches Heilmittel für die Herzenswunde dieses braven Jungen, — Fabio Sassonero.“

Als Windmüller wenig Minuten später wieder bei Doktor Nemi anlangte, fand er zu seiner nicht geringen Ueberraschung Don Camillo Arvali dort vor.

„Ja, sehe ich denn recht?“ rief er erstaunt aus. „Ich meinte Sie doch verstanden zu haben, daß Sie sich heut schon auf hoher See befinden würden!“

„Ganz recht; bei meiner Ankunft in Ancona fand ich aber Konterorder vor“, erklärte Don Camillo. „Bei meiner Meldung bei meinem Vorgesetzten muß dieser mir wohl angemerkt haben, daß auch bei mir etwas ‚konter‘ war, kurz, ich habe dem wohlwollenden Admiral unter dem Siegel der Verschwiegenheit die fatale Sache von dem räthselhaften Verschwinden meiner Cousine Centa anvertraut und sofort Urlaub zur Aufklärung der Angelegenheit erhalten. Vom Bahnhof aus begab ich mich direkt zu Ihnen, Herr Doktor, und

hörte von Ihrem Diener, daß Sie „gewissermaßen ver-
reist seien, worauf ich unverweilt zu Doktor Nemi fuhr,
der mir Ihr baldiges Eintreffen bei ihm in Aussicht
stellte, gleichzeitig aber auch mittheilte, daß von Donna
Centa leider noch keine Spur gefunden sei.“

„Das trifft nur insofern zu, als Donna Centa in
Person noch nicht zur Stelle ist; wohl habe ich aber
drei ganz direkte Spuren von ihr gefunden“, erwiderte
Windmüller. „Es ist mir sehr lieb, daß Sie als nächster
Verwandter in erreichbarer Nähe sind, Don Camillo,
denn Ihre Autorität wird mich zur Ergreifung der
jedenfalls notwendig werdenden Maßregeln unter-
stützen, sobald meine Einkreisungstaktik zum Klappen
reife ist. Die darauf folgenden Auseinandersetzungen
gehen mich nichts mehr an, und wenn ich auch weiß,
daß Doktor Nemi jedenfalls mit ausreichenden Voll-
machten versehen ist, so wird es auch ihm lieb sein, die
Verantwortlichkeit dafür in Ihren Händen zu wissen.
Ist es Ihnen recht, so halten wir gleich einen Kriegs-
rat, damit wir uns über alle Schritte einig sind und
meine Aufgabe keinen Aufschub erleidet.“

Die beiden Herren waren mit diesem Vorschlage
mit einer Bereitwilligkeit einverstanden, die deutlich
verriet, mit welcher brennender Erwartung sie einem
aufklärenden Worte Windmüllers entgegenfahen.

Dieser teilte nun kurz mit, wie er den Mantel ge-
funden, die Sache mit dem Ringe aufgeklärt und in
den Besitz der Perle gelangt war, und erwähnte auch,
was sich durch die Mittheilung der Sora Faustina an
die Absendung der Postkarte knüpfte.

„So deutet denn alles, im Einklange mit meinem
Instinkt darauf hin, daß die Lösung des Rätsels in den
Händen der Herzogin ruht, die mir mit einigen der un-
vermeidlichen Widersprüche, welche der bestausgedachte
Plan immer für den enthält, der sie heraushören
kann, ahnungslos zu Hilfe gekommen ist. Aber ich habe
es bei ihr mit einem Gegner zu tun, den man mit plum-

pen Mitteln nicht überrumpeln kann, — sie ist ja eine Risfreddi! Meine ursprüngliche Theorie, daß Donna Centa — die an jenem Abend wenigstens den Palast wirklich nicht verlassen zu haben scheint — sich aus uns unbekannten Gründen in ihrem eigenen Hause verborgen hält, ist wohl ins Wanken geraten, aber ganz aufgegeben habe ich sie trotzdem noch nicht, obwohl Doktor Nemi mir heut früh versichert hat, daß dies eine ganz dumme Idee sei — —“

„Für mich! Für mich!“ warf der „alte Löwe“ abwehrend, aber doch mit einem flüchtigen Schmunzeln ein.

„Hm, ja, — das kommt genau auf dasselbe heraus“, meinte Windmüller ebenso. „Aber es tut nichts, ich bin's ja gewöhnt, und fordere es ja wohl auch durch meine Methoden heraus, stellenweise für leicht blödsinnig gehalten zu werden. Was sich liebt, neckt sich, lieber Nemi, daher nichts für ungut! Also, ich halte es noch nicht für ganz ausgeschlossen, daß Donna Centa sich freiwillig verbirgt. Sie kann den Mantel selbst bei der Strega gelassen haben, aber ebensogut kann es in ihrem Auftrag durch einen andern geschehen sein. Den Ring kann sie der Herzogin geschenkt haben, — zum Beispiel als Lohn für geleistete Dienste, und ebenso ist es nicht ausgeschlossen, daß sie die Perle der Herzogin selbst zum Verkauf übergeben hat, um etwaige notwendig gewordene Geldmittel zu beschaffen, und da die letztere gefunden hat, daß es für sie nicht so einfach ist, ein solches Wertobjekt zu Gelde zu machen, so kam ihr der gewisse Dominico Gatti ganz gelegen für ihre Zwecke. Zunächst war es notwendig, ihn in ihre Gewalt zu bringen, indem sie ihn zum Teilnehmer der Spielhölle machte, wodurch es ja ganz leicht wurde, ihn als ‚Kassenspote‘ für die heißen Kassen zu benutzen; durch eine kleines Geschenk wurde er schon vorher ihr gewissermaßen verpflichtet, und indem die Frau Herzogin sich ihm auch noch in der

Rolle der Circe zeigte, mußte ja der Gimpel vollends auf den Leim gehen. Dies ist die eine Lesart. Es kann sich aber doch das auch ganz anders verhalten, und Donna Centa kann sehr wider Willen in einer Falle sitzen, um die Schulden der Frau Herzogin auf dem Zwangswege zu bezahlen, oder —

„Oder, um von der Frau Herzogin beerbt zu werden“, fiel Don Camillo trocken ein.

„Unsinn!“ brauste Nemi auf. „Erstens hat Donna Centa das Testament noch gar nicht vollzogen, — nicht einmal ihren Entwurf unterschrieben hat sie! Und zweitens werde ich, solange noch ein Atemzug in mir ist, dagegen kämpfen, daß Donna Centa ihrer Stiefmutter etwas anderes als höchstens ein Andenken vermachet, denn was der Herzog ihr ausgesetzt hat, ist ein sehr anständiges Einkommen. Unsinn, sage ich nochmals! Die Herzogin hat alle Ursache, sich ihre Stieftochter warmzuhalten, denn unter einem neuen Herrn würde sie sogar ihr Anrecht auf ihren Witwensitz im Palazzo Urvali verlieren.“

„Nun, warum wollte sie mich dann veranlassen, sofort die Erbschaft des Fideikommisses anzutreten?“ fragte Don Camillo.

„Das braucht nichts, als eine Redensart gewesen zu sein, um die Naive zu spielen, oder um des Vergnügens Ihrer Blamage willen, wenn Sie wieder zum Tempel heraus müßten“, meinte Windmüller. „Ich halte die Herzogin nämlich ganz für fähig zu solch einem Streich. Wie dem aber auch sei: des Rätsels Lösung steht unmittelbar bevor. Wie ich sie herbeiführen will, gehört nicht hierher, denn darüber pflege ich mich vorher nicht auszulassen. Mißlingt es mir aber, Donna Centa in Person zurückzubringen, — womit ja auch gerechnet werden muß, — dann wird es notwendig sein, die Herzogin zu einem Bekenntnis zu zwingen, und dazu sind Sie beide als Zeuge unumgänglich notwendig. Es wäre mir daher von größtem Wert, wenn

ich die Herrn im entscheidenden Moment, vielleicht heut abend schon, vielleicht aber erst morgen, zusammen erreichen könnte. Es ist höchst wichtig, daß keine Zeit verloren geht, wenn alles zum entscheidenden Schlage vorbereitet ist, und ich Sie nicht erst von Nord und Süd zusammenrommeln muß; denn lassen wir die Herzogin erst einmal den leisesten Verdacht schöpfen, daß sie in die Enge getrieben werden soll, dann sind ja die Folgen gar nicht abzusehen. Ist das klar?"

„Vollkommen“, erklärte Nemi. „Und damit wir beide à tempo erreichbar sind, so schlage ich vor, daß Don Camillo Wohnung bei mir nimmt. Ein eigentliches Fremdenzimmer halte ich ja in meiner Junggesellenwohnung hier nicht, aber vielleicht nimmt er für eine Nacht mit dem Vorlieb, was ich ihm bieten kann.“

„Meine Schiffskabine ist auch kein Palast“, erwiderte Don Camillo herzlich. „Ich nehme Ihr Anerbieten mit großem Danke an, schon weil die unmittelbare Nähe Ihrer Wohnung mit dem Palazzo Arvalli ganz der geeignetste Ort ist, um ohne Verweilen zur Stelle sein zu können. Der damit verbundene Stubenarrest wird mir, bis wir gerufen werden, in so angenehmer Gesellschaft kein Opfer sein.“

„Nun gut, — das wäre also geordnet, und ich eile, mich wieder in den p. p. Gatti zurückzuverwandeln“, rief Windmüller befriedigt, indem er sich erhob. „Und noch eins: ich bitte, mir im gegebenen Augenblick das Anlegen der — figürlich gemeinten — Daumschrauben zu überlassen. Ich will keine Hilfe, sondern nur Zeugen. Und wenn Sie meinen Telephonruf ‚Pronto!‘ erhalten, dann gehen Sie rücksichtslos, und ohne sich anmelden zu lassen, direkt in das Boudoir der Herzogin. Es wird sich Ihnen ja kaum jemand in den Weg stellen, aber es ist doch immer gut, sich auch über alle Einzelheiten klar zu sein. Vielleicht empfangе ich

Sie selbst, aber wenn nicht, dann dringen Sie einfach vor, denn dann bin ich sicher schon zur Stelle. Und nun bitte ich wieder um den Gebrauch Ihres Spiegels, lieber Nemi!”

Von Camillo wollte seinen Augen nicht trauen, als Windmüller in seiner Maske des Dominico Gatti zwanzig Minuten später aus dem Schlafzimmer des Advokaten trat, und konnte nur durch die Stimme von der Identität des wirklichen Mannes überzeugt werden.

„Es ist gut, daß ich Sie heut noch in dieser Metamorphose gesehen habe, sonst hätte ich dort wirklich nicht gewußt, wer dieser Mensch ist“, sagte er kopfschüttelnd. „Ich hätte solch eine Veränderung außerhalb der Bühne, mitten im gewöhnlichen Leben, nicht für möglich gehalten.“

„Ja, das ist auch eine Kunst, die sehr geübt werden muß, damit sie das Tageslicht verträgt“, meinte Windmüller befriedigt. „Übrigens werde ich schwerlich meinen großen Trumpf vor der Herzogin in dieser Maske ausspielen, — schon des eingeräumten Übergewichtes von ihrer Seite wegen. Ich werde Sie jedenfalls im Palazzo Arvali — in Zivil wiedersehen.“

Im Palazzo Arvali wieder angelangt, fand er das Portal weit geöffnet und ein elegantes Automobil wartend davorstehen. Auf seine Frage, „ob Besuch oben sei“, erzählte ihm der Portier, daß eine der großen Damen Roms gekommen sei, die Frau Herzogin zu einer Spazierfahrt abzuholen, und ohne jemand auf der Treppe begegnet zu sein, gelangte Windmüller in das zweite Stockwerk und stellte im Vorübergehen fest, daß die Zimmer Donna Centas verschlossen und die Schlüssel der Türen abgezogen waren. Er beobachtete von seinem Fenster aus die Abfahrt der Herzogin mit ihrem Besuch in der Richtung nach Ostia und entnahm dann seinem wohlverschlossenen Koffer die Rolle mit den Plänen des Hauses, wobei ihm die edelsteinbesetzte Stilettseide in die Hand fiel.

„Das war also nichts wie ein Bestechungsversuch zum Fange des Gimpels Gatti“, murmelte er mit einem grimmigen Lachen, indem er die Scheide auf den Tisch legte. „Der Speck, mit dem man Mäuse fängt, — zahme Dressur sozusagen. Sie hat sich's was kosten lassen, denn auch ohne die fehlende Waffe ist das Ding da von beträchtlichem Wert. Avanti!“ unterbrach er sich, die Rolle beiseitelegend, denn es hatte eben an seine Thür geklopft, und zu seiner Überraschung trat die Cammeriera Giuseppina bei ihm ein.

„Die Frau Herzogin hat mir befohlen, dem Signor zu sagen, daß sie ihn leider heut nicht zum Tee herabbitten kann, da sie ausgefahren sei. Die Frau Herzogin rechnet aber bestimmt auf die Anwesenheit des Signors beim Pranzo“, meldete sie mit müder, verschleierter Stimme.

Windmüller, der sich nicht erinnern konnte, von der Herzogin eine Einladung zum Tee erhalten zu haben, fragte sich, was diese Entschuldigung zu bedeuten hatte; laut sagte er aber nur:

„Oh, die Frau Herzogin ist ausgefahren? Nun, bei dem herrlichen Wetter wird Eccellenza wohl eine längere Spazierfahrt machen!“

„Die Signora Contessa del Prato haben die Frau Herzogin abgeholt, um in Ostia die neuen Ausgrabungen zu sehen; die Damen dürften vor sieben bis halb acht Uhr nicht zurückkehren“, erwiderte Giuseppina zerstreut, denn ihre Augen waren mit einem sonderbaren Ausdruck auf den Tisch geheftet. Der Richtung ihres Blickes folgend, sah Windmüller, daß es die Stilettischeide war, welche die Aufmerksamkeit der Cammeriera erregt hatte, und lächelnd darauf deutend, sagte er harmlos:

„Das Ding da kommt Ihnen wohl bekannt vor, und Sie wundern sich gewiß, es bei mir zu sehen, nicht wahr? Die Frau Herzogin hatte die Güte, es mir für meine Sammlung alter Waffen zu schenken. Das war

wirklich sehr gütig von ihr, — sie scheint eine sehr freigebige Dame zu sein.“

„O ja, — gewiß“, sagte Giuseppina gedehnt. „Der Signor können sich auf dieses Geschenk etwas einbilden, denn die Frau Herzogin hat viel auf diesen Dolch gehalten, weil er ein Erbstück des Hauses Arvali ist und einem berühmten Feldherrn aus der Familie gehört hat. Der selige Herr Herzog hat ihr den Dolch als Papiermesser geschenkt, aber die Klinge klemmte immer so fest, daß die Frau Herzogin ihn eigentlich nur als Schaustück auf dem Schreibtisch liegen hatte. Der Signor haben natürlich ganz andere Kräfte, als so eine zarte Dame, denn wie ich sehe, haben Sie den Dolch herausziehen können.“

„Nun ja, — für unsereins ist das nicht so schwer“, bestätigte Windmüller harmlos. „Solch eine immerhin gefährliche Waffe kann eigentlich auch nur ein Schaustück für eine Dame sein — — übrigens hatte die Frau Herzogin sie nicht auf ihrem Schreibtische, sondern fand sie unter den Fächern liegen, die sie mir zeigte.“

„Ah, darum habe ich den Dolch beim Abstäuben also vermißt!“ rief Giuseppina lebhaft. „Ich machte die Frau Herzogin darauf aufmerksam, aber sie meinte, es sei schon gut, sie habe ihn wahrscheinlich selbst irgendwo verräumt.“

„Ja, ja, — sie war auch ganz überrascht, ihn unter den Fächern zu finden“, nickte Windmüller. „Sagen Sie mal“, fuhr er vertraulich fort, „was ist denn das für ein sonderbares Gerücht, das sich die Leute erzählen, daß Donna Centa nicht verreist, sondern plötzlich — verschwunden ist?“

Giuseppina, die schon auf dem Wege zur Thür war, blieb wie angedonnert stehen und sah Windmüller mit erschrockenen Augen an.

„Wer — verschwunden?“ wiederholte sie heiser. „Mein Gott, was doch die Leute nicht alles reden

müssen! Donna Centa ist verreist und wird bald wiederkommen — sagt die Frau Herzogin.“

„Nun, wenn es die Frau Herzogin sagt, so wird es wohl richtig sein“, meinte Windmüller. „Wie kommen aber nur die Leute auf — auf das andere? Die Abreise von Donna Centa muß doch wohl nicht unter den gewöhnlichen Umständen erfolgt sein, wenn man sich etwas anderes damit zusammenreimen will — Sehen Sie, ich bin von Donna Centa hierher eingeladen worden, und sonderbar ist schon, daß sie gerade eben jetzt verreist ist.“

„Oh, sonderbar ist das nun gerade nicht, — Donna Centa wird wohl einen dringenden Grund zu ihrer Abreise gehabt haben“, versetzte die Cammeriera mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit.

„Ja, — die Leute behaupten, sie hätte sich mit der Frau Herzogin verzürnt“, sagte Windmüller mit vertraulichem Augenzwinkern. „Warum sollte das auch nicht wahr sein, denn so etwas kommt schon einmal vor, namentlich zwischen einer jungen Stiefmutter und einer fast ebenso jungen Stieftochter, — darin wäre nichts Ungewöhnliches.“

„Verzürnt!“ wiederholte Giuseppina heftig. „Da hat wohl wieder einmal eines der vorwizigen Hausmädchen an der Thür gehorcht und ein paar laute Worte für — ich weiß nicht, was — gehalten! Es ist nicht Donna Centas Art, sich mit jemand zu verzürnen, ob schon sie in manchen Dingen ihren Kopf behaupten kann, wenn es darauf ankommt. Und dann ist sie doch die Herrin dieses Hauses, aus dem sie nicht davonzulaufen braucht. Ecco!“

„Daß sie davongelaufen ist, hat auch niemand behauptet“, begütigte Windmüller. „Es wird nur gesagt, daß sie vor einigen Tagen am Abend allein ausgegangen und nicht mehr zurückgekehrt ist. Sie brauchen übrigens der Frau Herzogin diesen dummen

und grundlosen Tratsch nicht wiederzuerzählen, — es könnte sie unnüherweise aufregen."

"O nein, ich werde es ihr sicher nicht wiedererzählen, — ich nicht", erklärte Giusseppina mit einem ganz eigenen Ausdruck. „Guten Tag, Signor“, setzte sie kurz hinzu, und verließ rasch das Zimmer.

„Nein“, dachte Windmüller, ihr nachsehend, „ich bin überzeugt, daß sie dieses Thema bei der Herzogin nicht anschnelden wird, denn anscheinend hat sie genug davon. Und sie weiß mehr von dieser Sache, wie sie ja bei meinem Verhör schon mehr gesagt hat, als die Herzogin wünschte. In dieser Maske werde ich es aber aus ihr nicht herauslocken, soviel steht fest. Und ebenso steht fest, daß diese liebe Herzogin wie der Leibhaftige zu lügen versteht, — oder wie eben eine waschechte Risfreddi. Daß sie diese Stiletttscheide für ein Erbstück ihrer Familie ausgegeben hat, mag ein lapsus linguae sein, — darauf kommt es nicht an, aber daß sie das dazugehörige Stilett nie gesehen haben will, ist eine nackte Lüge, wie wir eben gehört haben. Die Aussage der Giusseppina bestätigt auch, was ich durch meine gewohnheitsmäßige Gründlichkeit herausbekommen habe, nämlich die frischen Kratznarben. Das Stilett ist demnach tatsächlich in neuester Zeit gewaltsam und unter Anwendung eines scharfen Instrumentes herausgerissen worden. Was hat sie damit aber gemacht? Wenn es am Griff abgebrochen wäre, so ließe sich der Schaden doch leicht wieder reparieren, statt Klinge und Griff einfach wegzuwerfen oder sonstwie verschwinden zu lassen. Es wäre ja auch weiter nichts dabei gewesen, einfach einzugestehen, daß das Ding gebrochen ist, statt die leere Scheide mir aufzudrängen. Daß alles das einen tieferen Sinn hat, darf ohne weiteres angenommen werden, aber ich habe jetzt keine Zeit, darüber zu grübeln, sondern muß das Tageslicht zu einer kleinen Entdeckungsexpedition benutzen.“

Damit entnahm Windmüller seinem Koffer, den er sorgsam wieder verschloß, ein Etui mit Dietrichen, deren feine Arbeit einem Einbrecher von Beruf den Mund wässerig gemacht hätte. Nachdem er an seinem eigenen Türschloß eine geeignete Größe gewählt, trat er vorsichtig heraus auf den geräumigen Vorplatz, und sich überzeugend, daß er von hier aus weder beobachtet werden konnte, noch auch von der Treppe her eine Störung zu befürchten war, öffnete er rasch und gewandt mit seinem Dietrich die Tür zu Donna Centas Salon und verschwand darin für geraume Zeit.

Der Rückweg in sein Zimmer vollzog sich ebenso ungestört, und mit einem Seufzer schloß Windmüller seine Dietriche wieder ein.

„Nichts!“ stellte er noch einmal für sich fest. „Nichts, nicht eine Zeile zu finden, die darauf schließen ließe, daß die junge Herrin dieses Hauses ihr Verschwinden geplant, — nicht ein Wort, aus dem man entnehmen könnte, daß irgend etwas faul ist im Staate Dänemark, beziehungsweise Arvali-Sassonero. Im Gegenteil: formvollendete, liebeglühende Verse, die eine schöne Seele ihrem Fabio gewidmet, — harmlose Briefe, — ordentlich geführte Rechnungsbücher, — Abschriften von Poesien, — nein, Donna Centa hat sicher nichts zu verbergen, ist bestimmt nicht mit Absicht verschwunden. Solch ein Vorhaben müßte Spuren im verschlossenen Schreibtisch hinterlassen haben, — es ist psychologisch unmöglich, wie ich aus Erfahrung weiß, daß selbst bei der sorgsamsten Vorbereitung zu solch einem Schritte nicht mindestens eine übersehene Spur zurückbliebe. Hm! Hm! Ja! — und nun wollen wir uns diese Pläne noch einmal sehr genau ansehen.“

Das tat er denn nun auch mit großer Gründlichkeit und rollte die Blätter dann wieder zusammen.

„Bei Tage ist heut nichts mehr zu machen“, entschied er. „Ich muß meine Entdeckungsreise bis zur Nacht aufschieben, wenn ich ganz sicher vor Störungen

bin. Die Dienstboten schlafen im Mezzanin des Westflügels, der Portier neben seiner Loge im Pianterreno;* Giusseppina dürfte in der unmittelbaren Nähe der Herzogin untergebracht sein, wie ja auch das Zimmer der Jose der Donna Centa dicht neben ihrem Schlafzimmer liegt. Hat Giusseppina einen leisen Schlaf, was ich annehmen möchte, so heißt es eben, doppelt vorsichtig zu sein, — das ist alles. Im ganzen liegen die Dinge für die Forschung günstig. Also Geduld! Wenn nicht die Stunde nach dem Pranzo besondere Überraschungen bringt, so dürften Nemi und Don Camillo einen ungestörten, gemüthlichen Abend miteinander verleben. Erst ein Viertel nach fünf, man könnte also bequem noch einmal nachsehen, was Pfifferling treibt."

Pfifferling besprengte mit einem langen Gartenschlauch die Blumen und das schmale Streifchen smaragdgrünen Rasens vor dem schmucken Hause Windmüllers, als dieser dort anlangte; das Idyll wurde vervollständigt durch die allerdings durchaus nicht idyllische Figur der Auguste, die mit einem langen, grauen Strickstrumpf, eine mächtige Hornbrille auf der Nase, neben der Haustür saß und es auch nicht der Mühe für wert hielt, aufzustehen, als ihr unerkannter Herr durch das Gittertor trat.

"Sie, Teles-for! Hören Se mal uff mit Ihrem Gepantsche und sperren Se de Dogen uff, — e fremder Herr kummt!" schrie sie ihren Kollegen im Dienste an, indem sie mit der Stricknadel die Richtung angab.

Pfifferling drehte sich um und ließ seinen Schlauch fallen.

"Herr Dok — jawoll!" rief er, sofort auf ein Augenblinzeln Windmüllers eingehend.

"Herr Doktor sind nicht zu Hause", setzte er mit einer Grimasse auf die Auguste hinzu.

* Erdgeschoß

„Wie? Ich verstehe nicht!“ näselte Windmüller auf Italienisch.

Pfifferling wiederholte seinen Bescheid in der Sprache Dantes, die in der Aufregung eher der des Konfuzius glich, worauf Windmüller etwas murmelte und daraufhin von seinem Faktotum in allem Ernst in sein eigenes Haus zum Näbertreten eingeladen wurde.

„Der Herr will etwas für den Herrn Doktor aufschreiben“, raunte Pfifferling im Vorübergehen der Auguste zu. „Ich führe ihn in die Studierstube 'rauf.“

„Unterstehen Sie sich!“ schnob ihn die Auguste in durchaus nicht gedämpften Tönen an. „Jetzt sein Se doch nu lange genug hier, daß Se's wissen könntent, der Herr Dukter hat's verboten, daß'm fremde Leute in der Wohnung rumzumpeln. Wenn der Dingrich da was uffschreiben muß, dann holen Se'm an Wisch Papier und lassen Se'm sein Gesabbe hier schmieren.“

„Aber Auguste! Wer wird denn einen anständig aussehenden Menschen einen ‚Dingrich‘ nennen!“ sagte Windmüller mit seiner natürlichen Stimme, und lachte laut auf, als die Wirtschaftlerin sich wie gestochen nach ihm umdrehte.

„Gerechter Strohsack, nee, neel!“ gapfte sie. „'s is doch reene nich menschenmöglich! Ich sullte doch auch nachgrade dran gewöhnt sein, daß er sich manchmal wie'n Hirsepoppel vermurkst, aber jedesmal gibt mersich wieder'n Schilg auf beede Backen. Den Puhjaz da für'n Herrn Dukter zu halten, dadruff wär' ich mei Lebtag nich gekummen, und der Nischtnutz, der Telesfor, steht derbei und flaschelt mit sei'm Affenpinscherflunsch. Gleich machen Se, daß Se furtkummen, Sie kriewatschiger Dergel, Sie, und holen Se beim Fleescher a recht a saftiges Bisssteck, denn mer müssen dem Herrn Dukter doch nu e ordentliches Fres — ich meene, a Abendessen geben.“

„Brauche ich nicht, Auguste, denn ich gehe gleich

wieder fort“, erklärte Windmüller. „Ich wollte nur um Ihre gütige Erlaubnis bitten, in mein Zimmer gehen zu dürfen.“

„Sein Spassfettel muß er doch immer machen, der Herr Dukter“, brummte die Auguste geschmeichelt, indes Windmüller mit dem ‚kriewatschig‘ genannten und darum entschieden beleidigt aussehenden Pfifferling hinaufging und ihn unterwegs fragte, ob es etwas Neues gäbe.

„Nicht viel, Herr Doktor“, berichtigte der Gute bedauernd. „Die Nachbarschaft um den Palast tratschte allerhand über die plötzliche Abreise der Donna Centa, — die Leute meinen, die Stiefmutter sei ihr halt mal gründlich über geworden. Soll ein verflörter kleiner Satan sein, die Stiefmutter, und wenn Donna Centa nicht bestimmt zurückkommen mußte, von wegen weil das große Haus doch ihr gehört, so täte von den Dienstboten keiner bleiben. Und dann erzählten die Leute, daß die Stiefmutter mit dem fremden Herrn, Gatti heißt er, der jetzt im Palast zu Besuch ist, regelrecht karmauzelt —“

„Kar — was macht sie?“

„Karmauzeln tut sie, Herr Doktor, was man auf Hochdeutsch scharmuzieren nennt. Die Auguste würde ‚kaskbern‘ sagen. Sie, — das heißt, nicht etwa die Auguste, sondern die Herzogin, macht ihm bei Tisch Augen und spielt ihm in ihrer Stube auf der Harfe vor.“

„So, so. Weiter!“

„Ja, weiter gibts nichts, Herr Doktor, und nichts für ungut, daß ich's erzählt habe, denn ich sah Sie zum Palast heut mittag 'reingehen, und der Sor Luigi, der gerade aus der Stadt kam, sagte mir: Das ist der Signor Gatti. Ja — ahem.“

„Dabei ist gar nichts zu ‚ahemmen‘“, verwies Windmüller. „Ich wundere mich nur, daß Sie nicht von selbst darauf gekommen sind, Kamell!“

„Geschwant hat mir's schon, Herr Doktor“, entschuldigte sich Pfifferling. „Denn da der Herr Doktor doch keine Flügel haben und alle Augenblicke von Ihrer Reise hier nachsehen können, da konnte ich mir's an den Fingern abklavieren —“

„Klavieren Sie nur weiter; beim Sor Luigi brauchen Sie sich aber nicht mehr sehen lassen, — die Sache ist erledigt. Ich komme jedenfalls morgen zu Tisch wieder“, beschied Windmüller seinen Gehilfen und ging wieder seiner Wege. —

Beim Pranzo war die Herzogin entschieden nervös, aber sehr liebenswürdig und gesprächig; sie erzählte viel von den neuen Ausgrabungen in Ostia, und da dies mit Verständnis und Sachkenntnis geschah, so hörte Windmüller mit soviel Interesse zu, als ihm zur Stunde möglich war. Nach der Mahlzeit erhielt er die erwartete Einladung zum Plauderstündchen, welcher er wohlvorbereitet folgte, und in der Tat fragte die Herzogin auch, kaum daß die Thür des Boudoirs hinter ihm geschlossen war, ohne Umschweife:

„Nun, haben Sie schon einen Versuch mit meiner grauen Perle gemacht?“

„Gewiß, Eccellenza“, log Windmüller tapfer darauf los. „Die Perle ist weit kostbarer, wie ich anfangs angenommen, aber —“ er stockte und sah verlegen aus.

„Aber — was?“ forschte sie scharf.

„Es ist ein trauriges Faktum, daß an allen Dingen dieser unvollkommenen Welt ein ‚aber‘ hängen muß“, seufzte er weltchmerzlich. „Ein Geschäft nämlich, das eine so große Summe für ein Juwel, wie diese Perle, zahlen könnte, gehört naturgemäß nicht zu den kleinen, untergeordneten. Ich bin in Rom ein Unbekannter — der Person nach, wennschon mein Name als Kunsthistoriker einen guten Klang hat, wie ich ohne Überhebung behaupten darf —“

„Ja natürlich, gewiß! Dominico Gatti ist eine Berühmtheit, wie alle Welt weiß“, fiel die Herzogin

mit liebenswürdiger Schmeichelei, aber hörbarer Ungeduld ein.

„Nun, und —?“

„Ah, was weiß solch ein Geschäftsproß davon!“ näselte Windmüller empört. „Es ist tatsächlich geradezu unglaublich, — dieser Krämer verlangte von mir einen Ausweis über den Besitz der Brosche! Ich habe natürlich sehr energisch gegen diese unerhörte Dreistigkeit protestiert, und da dies absolut nichts nützte, sagte ich, daß ich morgen wiederkommen würde, um diese beleidigende Förmlichkeit zu erfüllen.“

„Wie wollen Sie das machen?“ erkundigte sich die Herzogin nach einer Pause hart.

„Nun, Eccellenza werden doch jedenfalls die Gnade haben, mir eine Vollmacht auszustellen —“

„Ja freilich, damit es die Späßen von den Dächern pfeifen: die Herzogin della Pigna verkauft ihren Schmuck! Mein lieber Signor Gatti, dazu brauchte ich Sie nicht zu bemühen!“ unterbrach sie ihn hohnvoll, nahm sich aber zusammen, lächelte ihn an und fuhr zögernd fort: „Mir ist übrigens selbst auch schon der Gedanke gekommen, ob Sie nicht Schwierigkeiten mit dem Verkauf haben könnten, eben weil Sie persönlich hier unbekannt sind — — — In Turin wäre das ja natürlich ausgeschlossen, nicht wahr?“

„Allerdings — —“

„Nun, dann wäre es am einfachsten, Sie fahren nach Turin“, rief sie mit kindlicher Naivität. „Der Weg dahin ist ja nicht so weit und wir haben vorzügliche Schnellzugsverbindungen dahin. Oh, bitte, krönen Sie Ihre Güte mit diesem kleinen Umwege zum Ziel! Ich wäre Ihnen ja so dankbar, und ich will's Ihnen beweisen!“

„Es ist wirklich wunderbar, mit welcher Geistesgegenwart Eccellenza auf diesen brillanten und einfachen Ausweg verfallen!“ rief Windmüller mit einer Begeisterung, von der er hoffte, daß die Herzogin das

Übertriebene nicht heraushören würde. Er konnte indes unbesorgt sein, denn erstens hatte er sie seiner schon zu sicher gemacht, und dann war sie auch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie darauf geachtet hätte, was und wie er's sagte.

„Vortrefflich, — ich wußte ja, daß Sie ein Kavalier, ein wahrer Galantuomo sind!“ lächelte sie ihn an. „Also, Sie fahren nach Turin. Wann? Es ist nämlich ein wenig Eile notwendig, denn ich bedarf des Geldes sehr, sehr dringend. Geht nicht um zehn Uhr ein brillanter Nachtzug?“

„Er geht um neun Uhr und es ist jetzt schon drei Viertel neun“, erwiderte Windmüller trocken, trockener, als er gewollt. „Hätte ich einen Aeroplan, so würde ich fliegen, um Ihnen zu dienen, da ich aber leider in dieser Technik Laie bin, so werde ich meine Ungeduld bis morgen vormittag bezähmen müssen.“

Die Herzogin sah rasch und mit augenscheinlichem Mißtrauen zu ihm auf, begegnete aber solch einem glühenden Blicke seiner Augen, daß sie die ihrigen abwandte.

„Der Aufschub ist dumm — ich meine unangenehm, denn ich hatte bestimmt auf die Summe bis spätestens morgen abend gerechnet“, murmelte sie verstimmt. „Was ist aber gegen solch unerwartete Hindernisse zu tun? Ich muß sofort sehen, wie ich einen Aufschub erlangen kann, muß es persönlich begründen — — — Also gut, Sie reisen morgen vormittag. Sehr gütig von Ihnen, wirklich rührend liebenswürdig. Und wann darf ich Sie zurückerwarten?“

„Das hängt davon ab, ob es mir gelingt, bald ein Geschäft zu finden, das geneigt und in der Lage ist, eine so große Summe sofort bar auszusahlen. Ist dies der Fall, dann wäre es nicht unmöglich, daß ich am Abend des zweiten Tages — von morgen ab gerechnet, wieder nach Rom abreisen könnte“, berechnete Windmüller mit Seelenruhe die Zeitdauer seiner Reise, da

er ja bestimmt nicht vorhatte, diese reizende Fahrt zu machen.

„Das ist doch länger, als ich dachte, — den besten Fall vorausgesetzt“, bekannte die Herzogin mißgestimmt. „Ja, gibt es denn hier in Rom nicht gewisse Geschäfte, die solche Formalitäten nicht fordern? Man hat mir gesagt, daß hier Leute sind, welche solche Käufe gewissermaßen unter der Hand machen, die Juwelen auseinandernehmen und einzeln ins Ausland verkaufen.“

„Wirklich?“ fragte Windmüller unschuldig. „Ich fürchte nur, mit dieser Perle wird sich kein solcher — hm — zweitklassiger Händler belasten wollen; sie ist, wie mein Gewährsmann sagte, zu auffallend, geradezu ein Unikum. Ich möchte um die Welt nicht ungeschicklich scheinen, Ihnen gegenüber nicht, Eccellenza, aber, offen gesagt, es scheint mir nicht ratsam, mit einem Käufer in Verbindung zu treten, der keine Fragen stellt und überdies auch kaum die Hälfte des Wertes geben würde —“

Das tat seine Wirkung, — nicht der diskrete Hinweis auf seine Abneigung, sich mit einem Fehlergeschäft einzulassen, sondern die Verminderung des Erlöses, wie Windmüller innerlich feststellte. Die Rifreddi hatten nichts gegen „obskure“ Geschäfte, bei ihnen gaben die Ziffern den Ausschlag.

„Nun“, sagte die Herzogin mit einem Seufzer der Ungeduld, indem sie ihre Zigarette heftig in die Aschenschale schleuderte, „vielleicht haben Sie recht. Ich muß mich jetzt bei Ihnen entschuldigen, — die Fahrt nach Ostia hat mich ermüdet. Sollte ich Sie morgen vor Ihrer Abreise nicht mehr sehen, dann wünsche ich Ihnen glückliche Fahrt und gutes Gelingen mit der Versicherung meiner ewigen Dankbarkeit!“ —

Die Dankbarkeit einer Rifreddi dürfte allerdings etwas sein, worauf man mit Sicherheit rechnen kann, dachte Windmüller, als er in sein Zimmer hinaufstieg.

„Ich muß meine Rolle als Dominico Gatti doch recht gut gespielt haben, daß ich so mir nichts, dir nichts auf Reisen geschickt werde — mit der Perle. Oder das Messer sitzt ihr höllisch an der Kehle, — siehe den Brillantring als Zahlung. Ich hatte wirklich schon nicht üble Lust, ihr auf den Kopf zu sagen, wem die Perle gehört, aber zum Glück habe ich mich zusammen genommen, denn der Erfolg wäre für mich ein sehr kläglicher gewesen. Das muß bis morgen warten, wenn ich meine Zeugen zur Stelle haben werde. Für die Blicke, die ich statt dessen geschleudert habe, bitte ich mich selbst im Interesse meines Klienten um Entschuldigung. Wie nennt's das Kamel, der Pfifferling? Karmauzeln! Ich finde, daß ‚karmauzeln‘ eine anstrengende und nicht gerade sehr erhebende Beschäftigung ist. Brr!“

Wie am Vorabend, kam der mit Windmüllers Bedienung beauftragte Lakai gegen zehn Uhr noch einmal fragen, „ob der Signor Befehle habe“.

Der Signor, der lesend auf seinem Sofa saß, hatte für heut keine Wünsche mehr; er bemerkte nur, daß er am folgenden Morgen verreisen, aber wieder nach dem Palazzo zurückkehren würde, worüber die Frau Herzogin jedenfalls schon Befehle erteilt hätte, was der Diener bestätigte. Die Bemerkung zur Aufrechterhaltung seiner Rolle war also von seiten Windmüllers ganz angebracht.

„Nun, dann danke ich Ihnen“, sagte er zu dem Diener. „Gute Nacht. Ja — was ich noch fragen wollte: Wer wohnt denn neben meinem Schlafzimmer? Es war dort in letzter Nacht ein unaufhörliches Rascheln, Knistern und Rumoren.“

„Es wohnt niemand neben dem Signor“, erwiderte der Diener. „An das Schlafzimmer stößt eine Reihe von Räumen, die ganz unbewohnt sind und nur zur Aufbewahrung unbenußter Möbel und dergleichen dienen. Wahrscheinlich treiben die Mäuse dort ihr

Wesen. Ich werde es dem Hausverwalter melden, damit morgen gleich wieder einmal Fallen aufgestellt werden.“

„Nun ja, das wäre ganz gut, während ich fort bin“, stimmte Windmüller zu. „Die Zimmer nach dem Vicolo im ersten Stock sind jedenfalls auch unbewohnt, da haben die Mäuse genug Raum, um sich gründlich zu tummeln.“

„Allerdings stehen auch im ersten Stock diese Zimmer meist leer, wenigstens sind sie unbewohnt“, erklärte der Diener. „Neben dem Schlafzimmer der Frau Herzogin, das genau unter dem des Signors an der Ecke liegt, befindet sich das Ankleidezimmer, die Garderobe und das Bad; daran stößt das Zimmer der Cammeriera“, erklärte der Diener. „Die Giuseppina hat auch schon geklagt, daß die Mäuse neben und über ihr Lärm machen.“

„Wenn man einen leisen Schlaf hat, ist das auch sehr störend“, meinte Windmüller, der zwar nichts davon gehört hatte, sondern sich nur auf unauffällige Weise erkundigen wollte, ob der Ostflügel bewohnt war.

Nachdem er dies erfahren und sicher war, nicht mehr gestört zu werden, traf er seine Vorbereitungen für die Nacht. Zunächst entledigte er sich seiner Maske als Dominico Gatti, zog Schuhe mit Filzsohlen an, versah seine elektrische Taschenlampe mit einer neuen Batterie und steckte auch für alle Fälle seinen Browning zu sich, ferner seine Dietriche, ein starkes, feingearbeitetes Stemmeisen von besonderer Konstruktion und eine Rolle Bindfaden, womit er sich mit allem versehen glaubte, was sich möglicherweise als nützlich erweisen konnte, abgesehen von den Dingen, die er immer bei sich trug, wozu natürlich auch ein kräftiges Taschenmesser gehörte. Es bestand für Windmüller kaum noch ein Zweifel, daß Donna Centa wider ihren Willen irgendwo im Hause verborgen gehalten wurde, und zwar zu dem Zweck, um etwas von

ihr zu erpressen, was sich natürlich mit ‚Geld‘ in einem Worte zusammenfassen ließ: der Schmuck war ihr — jedenfalls auf dem Zwangswege — als ‚Anzahlung‘ abgenommen worden. Denn daß der Erlös für die Perle nur eben das Dringendste decken sollte, hatte er ja aus der Herzogin eigenem Munde gehört.

Es hatte Windmüller am Nachmittage dieses zur Reige gehenden Tages eine große Überwindung gekostet, sich in den Zimmern, besonders aber in dem Schreibtische Donna Centas, die Überzeugung zu suchen, daß in der That nichts vorlag, was seine bis dahin festgehaltene Idee an ein freiwilliges Verschwinden rechtfertigen konnte. Daß drei ihr nahestehende Personen — Nemi, Saffonero und die Marchesa — hartnäckig daran festhielten, diese Möglichkeit für ausgeschlossen zu erklären, hatte ihn noch nicht voll überzeugen können, obschon der unwandelbare Glaube des Verlobten wie der Freunde sehr für die Vermißte sprach und jedenfalls den Verdacht auszuschließen schien, daß sie mit ihrer Stiefmutter in eigener Absicht gemeinsame Sache gemacht haben konnte; ausgenommen, falls die letztere durch die Kenntniß irgendeiner Angelegenheit, welche Donna Centa geheimzuhalten gewünscht haben könnte, die Rolle des Erpressers gespielt hätte. Wenn also die Herzogin selbst nicht etwa ihre eigene Person belastende, stumme Zeugen in Donna Centas Besiß durch die Vermittlung von Nachschlüsseln entfernt und vernichtet hatte, so konnte man die Möglichkeit dieser Annahme fallen lassen, besonders, da Windmüller sich zutraute, die Spuren einer früheren, vor ihm vorgenommenen Durchsuchung des Schreibtisches feststellen zu können, denn er war ja für solche Dinge geschult und hatte schon mehr als einmal nachgewiesen, wenn fremde Hände tätig waren. Aus der Handschrift Donna Centas hatte er ferner ohne Mühe erkannt, daß diese so charakteristische Eigentümlichkeiten aufwies, daß eine Fälschung selbst

nach langer Übung immer nur ein höchst unvollkommenes Resultat hätte liefern können, und dieser Einsicht war's vielleicht einzig zu danken, daß der Schreibtisch keinerlei 'Aufschlüsse' über ein schuldbewußtes Entweichen enthielt. Denn die Herzogin war viel zu klug, um sich einem Risiko auszusetzen, das durch jeden einigermaßen fähigen Sachverständigen auf sie zurückfallen mußte. Da war es schon entschieden sicherer, den an sich so räthselhaften Vorgang durch geschickt eingestreute Andeutungen glaubhaft zu machen. Möglich, daß der alte Conte Ristreddi, falls er eingeweiht worden wäre, durch seine geradezu geniale Fälschkunst zweifellose Dokumente hätte liefern können; es schien aber wirklich, als ob seine Frau Tochter in diesem Falle ihre eigenen Wege zu gehen gewünscht hatte.

Das waren natürlich nur Theorien, die alle falsch sein konnten; Windmüllers Instinkt aber sagte ihm mit unerschütterlicher Überzeugung, daß er Donna Centa hier, nur hier im Palazzo Arvali selbst, suchen und finden müsse — war sein Instinkt der richtige Wegweiser, dann mußte sich der Rest ja von selbst ergeben. Wie oft war's, daß sein Instinkt ihn irregeführt? In wichtigen Aufgaben noch kein einziges Mal, und darum nannten ihn die, welche ihn fürchteten, den 'Bluthund', dessen Spürsinn ihn unfehlbar zum Ziele führte.

Es war reichlich nach Mitternacht, als Windmüller sich auf seine Entdeckungsreise begab, die ihn zunächst, — vielmehr mit vollem Vorbedacht, in den westlichen, unbewohnten Teil des Palastes führte.

Vor der mit einem Vorhang maskierten Verbindungstür in seinem Schlafzimmer stand ein niederer, breiter Schrank auf hohen, gedrechselten Füßen; ihn abzurücken, hätte immerhin einiges Geräusch verursacht, da das Schlafzimmer der Herzogin unter dem seinen lag. Es mußte also der Zugang zu dem benachbarten Raum vom Vorplatz aus gesucht werden, was

kein Umweg von irgendwelcher Bedeutung war, da dieser durch eine Glastür von der Treppe abgeschlossen werden konnte.

Windmüller machte sie, die gewöhnlich weit offenstand, leise zu und wandte sich dann zu den Türen des Ostflügels, die den Korridor, beziehungsweise die verglaste Loggia entlang sämtlich abgeschlossen und deren Schlüssel jedenfalls in der Verwahrung des Hausverwalters waren. Die Windmüllers Schlafzimmer zunächstliegende Tür 'künstlich' zu öffnen, war eine Kleinigkeit, und er betrat durch sie einen Raum, der dem Plane nach über der Garderobe der Herzogin lag, von beträchtlicher Größe war und in der Oefcke rechts vom Eingang den großen Wandschrank enthielt, der in dem Aufriß den Eingang zu dem geheimen Korridor bezeichnete. Windmüller verzichtete zunächst darauf, diese als Garderobe maskierte 'Bussola' auf ihr Geheimnis zu prüfen, und nahm vorerst den Gang durch die lange, westliche Zimmerflucht in Angriff, was ohne Anstand geschehen konnte, da die Verbindungsthüren offenstanden. Nur die letzte dieser Türen war verschlossen, und nachdem Windmüller sie leicht geöffnet, fand er, daß sie auf eine der Galerien des im Nordflügel gelegenen Ballsaals führte, in welchen man auf einer Wendeltreppe herabgelangen konnte.

Er kehrte also wieder durch die öden, planlos mit allen möglichen Möbelstücken vollgestellten Räume in das große Gemach mit der 'Bussola' zurück, und versuchte damit sein Heil. Es bedurfte einiger Zeit, die geheime Tür in der Rückwand dieses Schrankes zu finden, und er mußte erst die verschiedenen, ihm bekannten Kombinationen und Systeme probieren, bis er endlich mehr zufällig auf das richtige stieß. Es war ein rechteckiger Raum, in welchen er durch die sorgsam gearbeitete, mit einer Eisenplatte gefütterte Tür gelangte; außer einer großen, leeren Truhe, dickem Staub und schlechter Luft war nichts darin zu finden,

aber man konnte sich das Gelaß gut als sicheren Aufbewahrungsort für Werthsachen vorstellen, die hier vor einem ‚Sacco‘ wohlverwahrt waren. Eine schmale, eiserne Thür, die zum Glück offenstand, führte in einen sehr engen Gang, der aber durch oben angebrachte, unauffällige Luftschächte von der Loggia her mit genügender Ventilation versehen war. Dieser Gang, der gerade eben nur für einen Menschen Raum bot, führte dem Plane nach die ganze Länge des Westflügels entlang und mündete in eine schmale, steinerne Treppe, die zweimal ein Knie beschrieb und nach Windmüllers Schätzung auf der Höhe des Piano Nobile abermals mit einem Gange in Verbindung stand, welcher der oberen Zeichnung analog in die ‚Bussola‘, der Garderobe der Herzogin, münden mußte. Es war demnach unschwer zu erraten, daß sie diesen Weg zu benutzen pflegte — falls er ihr bekannt war —, wenn sie ihre nächtlichen Ausflüge zu der Strega durch die nördliche Pforte in den Vicolo machte. Windmüller zweifelte kaum, daß dem so war, nachdem er den Plan des Ostflügels mit Aufmerksamkeit studiert, denn auf diesem Wege war sie ganz sicher, keinem von der Dienerschaft zu begegnen, und diese Vermutung wurde ihm vollständig dadurch zur Gewißheit, daß, entgegengesetzt von der unberührten Staubschicht des oberen Ganges, in die des unteren ein regelrechter Fußpfad zusammengetreten war, und gelegentlich seitwärts abweichende Spuren zeigten eine Fuß-, beziehungsweise Schuhform, welche Windmüllers lebhaftestes Interesse erregten. Denn er kannte diesen Abdruck genau, kannte ihn von den deutlichen Umrissen auf dem schwarzseidenen Mantel, den er so erfolgreich aus dem Hause der ‚Strega‘ entführt! Zufällig lag in seinem Taschenbuch eine genaue Zeichnung dieses Schuhabdruckes, die er der Sicherheit wegen angefertigt hatte, ehe er sich durch das öftere Zusammenfallen des Mantels verweisen konnte; er nahm diese Zeichnung heraus und

verglich sie mit den Spuren auf dem Boden des Ganges: sie stimmte mit diesen in Maß und Form vollkommen überein.

So war mit diesem vielleicht unnützen Abwege doch etwas gewonnen, und zwar etwas von Wert und großer Wichtigkeit, denn wahrscheinlich hatte die Herzogin den Mantel, als sie ihn zur Irreführung der Spuren ihrer Stieftochter nach der Via Pelotti mitnahm, um ihn bei der Strega einzuschmuggeln, unversehens über den Fußboden des Ganges schleifen lassen und war dabei selbst darauf getreten.

So wenigstens rekonstruierte sich Windmüller den Vorgang, während er sinnend herabblickte, und dabei kam es ihm vor, daß bei der Rechnung etwas nicht stimmte, denn der Staub, der hier so dicht wie auf einer vielbefahrenen Landstraße lag, glich ganz und gar nicht dem, dessen Spuren der Mantel trug. Ganz bestimmt nicht! Windmüller hatte sich diesen Staub genau angesehen, der sein Haften auf dem starkgerippten Stoffe einer mit Feuchtigkeit durchsetzten, moderartigen Substanz verdankte, welche dem Staub zu seinen Füßen total fehlte, der ganz trocken, wenn auch verrottet war.

„Natürlich, — auf dem Mantel ist's vermoderter Kellerstaub!“ murmelte Windmüller. „Den wollen wir uns doch einmal näher ansehen, da ich, wie mir scheinen will, auf dem Wege dazu bin. Wer weiß — —“

Er fand es nicht der Mühe wert, die Fußspuren des Ganges bis zurück in den quadratischen Raum hinter der ‚Bussola‘ zu verfolgen; wo hätten sie auch anders herkommen sollen, da doch der Plan der beiden Stockwerke genau dieselbe Zeichnung aufwies? Darum wandte er sich wieder der Treppe zu, die er herabgekommen war, stieg sie weiter herab und kam am Fuß derselben wieder in einen kurzen, engen Gang, der abermals zu einer Treppe leitete, die in Schneckenwindungen herabführte und vor der letzten Stufe durch

eine sehr solid aussehende Thür abgeschlossen wurde. Sie hatte jedoch kein Schloß, sondern an Stelle eines solchen einen handlichen Griff, dessen Zweck Windmüller nach einigem Herumprobieren klar wurde, denn nach links bewegt, drehte er die Thür auf einem unten in ihrer Mitte angebrachten eisernen Zapfen herum und blickte in eine nischenförmige, halb gewölbte Vertiefung in Manneshöhe hinein.

„Aha! So ist die Geschichte — System Drehscheibe“, murmelte Windmüller befriedigt, indem er in die Nische trat und die Thür durch einen einfachen Druck wieder zurückdrehte. Sie war nichts mehr und nichts weniger denn eine äußerst sinnreiche Altrappe, denn diese aus solidem, eisenhart und fast schwarz vor Alter gewordenem Eichenholz bestehende Nische, in welcher er stand, war das Mittelfstück einer langen, an einer Holzvertäfelung sich zu beiden Seiten hinziehenden Bank, — ein scheinbar zweckloser Zierat in einem großen, gewölbten, mit Backsteinen gepflasterten Raum, der wahrscheinlich in vergangenen Zeiten als eine Art von Wachtstube für die ‚Garnison‘ des Palastes gedient hatte.

Aus diesem Raum mußte man zweifellos in den Vicolo gelangen können, denn auf der Ostseite war die schwere, mit Eisenplatten beschlagene Thür mit dem doppelten Schloß, welche den Straßeneingang schützte, daneben das stark vergitterte Fenster mit den total vom Staub erblindeten kleinen, kreisrunden, in Blei gefaßten Scheiben, das Windmüller von außen bemerkt hatte. Dann waren in der West- wie in der Südwand Thüren, anscheinend wohlverschlossen, und in der Mitte des Raumes ein niederer Pozzo, oder Zisternenrand, dessen Öffnung ein drehbarer, hölzerner Deckel schloß.

Sonst war nichts in diesem Raum.

Nichts, und doch für Windmüllers Augen viel, überwältigend viel.

Erstens war an der Thür nach dem Vicolo nur eines der Schlösser verschlossen, was ohne weiteres zu bemerken war, da die Kloben unverdeckt in die Haspengriffen; da es für Windmüller aber außer Zweifel stand, daß die Herzogin durch diese Thür ihre nächtlichen Ausflüge machte, so war dies nur eine Bestätigung dieser Annahme. Interessanter und wichtiger waren in dem vermoderten Staube auf den Backsteinfliesen zwei verschiedene Fußspuren, von denen die eine mit dem oben im Gange gefundenen Abdruck genau übereinstimmte, während die andere eine von dieser ganz abweichende Form und Größe aufwies. Da beide Spuren vom Fuße der Nische aus nachweisbar waren, so mußte die größere auch auf diesem Wege in den Raum gelangt sein; daß sie denselben Weg zurückgenommen hätte, war nicht zu ersehen, — sie führte überhaupt nur von der Nische bis in die Mitte des Raumes und verlor sich dort in dem verwischten, wie zusammengefügten Staube.

Und auch diese zweite Spur war augenscheinlich die eines weiblichen Fußes, breiter in der Form der Spitze wie der andere, und mit wesentlich niederen und breiteren Absätzen versehen.

Etwa Donna Centas Schuh?

Windmüller machte sich bittere Vorwürfe, daß er verabsäumt hatte, einen Abriß von einem der Schuhe zu machen, die er in Donna Centas Garderobe auf einem Regal bemerkt — schließlich war das aber noch nachzuholen, denn die Nacht war noch lang genug dazu. Mit der Laterne auf dem Estrich herumleuchtend, um diese doppelten Fußspuren zu verfolgen und zu betrachten, sah er am Fuß einer der Stützen der rechten Bankseite etwas blitzen, und sorgfältig auf einem Umwege dem leuchtenden Punkt zustrebend, um die Fußspuren im modrigen Staube nicht zu zerstören, langte er danach und bekam ein etwa zehn Zentimeter langes, dünnes Ketten von mattem Golde

in die Hand, an dessen einem Ende, in eine Art von Reifen gefaßt, ein muschelig geschliffener, dunkelblauer, durchsichtiger Stein hing, den sein geübtes Auge als einen schönen, dunklen Saphir erkannte, an dessen einer Seite auch noch ein paar gewaltsam durchgerissene Glieder derselben Kette befestigt waren.

War's dieser Fund, war's die dumpfe Luft in diesem modererfüllten Raum — Windmüller trat plötzlich der helle Schweiß auf die Stirn, und mit sonderbar kalt gewordenen Fingern steckte er den Stein in die Westentasche.

Es war also nicht die Kette mit den Obsidianperlen, die sie trug, wie die Herzogin behauptete, dachte er laut. 'Die Kette, von der die Marchesa wußte, daß sie zerrissen war! Nun weiter ans Werk, — es fängt, wie mir scheint, erst an.' Immer vorsichtig seinen Weg suchend, um die beiden Fußspuren nicht zu berühren, lenkte er seine Schritte jetzt zu dem Pozzo in der Mitte und betrachtete aufmerksam die verwischte, auseinandergefegte Staubfläche daneben. Regelmäßig und systematisch auseinandergefegt war der Staub hier bestimmt nicht; es sah eher aus, als ob hin- und herfahrende Stoffe, zum Beispiel die Säume von Kleiderröcken, ihn durcheinandergetrieben, und wo er dichter lag, waren übereinandergehende Fußspuren zu erkennen, aber von welchem der beiden Schuhpaare sie herrührten, war nicht zu unterscheiden, denn eine hatte die andere immer wieder verwischt, so daß sie den grotesken Eindruck machten, als sei auf diesem Fleck hin- und hergetanzt worden.

Windmüller ergriff nun den Hebel des Deckels der Zisterne und drehte den letzteren damit genügend weit zur Seite, kniete neben dem niederen, gemauerten Rande nieder, und sah herab in die Tiefe des runden, schwarzen Schachtes, in der es leise rauschte, plätscherte und gurgelte —: das war das unterirdische Wasser von Rom, von dem heute noch niemand weiß,

woher es kommt und wohin es geht. Man glaubt, daß es von Quellen herrührt, die in der Tiefe dem Untergrund entspringen, und vielfach in den ältesten Gebäuden, wie hier, als Zisternen gefaßt sind; andere halten es für Grundwasser, wieder andere für einen unterirdischen, weit verästeten Strom oder für Seitenadern des Tiber. Wer immer auch damit recht haben mag: es existiert, dieses unterirdische, unergründliche Wasser, und Windmüller wußte, daß er es tief in dem schwarzen Schlunde der Zisterne rauschen und raunen hörte, so tief, daß das Licht seiner Laterne nicht hinab bis zum Grunde dringen konnte.

Er nahm die Rolle Bindfaden aus seiner Tasche, knüpfte das Ende desselben an den Ring der Laterne, der zum Anhängen dient, und ließ sie unter langsamem Abwickeln der Rolle hinabgleiten. Das stark vergrößerte, weiße Licht beleuchtete nun grell den runden Schacht, dessen mit Backsteinen ausgemauerte Wand die heraufsteigende Feuchtigkeit mit dunkelgrünem Moos fast ganz bekleidet hatte. Und dieses Moos war stellenweise abgeschürft, wie wenn ein schwerer Körper es im Falle mitgenommen hätte, und als die Laterne sich tiefer herabsenkte, leuchtete es unter dem klaren, bläulichen Wasser weiß auf — — —

Nun hatte das Licht die Tiefe erreicht, und es hin und her bewegend, konnte Windmüllers scharfes Auge deutlich erkennen, was unter dem rieselnden, rasch hinströmenden Wasser lag und nicht von ihm mitgenommen werden konnte — — — Sein Instinkt hatte ihn nicht getäuscht — er hatte Donna Centa gefunden. —

Am folgenden Morgen gegen neun Uhr, als die Herzogin della Pigna im Bett liegend ihre erste Tasse Tee zu sich nahm, trat die Giuseppina bei ihr ein mit der Meldung, „daß Signor Gatti bitten lasse, sofort



empfangen zu werden, da er Ihrer Eccellenza eine Mittheilung von größter Wichtigkeit zu machen habe“.

„Mein Himmel, — das ist ja eine geradezu indezente Zeit, die er sich dazu ausgesucht hat!“ rief die Herzogin schlecht gelaunt, besann sich dann aber, daß diese dringende Bitte ihres Gastes nur im Zusammenhange mit einer gewissen Angelegenheit stehen konnte, und sich erhebend, befahl sie ihrer Cammeriera, zu melden, „daß sie sogleich erscheinen würde“.

Als sie eine Viertelstunde später, in ein spitzenberieseltes, weißes Negligé gehüllt, aus dem Schlafzimmer in ihr Boudoir trat, hatte sie eine Überraschung, die einem Schrecken nahekam, denn statt des erwarteten Signor Gatti fand sie sich drei Herren gegenüber; der eine war dieser Doktor — wie hieß er doch gleich? der sich unterstanden hatte, sie vor ein paar Tagen ausdringlich zu examinieren, und die beiden anderen waren Doktor Nemi und Don Camillo Arvali.

„Was soll das heißen?“ fragte sie scharf und hochmüthig. „Wie können Sie sich unterstehen, unangemeldet bei mir einzudringen?“

„Darauf kommt es jetzt nicht an, Eccellenza“, nahm Windmüller das Wort, und seine Stimme klang schneidend wie ein Schwert. „Genug, ich bin hier, und diese beiden Herren sind von mir gebeten worden, in Ihrer Gegenwart anzuhören, was ich zu sagen habe. Don Camillo und Doktor Nemi, ich theile Ihnen mit, daß es mir gelungen ist, die unter so räthselhaften Umständen verschwundene Donna Centa Arvali wiederzufinden. Leider weilt sie nicht mehr unter den Lebenden; ihre sterbliche Hülle liegt auf dem Boden der Zisterne im Erdgeschoß des Hauses — schmählich und meuchlerisch ermordet, und die diese heimtückische That begangen hat, steht vor Ihnen — die Herzogin della Pigna!“

Ein gleichzeitig ausgestoßenes „Ah!“ zorniger und

schmerzlicher Überraschung kam von den Lippen der beiden, vor der Wucht dieser Worte zurückprallenden Männer. Auch die Herzogin trat einen Schritt zurück, — sie war blaß bis an die Lippen geworden, verlor aber ihre Haltung nicht.

„Dieser Mensch ist wahnsinnig!“ rief sie, mit dem Finger auf Windmüller deutend, mit klingender Stimme. „Ich protestiere gegen diesen unerhörten Überfall, gegen diese empörende, lächerliche Anklage!“

„Das ist vollständig belanglos“, entgegnete Windmüller kalt. „Die Indizienbeweise werfen, was immer Sie auch dagegen vorbringen, über den Haufen, wie ein Kartenhaus. Sie haben Ihre Stieftochter am Abend des 19. Mai nach einem vergeblichen, erneuten Appell an ihre Großmutter, ihre Börse, unter irgendwelchem Vorwande den geheimen Gang herab in das Gewölbe mit der Zisterne gelockt, sie in dieselbe herablicken lassen und ihr dabei ein Stilett ins Herz gestoßen. Nachdem Sie Ihrem Opfer mit einer kaltblütigen Gefühllosigkeit, die ihresgleichen sucht, die Ringe von den erstarrten Fingern gezogen, die lange Kette mit den Saphiren vom Halse gerissen, daß ein Teil davon bis unter die Bank flog, und die Brosche mit der grauen Perle abgenommen, haben Sie den Körper der Unglücklichen in die Zisterne geworfen, haben Sie den Mantel Donna Centas über den Ihrigen gezogen und sind dann durch das Südportal des Palastes herausgegangen, um eine gemeinsam geschriebene Postkarte an eine Signora Bellini in Bologna in den Briefkasten zu werfen, wobei Sie von einem einwandfreien Zeugen beobachtet und — erkannt wurden. Unterbrechen Sie mich nicht — ich bin noch nicht fertig! — Diese Postkarte, die richtig an ihre Adresse gelangte, war ein sorgsam von Ihnen vorbereitetes Alibi; nun kam es Ihnen noch darauf an, gewisse Spuren zu vertilgen, beziehungsweise eine Nachforschung danach irrezuweisen. Zu diesem Zweck schmuggelten Sie den

Mantel, der Ihnen dazu dienen mußte, als Donna Centa zu posieren, um das Zeugniß der Portiersfrau für den Ausgang Ihrer Stieftochter zu sichern, an einem Orte ein, den Donna Centa nie betreten hat, nämlich in den Vorfaal einer gewissen Spielhölle, die noch ungenannt bleiben mag. Und in dieser ‚Bisca‘ haben Sie ungeheure Summen verspielt, Summen, die Sie nicht besaßen, und zur vorläufigen Deckung der dringendsten Ihrer Spielschulden benutzten Sie zunächst die Juwelen, welche Sie Ihrer ermordeten Stieftochter entrißen hatten. Sie bezahlten den Marchese Brancalone mit einem Brillantring, der, als aus dem Besitz Donna Centas stammend, an einem gewissen, innen angebrachten Zeichen erkannt wurde. Der Marchese, der ahnungslos über die Herkunft des Wertstückes war, suchte den Namen der Geberin hartnäckig zu verheimlichen, bis ein kleiner Kniff von mir den Namen seiner ‚Ehrenschildnerin‘ aus ihm herauslockte. Da Sie nun selbst sich begreiflicherweise scheuten, die anderen Juwelen zu Gelde zu machen, so ersahen Sie dazu einen Gast Ihres Hauses, Dominico Gatti, und fanden in ihm ein williges Werkzeug, nachdem Sie sich ihn durch das Geschenk der Scheide des Stilett, mit welchem Sie die That begingen, verpflichtet, und ihn durch sein Hereinlocken in die Spielhölle gefügig gemacht hatten — —“

„Das ist eine Lüge!“ schrie die Herzogin auf. „Wenn dieser Gatti die Scheide besitzt, dann ist er der Täter, denn er hat sie mit dem Stilett darin von mir erhalten, was ich jederzeit beschwören will!“

„Das ist ein Lapsus, Frau Herzogin, der einer Riffreddi nicht würdig ist“, versetzte Windmüller ruhig. „Er klärt zwar den immerhin noch dunkel gebliebenen Grund dieses Geschenkes einigermaßen auf, aber ein Lapsus bleibt es doch, denn Donna Centa ist am Abend des 19. verschwunden, Dominico Gatti kam aber erst am Vormittag des 22. in den Palazzo Arvali, und es

dürfte Ihnen demnach schwer fallen, seine Urheber-
schaft an der That zu beweisen. Wir wollen aber dar-
über zur Tagesordnung übergehen, denn es wird ja
nur selten ein Verbrechen begangen, bei dem der Täter
nicht irgendeinen Rechenfehler begeht, und da der Er-
trinkende sich bekanntlich an einen Strohalm zu klam-
mern pflegt — —“

„Dieser Elendel!“ keuchte die Herzogin mit sprühen-
den Augen. „Als Gast schleicht er sich bei mir ein
und geht dann hin, mich anzugeben —“

„Ich bitte um Entschuldigung, — das hat er nicht
getan“, fiel Windmüller ein. „Daß Dominico Gatti
sich mit Hilfe Doktor Nemis als Gast ‚eingeschlichen‘
hat, soll nicht geleugnet werden, aber es geschah im
Namen der rächenden Gerechtigkeit, die ich vertrete,
denn dieser Gatti — bin ich!“

„Sie? Unmöglich!“ rief die Herzogin aus.

„Eccellenza machen mir mit Ihrem ‚unmöglich‘ ein
großes Kompliment“, näselte Windmüller im Ton sei-
ner abgespielten Rolle.

„Scheusal!“ keuchte sie zurückprallend, aber Wind-
müller zuckte dazu nur mit den Achseln.

„Ich bin’s gewohnt, daß von mir überführte Ver-
brecher mir die erlesensten Ehrentitel geben“, sagte er
gleichmüthig.

„Überführte Verbrecher!“ wiederholte die Herzogin
mit einer Fassung, die bei einem so kindlich aussehenden
Geschöpf etwas doppelt Unnatürliches hatte. „So-
weit sind wir denn doch noch nicht, mein verehrter Herr
Gatti, oder wie Sie sonst noch heißen mögen. Ich
leugne Ihre lächerliche Anklage von A bis Z, —
ich —“

In diesem Augenblick wurde die Thür des Schlaf-
zimmers aufgerissen und Giuseppina erschien auf der
Schwelle. Hektische rote Flecken brannten auf ihren
fahlen Wangen und in ihren tiefliegenden Augen
flackerte ein seltsames Feuer.

„Sie lügt, — es ist alles wahr, was der Signor sagt“, rief sie mit ihrer leisen, tiefen Stimme, die vor innerer Erregung zitterte. „Ich — habe hinter der Thür gehorcht, — ich gestehe es ein. Ich mußte! Ich mußte! Warum? Mein Gott, sie hat mich geknechtet und gedrückt, jahrelang. Sie hat mich gezwungen, mit ihr nach Rom zu gehen, als sie Herzogin della Pigna wurde, damit sie ein gefügiges Werkzeug bei sich hatte, das zu ihren Schlichen den Mund hielt. Sie hat mich damit gezwungen, weil sie wußte, daß mein Mann im Zuchthaus sitzt, und ich die Schande vor den Leuten verbergen wollte, — oh, Sie ahnen ja gar nicht, wie sie ist. Aber jetzt muß ich reden, denn wenn ich schweige, wie ich so oft schon schweigen mußte, würde ich meine Seele der ewigen Verdammnis preisgeben. Ich hab's an jenem Abend, als Donna Centa verschwand, dort drin mit meinen eigenen Ohren gehört, wie sie um Geld, viel Geld bat, und als Donna Centa ruhig und gütig, wie sie immer war, aber doch sehr entschieden das Ansinnen ein für allemal ablehnte, redete die Frau Herzogin gleich von etwas anderem, und dann schrieben die Damen zusammen die Postkarte. Danach wollte Donna Centa zu der Frau Marchesa hinübergehen, und Donna Lucia — ich meine die Frau Herzogin — erzählte ihrer Stieftochter ganz unschuldig, so wie nebenher, daß sie einen geheimen Weg entdeckt habe, der aus ihrer Garderobe direkt in den Vicolo führe. Sie sagte, sie brenne darauf, Donna Centa ihre Entdeckung zu zeigen, und wenn es ihr Spaß machte, wollte sie sie gleich dort hinausführen. Donna Centa wollte erst nicht recht, weil es schon dunkel sei, aber die Frau Herzogin meinte lachend, man müßte auch bei Tage ein Licht in dem geheimen Gange haben. Vielleicht war Donna Centa nun auch neugierig darauf geworden, oder sie wollte ihrer Stiefmutter nicht wieder etwas abschlagen, kurz, sie sagte: Gut, gehen wir also! Und holte sich ihren Mantel,

der draußen im Vorzimmer hing, die Frau Herzogin aber meinte, Donna Centa möchte ihn lieber nur über den Arm nehmen, damit sie ihr Kleid besser heben könnte, weil der Gang recht staubig sei, und unter Lachen und Scherzen verschwanden die Damen in dem großen Eckschrank in der Garderobe, was ich genau sehen konnte, weil ich mich im Schlafzimmer hinter dem Bettvorhang versteckt hatte. Ich habe mir dabei nichts Schlimmes gedacht, und erst, als Donna Centa nicht mehr wiederkam, da wußte ich's so genau, als ob ich dabei gewesen wäre, daß ihr ein Leid geschehen war."

Atemlos hielt sie ein.

"Schlange, elende, — das sollst du mir büßen!" rief ihr die Herzogin zu.

"Va bene", erwiderte Giuseppina mit plötzlicher Ruhe. "Das Leben auf Erden ist kurz, die Ewigkeit aber lang. Meine Seele soll unbelastet zu ihr eingehen."

"Sie haben recht getan, zu reden", nahm Windmüller wieder das Wort. "Ich wußte es, daß Sie etwas zu sagen hatten. Nun denn, meine Herren, ich will meine ferneren Belastungsindizien aufsparen, bis die Zeit dazu reif ist. Was Sie gehört haben: meine Anklage, meine Rekonstruktion der Tat und die Aussage dieser wichtigen Zeugin, mag für jetzt genügen. Den Beweis will ich Ihnen drunten in der Zisterne zeigen, auf deren Boden Donna Centas sterbliche Hülle deutlich zu sehen ist: in dem weißen Kleide, das sie am Abend ihres Verschwindens trug. In dem herabgelassenen Licht meiner Laterne sah ich die bunten Steine in dem Griff des Stilettos blitzen, das ihr von oben, von der linken Schulter aus, mit tödlicher Sicherheit ins Herz gestoßen wurde, — so tief, mit einer solchen Kraft, daß kein Blutstropfen herausdringen konnte. Und in ihren Ohren funkeln durch das klare Wasser die beiden Solitäre, welche die Mörderin bei

der Beraubung ihres Opfers übersehen hat — oder der Mut versagte ihr dazu. Wer weiß es? Sie, meine Herren, hatten mir versprochen, mir das Wort zu lassen, — ich danke Ihnen für diese Zurückhaltung, die Ihnen nicht leicht gewesen sein muß, und in Ihre Hände, Don Camillo, als Erben Ihrer unglücklichen Cousine, dem gegenwärtigen Herzog della Pigna, lege ich das Weitere. Walten Sie Ihres Amtes."

Damit wollte Windmüller sich entfernen. Don Camillo aber hielt ihn zurück.

"Bitte, bleiben Sie, Herr Doktor! Nicht, um Ihnen jetzt gleich zu danken, daß Sie eine That ans Licht gebracht haben, die ohne Sie wahrscheinlich unentdeckt, ungesühnt geblieben wäre, — das spare ich mir für später auf, — sondern ich bitte Sie, zu bleiben, weil ich Ihrer als Zeuge neben unserem trefflichen Freunde und Verräther bedarf. Sie können gehen", wandte er sich an Giuseppina. "Sie haben geredet, verstehen Sie nun aber auch zu schweigen, bis Ihre Zeit gekommen ist. Also kein Wort von dem, was hier vorgegangen ist! Für Ihre Zukunft werde ich sorgen; Sie können darüber ganz beruhigt sein."

Giuseppina verneigte sich mit Anstand vor dem neuen Herrn und ging wortlos hinaus, und sie hatte den Takt, die Thür zum Schlafzimmer absichtlich offen stehen zu lassen, damit man hören konnte, wie sie die Thür des nächstliegenden Raumes hinter sich zumachte. Es war gleichsam eine Abbitte für ihr früheres Horchen.

"Wer gibt Ihnen das Recht, Don Camillo, wenn ich fragen darf, hier in meinem Zimmer den Herrn zu spielen und meine von mir bezahlte Dienerin zu entlassen", begann die Herzogin sehr von oben herab nach diesem Intermezzo, aber sie kam mit ihrer belspiellofen Kaltblütigkeit an die falsche Adresse, denn Don Camillo trat, sprühenden Zorn und Empörung im Blick, hart an sie heran und hob drohend die Hand. "In die Knie mit dir, — Mörderin!" donnerte er sie

an. „Das Spiel ist aus, — verloren für immer. Du stehst vor deinem Richter, denn was an Zukunft für dich in diesem Leben noch bleibt, das ruht in meiner Hand!“

Die Herzogin war unwillkürlich zurückgewichen und jede Spur von Farbe verschwand aus ihrem Gesicht, — in ihren großen sternengleichen Augen, die bisher kalt, hart und überlegen dreingeschaut, erschien langsam ein anderer Ausdruck, der Windmüller an den eines Wolfes erinnerte, welcher sich in einer Falle gefangen sieht, und daneben noch ein anderer, den er sich im Augenblick nicht denken konnte. Ein Zittern, wie wenn der Wind vor dem Gewitter das Laub der Bäume erbeben macht, durchrieselte ihren Körper, — abwehrend streckte sie beide Arme aus und — sank in die Knie. Sie hatte begriffen.

Don Camillo aber trat wieder zurück und kreuzte die Arme über die Brust.

„Herr Doktor“, sagte er mit vollkommener Ruhe, „was Sie hier sehen und hören werden, wird Sie als Ausländer vielleicht befremden, aber Sie werden mich schon verstehen, wie ich weiß, daß unser Freund Nemi die Lage begreift und zu würdigen weiß. Ich —“

„Verzeihung, Don Camillo“, fiel Nemi erregt ein. „Ehe Sie Ihres Amtes als Chef des Hauses walten, müssen wir das Motto zu dieser Tat wissen! Es ist doch ganz unmöglich, ganz undenkbar, daß um ein paar Juwelen dieses arme Mädchen, — Donna Centa, mein Liebling —“

Dem alten Löwen brach die mächtige Stimme, und er schämte sich nicht der zwei dicken, löwenwürdigen Tränen, die ihm dabei in den weißen Bart rollten.

Don Camillo streckte wieder die Hand nach der auf dem Boden zusammengesunkenen Frau aus.

„Sie hören, was gefragt wurde. Der Herzog della Pigna befiehlt Ihnen, zu antworten“, sagte er mit schneidender Deutlichkeit. Wieder lief das Zittern

durch den jungen Körper, und wieder erschien der Windmüller unerklärliche Ausdruck in den großen, blauen Augen —, dieser Ausdruck von Furcht und — ja, das war's —, von dem widerwilligen Gehorsam eines Hundes, der die Peitsche sieht.

„Centa hatte mir gesagt, daß sie mir in ihrem Testament ein Legat von dreihunderttausend Lire aussetzen würde“, kam es eintönig, wie unter einem Zwange, von ihren Lippen. „Sie — sie hatte schon lange Todesahnungen, unter deren Eindruck sie mir diese Mitteilung machte. Und eines Tages — es war am 19. oder am Tage zuvor — ich weiß es nicht mehr, — ging sie aus, — wie sie mir erzählte, zu Doktor Nemi, um ihr Testament zu unterschreiben — —“

„Ja, das wollte sie, aber ich hatte das Dokument nicht vorbereitet, weil ich noch hoffte, ihr dieses törichte, überflüssige Legat auszureden. Sie verließ mich unverrichteter Sache, halb nur überzeugt von meinen Einwänden“, rief Nemi händeringend. „Davon wollte sie natürlich nicht sprechen, und ließ damit ihre Stiefmutter in dem Glauben, daß das Testament vollzogen sei!“ schloß er dumpf und ohne den Blick des Hasses zu sehen, der aus den Augen der Herzogin auf ihn schoß.

„So, also das war das Motiv!“ sagte Don Camillo schneidend. „Darum sollte ich, auf eine vorgebliche ‚Ahnung‘ hin, gleich die Erbschaft meiner unglücklichen Cousine antreten; darum wurde dem verzweifelden Verlobten das Gift ins Ohr geträufelt, daß die arme Centa ihm wahrscheinlich untreu geworden sei — mit einer andern Liebe heimlich auf und davongegangen! Um Geld, — um schnödes Geld! Aber freilich, was hätte eine Risreddi nicht um Geld getan! Nun aber ziehe ich die Bilanz, denn die Stunde der Abrechnung, auch für das meinem verstorbenen Onkel zugesügte Unrecht, hat geschlagen. Doktor Windmüller, Sie wissen, daß wir römischen Dynasten das Recht des

Richters im Bereiche unserer eigenen Häuser besaßen. Nun, ich bin ein Mann, der mit beiden Füßen fest in der Gegenwart steht, und habe manchen alten, überlebten und verrotteten Plunder, Tradition genannt, über Bord geworfen. Ich mußte, ungestützt durch meinen alten Namen und durch die sogenannte ‚regierende‘ Linie meines Hauses, mir meinen eigenen Weg bahnen, und meine Mutter war eine Popolana, — ein Mädchen aus dem Volk. Ich weiß auch ferner sehr genau, daß das neue Italien uns großen Familien die ehemaligen Rechte aus der Hand genommen hat, und daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben. Und dennoch fühle ich, daß diese Stunde mir alle diese beiseitegelegten, alten Rechte als Haupt der Familie wieder in die Hand gelegt hat, ich fühle mich als gesetzmäßigen Richter über diese Frau, die hier vor mir auf den Knien liegt, und durch diese Stellung hat sie mich als ihren Richter anerkannt. Dieses durch die Tradition geheiligten Amtes gedenke ich nun zu walten. Die Zeiten freilich sind vorüber, wo ein Arvali durch seinen Richterspruch ein unwürdiges Mitglied seiner Familie dem Nachrichter übergab. Aber ich halte mich für berechtigt, mein Haus nahe berührende Fragen auch ohne diese extreme Maßregel zu erledigen. Verstehen Sie mich recht: es ist fern von mir, ein Verbrechen, wie das durch diese Frau begangene, ungesühnt zu lassen; ich wüßte überhaupt keine Sühne, die schwer genug dafür wäre. Die Todesstrafe ist in Italien aufgehoben, — wäre sie das nicht, so würde ich einem Sensationsprozeß, wie ihn dieser Fall bedingt, unbedenklich die Stirn bieten; die Freiheitsstrafe aber fühle auch ich mich berechtigt, über die Schuldige zu verhängen. Ich glaube, daß sich vor der Welt der Tod meiner Cousine auf natürliche Weise wird erklären lassen, daß es dadurch möglich sein wird, dem Schmutz und dem Grauen eines Mordprozesses auszuweichen. Darum und kraft meiner Rechte als Chef des Hauses

Arvali verurteile ich Lucia Riffreddi-Arvali, verwitwete Herzogin della Pigna zur lebenslänglichen Internierung auf meinem festen Bergschlosse Rocca di Giove."

Bei diesem Namen kam Leben in die zusammengefunkene Gestalt der Herzogin. Einmal, am Anfang ihrer Ehe, hatte sie aus Neugierde das Kastell in einem der wildesten, ödesten Teile der Abruzzern besucht — und nie wieder. Nur mit Grauen dachte sie an dieses festungsähnliche Schloß auf dem einsamen, fast unzugänglichen Bergkegel, auf dem in grauen Zeiten ein Tempel des Jupiter gestanden, der von ihm seinen Namen führte. Vor ihren Augen stiegen diese aus dem Felsen wachsenden Riesenmauern mit ihrem viereckigen Wachturm, ihren finsternen Höfen und halzbrechenden Treppen auf, die düstern, hallenden, halb-leeren, gefängnisartigen Räume und Zimmer, die niedere, gewölbte Halle, in der die Arvali vordem zu Gericht saßen über Leben und Tod, die Verliese, in denen die schuldig Befundenen hingerichtet wurden. —

"Ich protestiere gegen diesen eigenmächtigen Spruch!" schrie sie schrill auf. „Mich in Rocca di Giove einsperren, ist so gut wie Mord! Kein Hahn würde danach krähen, ob und wann ich für immer in diesen schaurigen Verliesen verschwinde — falls das Grauen mich nicht vorher tötet! Ich verlange vor ein Gericht gestellt zu werden — was kümmert's mich, ob das Haus Arvali sich vor einem Prozeß fürchtet? Man muß und wird eine junge Dame der römischen Aristokratie freisprechen — es wäre nicht zum ersten Male!"

„Wird man?“ donnerte Nemi grimmig. „Dann wird sich auch jede Tür vor einer Person schließen, die mit beslecktem Namen aus solch einem Freispruch hervorgeht! Ich weiß, woran Sie denken, Frau Herzogin! Sie glauben, weil unlängst eine Dame der Aristokratie freigesprochen wurde, trotzdem sie den Militärdiener ihres Gatten erschossen hat, daß die Gerichte Sie mit ähnlichen Spitzfindigkeiten und

Schlagworten, wie ‚erbliche Belastung‘, ‚epileptische Veranlagung‘ und dergleichen — etwa vielleicht gar auch ‚Notwehr‘, wie dort — freisprechen würden? Diese Dame hat ihre Freiheit teuer erkauft, denn es ist nicht ein guter Faden an ihrem Rufe geblieben! Das alles haben Sie von Ihren Richtern nicht zu erwarten. Ich bin ein alter Jurist und kann den Ausgang Ihres Prozesses beurteilen, denn bei Ihnen lautet die Anklage auf vorsätzlichen Raubmord. Hätten Sie die Juwelen Ihrem Opfer nicht abgenommen, es nicht zur Tat in den Raum mit der Zisterne gelockt, dann könnte ein geschickter Rechtsverdreher von einem Verteidiger vielleicht noch einen ‚unüberlegten Racheakt‘ daraus drescheln. Aber mit diesen Tatsachen haben Sie sich selbst den Strick gedreht, — das sage ich Ihnen, der schon oft, öfter, als Sie Jahre haben, vor den Schranken des Gerichtes als Verteidiger gestanden ist. Ihr Fall hat nicht den Schatten einer Aussicht zu einem Freispruch, der aller Gerechtigkeit Hohn sprechen müßte! Basta!“

„Ja, genug!“ fiel Don Camillo ein. „Die Gerechtigkeit vor allem — das ist mein Wahlspruch. Wenn die Herzogin della Pigna es vorzieht, vor einem öffentlichen Gerichtshofe ihr ganzes Vorleben durch Scharen von Zeugen hervorgezerrt, ihre Verwandten bloßgestellt zu sehen und ihre Schuld im Sträflingskleide unter den Verworfensten ihres Geschlechtes oder — wie anzunehmen ist — lebenslänglich in einer Einzelzelle abzubüßen, statt in der reinen Luft des Gebirges eine verhältnismäßige Bewegungsfreiheit innerhalb der Mauern eines freilich weltfernen, aber geräumigen Schlosses zu genießen —, so will ich sie vor die Wahl stellen und ihr zehn Minuten zur Entscheidung geben. Eine halbe Stunde danach wird sie — unter Aufsicht, wohlverstanden — umgekleidet sein und den Palast verlassen, entweder, um nach Regina Coeli* oder nach Rocca di Giove gebracht zu werden.“

* „Regina Coeli“ wird das Kriminalgefängnis in Rom genannt.

Mit diesen Worten setzte sich Don Camillo auf den nächsten Stuhl und zog seine Uhr hervor, den Blick auf das Zifferblatt gerichtet, während die Herzogin stehend ihre Augen über die drei bewegungslosen Gesichter vor ihr schweifen ließ. Daß sie von Don Camillo nichts zu erhoffen und zu erwarten hatte, wußte sie; die ehernen Züge dieses Mannes, der Ausdruck seiner Augen hatten ihr das gesagt, deutlicher noch als seine Worte. Nemi war immer ihr Gegner gewesen, offen, mit nicht zu leugnender Rechtflichkeit und Ehrlichkeit, — sein Verdikt hatte sie empfangen. Auch in den auf sie gerichteten stahlharten Augen Windmüllers, ihres Anklägers, der alles mit seinem Spürsinn an den Tag gebracht, war nichts zu erwarten, und doch machte sie einen letzten Versuch.

„Wie, wenn ich nun alles leugne, fest und hartnäckig leugne und die Anklage als einen abgekarteten Racheakt gegen mich hinstelle?“ fragte sie laut, lauernd.

„Ich halte die Gegenbeweise für eine solche überflüssige Kraftprobe in der Hand“, antwortete Windmüller ruhig und bedeutungsvoll.

Da senkte sie den Kopf und schloß die Augen und ein Schweigen fiel über die kleine Gruppe, das mit den voraneilenden Minuten von den drei Männern mit fast unerträglicher Bleischwere empfunden wurde.

„Die Zeit ist um“, rief Don Camillo, indem er die Uhr einsteckte.

Da richtete die Herzogin, die bewegungslos dagestanden, sich auf.

„Ich wähle — Rocca di Giove“, sagte sie wie traumbefangen.

Über Rom, das leichtbewegte, sensationsempfängliche Rom, gingen die hohen Wogen des traurigen Ereignisses im Palazzo Arvali mit hoher Brandung

ein wenig über die orthodoxe Zeitspanne des ‚neun-tägigen Wunders‘ herüber und — glätteten sich dann allgemach, um sich durch andere neue ‚Fälle‘ wieder aufpeitschen zu lassen. Aber die allgemeine Teilnahme hatte doch schließlich alle anderen Empfindungen überwogen, denn Donna Centa Urvali war in allen Kreisen, denen sie nähergetreten war, ob ihrer echten Liebenswürdigkeit, Jugend, Armut und Klugheit, mehr als ‚beliebt‘, sie war wirklich herzlich bewundert, geliebt und verehrt worden, — ganz abgesehen davon, daß sie eine der reichsten Erbinnen des Landes und eine der Vornehmsten dazu gewesen. Darum verursachte ihr tragisches Geschick, daß sie in ihrem eigenen Hause das Opfer eines Unfalls werden ließ, wirklich allgemeine Teilnahme, und die Kirche, in welcher ihr Sarg nach dem Vorrechte der römischen ‚Coscritti‘ ohne Katafalk, frei auf dem Estrich stehend, ausgestellt war, während die Sixtinische Kapelle — ein seltener Fall — das Requiem sang, konnte die Zahl der Herbeigeströmten kaum fassen. Die Zeitungen füllten eine Woche lang ihre Spalten mit der Beschreibung, wie die junge Erbin ihren frühen Tod gefunden, und machten glänzende Geschäfte damit, denn arm und reich, jung und alt wollte wissen, wie es geschehen war. Und doch war es mit Sicherheit nicht zu sagen, man nahm nur an, daß sie bei einer allein unternommenen Expedition durch den Palast in einem sonst wohlverschlossenen Raum im Erdgeschoß die Zisterne gefunden, sich tief über den Rand gebeugt und dabei das Gleichgewicht verloren und hineingestürzt war. Daß man die Verschwundene tagelang gesucht, allorts gesucht, bis man sie ‚zufällig‘ dort gefunden, erfuhr man erst nachträglich und fand es ganz natürlich, daß die Familie nichts von dem rätselhaften Verschwinden hatte durchsickern lassen. Man wußte ja, daß die Welt immer zu bösen Nachreden geneigt ist und vielleicht Hypothesen aufgestellt

hätte, die dem Ruf der armen Donna Centa leicht hätten zu nahe treten können, — also war es ganz korrekt, daß man dieses Verschwinden zunächst mit Erfolg vertuscht hatte.

Eine kleine, kurze Notiz, daß die verwitwete Herzogin della Pigna, die Stiefmutter Donna Centas, sich noch vor der Beisetzung auf einen fernen Landsitz — wahrscheinlich Rocca di Giove — zurückgezogen hatte, wurde ihr vom großen Publikum als ein Beweis ihrer tiefen Trauer ausgelegt; die ‚Gesellschaft‘ im allgemeinen zuckte die Achseln, nannte es ‚affektiert, um sich interessant zu machen‘, oder tuschelte sich schadenfroh zu, ‚daß es wohl einen Krach mit dem neuen Herrn und Erben gegeben haben müsse, und sie lieber vorzöge, zu verschwinden, als die zweite Geige im Palazzo Arvali zu spielen‘. Don Camillo, der jetzige Herzog della Pigna, schwieg sich in allen lebenden und toten Sprachen über die Entschlüsse der Witwe seines Onkels aus — weder aus ihm, noch aus seiner Frau war darüber etwas herauszulocken —, nun, mit nichts kann man ja auch sehr viel sagen und sich das Seine dabei denken.

Die ‚Intimen‘ der Herzogin redeten merkwürdigerweise, wie auf Verabredung, gar nichts über die Sache; man kam aber eigentlich nicht dazu, sich darüber zu wundern, denn die Aufhebung einer ‚Visca‘ in einem Hause der Aristokratie lenkte die Aufmerksamkeit von der Herzogin della Pigna stark ab. Alles in allem: sie war ja sehr bewundert worden, namentlich von den Herren, aber eigentlich ‚beliebt‘ war sie in der römischen Gesellschaft nicht gewesen; das lag schon daran, daß sie eben eine jener Riffreddis war, die in Florenz für ‚unmöglich‘ galten.

Man widmete ihrem Schmerz um die Stieftochter, die ihr ja freilich eine starke Stütze gewesen, darum auch nicht einmal die übliche Krokodilsträne und

tröstete sich damit, daß sie schon wiederkommen würde.

Aber sie kam nicht wieder und man vergaß über neuen Sternen ganz, daß sie überhaupt jemals existiert hatte.

Epilog.

Wieder war es Frühling geworden in Rom, — Spätfrühling konnte man eher sagen, denn der Mai mit seinen ersten, heißen Vorsommertagen war schon gekommen, und wer's dazu hatte und abkommen konnte, dachte schon ernstlich an eine Übersiedlung in eine Villegiatura in die Campagna, die Berge oder an die Meeresküste.

Doktor Franz Xaver Windmüller aber dachte noch nicht daran, sein behagliches Luskulum am Abhang des Gianicolo zu verlassen und gegen eine unbehagliche Sommerfrische einzutauschen. Das that er nur, wenn er einmal durch einen vorhergegangenen Fall für eine Zeitlang absoluter geistiger und körperlicher Ruhe bedurfte, und in diesen Fällen verschwand er, ohne eine Adresse zu hinterlassen.

Heut, an einem der ersten Abende des jungen Monats Mai, ein Jahr nach den geschilderten Ereignissen, saß er wiederum am offenen Fenster seiner Studierstube und polierte eifrigst mit einem ledernen Lappen eine silberne Kanne, die er auf dem Campo de Fiori, dem Trödelmarkte von Rom, erstanden und als ein rares Stück der Goldschmiedekunst des Cinquecento erkannt hatte.

Drunten im Vorgärtchen der Villa besprengte Telesphor Pfifferling, sein Diener und Gehilfe, mit einem langen Wasserschlauch die nach der Hitze des Tages dürstenden Blumen und Sträucher, wobei es gelegentlich zu passieren pflegte, daß die Wirtschafterin Auguste, die strickend in der Laube saß, ein paar

Tropfen' aus purem Versehen abkriegte, was sie prompt mit einem: „Sie aler Tolpatsch, Sie!“ quittierte.

In dieses Idyll könnte — was hier oben nicht oft vorkam — das Tuten einer Autohupe, das dazugehörige Vehikel rasste die stille Straße hinauf und hielt direkt vor Windmüllers Tor an.

„Donnerwetter — wer kommt denn heut noch in dieser Eile?“ murrte er mit einem Blick durchs Fenster. „Ich ziehe mich besser zurück, denn wenn ich dem Kamel, dem Psifferling, auch eingeschärft habe — halt, ist das nicht der Conte Sassonero? Wahrhaftig, ja — — buona sera, conte!“ rief er herab. „Ja, ich bin daheim und freue mich, Sie zu sehen. Kommen Sie nur herauf!“

Wennschon die Freude, den jungen Offizier wiederzusehen, für Windmüller Erinnerungen wachrief, die mit der Freude nichts zu tun hatten, weil eine schreckliche Tragödie damit verknüpft war, die Tragödie der Donna Centa Urvali, so taten sie der persönlichen Sympathie, die er für den Conte hegte, keinen Eintrag; ja, es befriedigte ihn sichtlich, wahrzunehmen, daß Sassonero besser aussah, elastisch auftrat, wie es seinem Alter entsprach, daß der wehe Ausdruck in seinen ehrlichen, klaren Augen verschwunden war und nur noch gewisse Fältchen um den Mund — die Runen durchkämpften Schmerzes — an den Sturm erinnerten, der diesen jungen, kräftigen Mann gebeugt, aber nicht gebrochen hatte.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, Conte, — um so größer ist mir die Freude Ihres Besuches“, sagte Windmüller herzlich nach der ersten Begrüßung. „Ich rechne es Ihnen hoch an, daß Sie sich meiner noch erinnern wollen.“

„Oh, ich war oft schon in Gedanken auf dem Wege zu Ihnen“, versetzte Sassonero warm. „Und daß ich nur gleich mit der Tür ins Haus falle: ich komme mit einer Bitte zu Ihnen.“

„In der Tat!“ lächelte Windmüller. „Nehmen Sie Platz, zünden Sie sich eine Zigarette an und schießen Sie los.“

„Die Zigarette hat Zeit, Herr Doktor“, meinte der junge Offizier, mit einer leichten Verlegenheit kämpfend. „Erst das Wichtigste: meine Bitte kleidet sich in die Form einer Einladung zu einer — zu meiner Hochzeit!“

„Als ob es dazu einer Bitte bedürfte!“ rief Windmüller, scharf aufblickend, denn es war ihm ein leiser Ruck durch die Glieder gegangen. „Vor allem: meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer Verlobung, von der ich keine Ahnung hatte —“

„Kein Mensch hatte eine Ahnung“, fiel Sassonero hastig ein. „Wir — wir haben die Welt, in der man sich langweilt“, heut mit dem fait accompli unserer in acht Tagen stattfindenden Hochzeit überrumpelt — meine Braut und ich. Ahnen Sie, wer sie ist, wer sie sein kann? Flaminia Valombrosa —“

Windmüller streckte seinem Gast beide Hände entgegen und drückte sie kräftiger, als jenem lieb war.

„Gott sei gedankt“, sagte er wie erleichtert. „Nun wird mein Glückwunsch zur Jubelhymne. Ich werde mein hochzeitliches Gewand, alias Frack, mit allen Orden und Sternen schmücken, die es bisher auf mich gehagelt hat, und wenn Sie wollen, will ich mir einen Blumenstrauß ins Knopfloch stecken, an dem eine Kuh sich sattfressen kann!“

Sassonero lachte glücklich, aber immer noch nicht ganz frei von einer gewissen Verlegenheit.

„Ich freue mich, daß meine Wahl Sie zu solchem Kriegsschmuck begeistert“, erwiderte er dankbar. „Niemand kann es ja besser und tiefer ermessen wie ich, welche Perle mein geworden ist. Aber, Herr Doktor, nicht wahr? Sie halten mich nicht für herzlos, weil ich ein Glück, das ich auf meinem vereinsamten Wege

sand, nicht liegen ließ, sondern mit beiden Händen danach griff, um es festzuhalten?"

Jetzt stand Windmüller auf, nahm den Kopf des jungen Offiziers in beide Hände und küßte ihn auf die Stirn.

„Nein, mein Junge, ich halte Sie nicht für herzlos“, sagte er gerührt. „Als ob ich verlangen oder erwarten könnte, daß Sie Ihr ganzes Leben der Trauer um die Tote widmen sollten! Im Gegenteil, ich freue mich herzlich Ihres neuen Glückes, und daß Sie die gefunden, deren treues Herz ich so schätzen gelernt. Ich wäre bitter enttäuscht gewesen, einen anderen Namen zu hören, denn — denn ich habe einen Blick in dieses Herz getan, ehe Sie noch eine Ahnung davon haben konnten, wie hoch es für Sie schlug! Also in acht Tagen ist Hochzeit“, setzte er vergnügt hinzu.

„Ja — im kleinen Kreise“, nickte Sassonero mit einem verwunderten Blick auf seinen Gastfreund. „Außer Ihnen kommt dazu nur noch ein Onkel Flaminia's, ihre Cousine Frau von Wettersbach mit ihrem Mann und der Herzog della Pigna mit seiner netten Frau. Diese letzteren sind, ich gestehe es offen, eine Konzession an die Wünsche meiner Braut, denn ganz habe ich es noch immer nicht überwunden, daß der Herzog es mir damals so schroff, so unfreundlich, möchte ich sagen, ablehnte, die arme Centa noch einmal im Sarge zu sehen.“

„Er hat Ihnen dadurch einen Liebesdienst erwiesen“, entgegnete Windmüller nach einer kleinen Pause sehr ernst. „Sie haben es übersehen, nicht daran gedacht, daß — daß Verstorbene, die im Wasser gelegen haben, sehr, sehr verändert aussehen. Wir waren übereingekommen, Ihnen einen Anblick zu ersparen, der Ihnen das liebe Bild entstellt in der Erinnerung zurückgelassen hätte. Ihnen und der Marchesa, denn auch sie wurde nicht zugelassen. Sie sehen, daß ein

Teil der Schuld, die Sie dem Herzog della Pigna zumessen — mit Unrecht —, auch mich trifft.“

Sassonero antwortete nicht gleich.

„Nun wohl“, sagte er dann offen, „es ist immer besser, es spät einzusehen, daß man jemand Unrecht getan hat, als gar nicht. Man hätte mich's gleich in diesem Lichte sehen lassen müssen. Es ist ja wahr, daß niemand die Verstorbene mehr sehen durfte — ich glaubte eben zu einer Ausnahme das Recht zu haben. Flamminia hält übrigens viel von dem Herzog della Pigna; sie lobt seinen geraden, offenen Charakter, seine unbeugsame Gerechtigkeitsliebe, und doch will mir manches dazu nicht stimmen, obgleich ich zugesteh, daß ich ihn genauer nicht kenne und mein Urtheil darum nicht abschließend sein kann. Nehmen Sie zum Beispiel die unerklärte, hastige, indezent überstürzte Abreise von Centas Stiefmutter. Der Herzog muß ihr doch einen Knüttel in den Weg geworfen haben —“

„Oder sie ihm“, warf Windmüller ein.

„Daran hatte ich allerdings nicht gedacht“, gestand Sassonero betroffen ein. „Bei ihrem Charakter ist das sogar ganz einleuchtend. Aber dann hätte er sie wenigstens bis nach der Beisetzung zurückhalten sollen; es hat einen schlechten Eindruck gemacht, daß sie nicht dabei war. Sie wissen ja, Herr Doktor, daß zwischen mir und der Herzogin keine Liebe verschwendet wurde; ich habe sogar manch häßlichen Verdacht gegen sie gehegt, aber schließlich haben die Ereignisse doch bewiesen, daß ich ihr vielleicht unrecht getan. Daß sie sich nach Rocca di Giove zurückgezogen haben soll, ist natürlich Unsinn — in diesem gottverlassenen Felsenest hat sie, wenn sie wirklich die Kaprice hatte, dahin zu gehen, keine drei Tage ausgehalten — sie nicht!“

„Wo glauben Sie, daß sie sich aufhält?“ fragte Windmüller scheinbar ohne sonderliches Interesse.

„Wer kann's wissen?“ machte Sassonero achsel-

zuckend. „Im Februar hat mein Vetter, der Militärattaché in Washington ist, sie dort mit — ausgerechnet mit dem Marchese Brancalone gesehen.“

„Waaaas?“ rief Windmüller zurückfahrend mit solch ungeheucheltem Erstaunen, daß es einem weniger harmlosen Menschen, wie der Conte einer war, als Gegensatz zu seiner eben gezeigten Gleichgültigkeit hätte auffallen müssen. „Ist das sicher?“

„Gewiß“, bestätigte Sassonero. „Mein Vetter schrieb es mir. Er traf die beiden in einem Restaurant und hat mit der Herzogin gesprochen. Er hatte aber die Absicht, sie bei einer etwaigen neuen Begegnung zu übersehen. Einmal ihres Begleiters wegen — Sie kennen ja seinen Ruf —, und dann ist meinem Vetter amtlich gesteckt worden, daß man das augenscheinlich illegitime Paar für politische Agenten hält, die nicht von unserer Regierung beschäftigt und bezahlt werden. Sie verstehen —“

„Ich verstehe“, erwiderte Windmüller trocken. „Nach allem scheint es mir doch, als ob der Herzog della Pigna guten Grund hätte, seine Hände über der Witwe seines Onkels zu waschen.“

„Gewiß. Sie war immer ein Dorn im Fleische der Urvali — damit ist der Dorn zum Stachel geworden“, nickte Sassonero. „Jetzt aber will ich Sie nicht länger aufhalten, caro Dottore“, setzte er, sich erhebend, hinzu. „Sie sind gewiß, wie immer, sehr beschäftigt —“

„Augenblicklich nur mit dem Problem, dieses alte, silberne Rännchen von überflüssigem Schmutz zu reinigen“, sagte Windmüller etwas zerstreut.

„Welch reizendes Stück, — das müssen Sie einmal meiner Braut zeigen, die eine Schwäche für altes Silbergeschirr hat“, rief der junge Offizier bewundernd.

„Ich werde ihr diese Kanne zur Hochzeit schenken —“

„Aber nein — Sie werden Ihre Sammlung doch nicht plündern wollen!“ protestierte der glückliche Bräu-

figam strahlend, indem er, sich umsehend, vor ein Glas-schränkchen trat und die hinter den Scheiben geordneten Gegenstände betrachtete. „Welch interessante Dinge Sie hier aufgespeichert haben. Um diese Miniatüren würde Sie jedes Museum beneiden — oh, und was ist das hier für eine prachtvolle Waffe, — ich meine diesen edelsteinbesetzten Dolch —“

„Es ist ein altitalienisches Stilett, Conte.“

„Das muß ich mir, wenn ich einmal wiederkommen darf, näher betrachten — es ist ja ein Prachtstück! Ist das ein Smaragd an der Spitze des Griffs?“

„Es ist ein Beryll.“

„In der That! Ein herrlicher Stein; er hat etwas Faszinierendes, Unheimliches fast, möchte ich sagen — doch ich will nicht länger stören, Dottore. Ich darf also meiner Braut Ihre Zusage zu unserer Hochzeit bringen? Vielen Dank!“ —

Windmüller trat, nachdem er seinen Besuch hinausbegleitet, vor den Glasschrank und betrachtete lange das kostbare Stilett, das hier komplett, nicht eine leere Scheide, vor ihm lag.

„Es war nicht der Beryll, der ihn faszinierte, ihm unheimlich vorkam“, murmelte er mit einem Seufzer. „Ich sah es, wie ihn fröstelte, den armen Jungen — den ein gütiges Schicksal wieder so reich gemacht hat. Das ist das versöhnende Moment in der Tragödie seines jungen Lebens, der Epilog dazu, der mich mit größerer Freude erfüllt, als er ahnen kann, je ahnen wird. Wenn er wieder zu mir kommt, soll er das Stilett nicht mehr hier finden — er soll es nicht in die Hand nehmen — damit es ihn nicht wieder fröstelt. Ja, es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde —“

Er brach ab, trat an das Fenster und sah, ohne zu sehen, hinaus in die sinkende Sonne, die die Ewige Stadt zu seinen Füßen in eine Glorie ohnegleichen tauchte.

„So, so! Also, die Herzogin della Pigna hat es mit den raffinierten Hilfsmitteln der Riffreddi doch zuwege gebracht, ihrem Kerker auf Rocca di Giove zu entfliehen“, setzte er halblaut seinen Monolog fort. „Womit der Beweis erbracht ist, daß ich recht hatte, als ich Don Camillo dringend davon abriet, selbst den Richter zu spielen. Ja, die Furcht vor der Öffentlichkeit hat schon mehr verdorben, als gutgemacht. In Regina Coeli wäre diese liebe Herzogin, diese Riffreddische Giftschlange, sicher aufgehoben gewesen; dort aber ist sie durch das Gitter geschlüpft und sticht nun das eigene Vaterland in die Fersen, wie es so Schlangenart ist. Das Gewissen wird aber doch in einer Stunde in ihr erwachen, in welcher sie es am letzten erwartet, denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Rein menschlich empfunden bin ich schließlich aber doch froh, daß weder dieser liebe Junge Fabio Sassonero, noch auch die Welt im allgemeinen die Wahrheit über Donna Centa erfahren hat.“

E n d e.



- 25.10.67 - 14.11.67

- 14.11.67 -

Bz 25101

Biblioteka Śląska w Katowicach

ID: 0030001055997



I 779812

SL